Wolfram Angerbauer Hans Georg Frank

Jüdische Gemeinden in Kreis und Stadt Heilbronn

Wolfram Angerbauer Hans Georg Frank

Jüdische Gemeinden in Kreis und Stadt Heilbronn

Geschichte
Schicksale
Dokumente

Digitized by Project Zikaron
Touro University-NY Libraries
www.zikaron.tourolib.org
2024

Landkreis Heilbronn
1986

Digitized by Project Zikaron
Touro University-NY Libraries
www.zikaron.tourolib.org
2024

© 1986 Landkreis Heilbronn, Kreisarchivar
Gesamtherstellung: Wilhelm Röck GmbH, Weinsberg

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort 9
Einführung 11

1. GESCHICHTE DER JÜDISCHEN GEMEINDEN
von Wolfram Angerbauer

Affaltrach, Gemeinde Obersulm 17
Babstadt, Stadt Bad Rappenau 25
Bachenau, Stadt Gundelsheim 27
Bad Rappenau 27
Bad Wimpfen 31
Berwangen, Gemeinde Kirchardt 46
Biberach, Stadt Heilbronn 51
Binswangen, Gemeinde Erlenbach 53
Bonfeld, Stadt Bad Rappenau 54
Brackenheim 58
Bürg, Stadt Neuenstadt am Kocher 58
Degmarn, Gemeinde Oedheim 58
Eppingen 59
Erlenbach 67
Eschenau, Gemeinde Obersulm 67
Fürfeld, Stadt Bad Rappenau 72
Gemmingen 73
Gochsen, Gemeinde Hardthausen am Kocher 80
Grombach, Stadt Bad Rappenau 80
Güglingen 83
Gundelsheim 83
Heilbronn 91
Heinsheim, Stadt Bad Rappenau 101
Hipfelhof, Stadt Heilbronn Markung Frankenbach 109
Horkheim, Stadt Heilbronn 110
Ittlingen 115

Kirchardt 122
Kirchhausen, Stadt Heilbronn 122
Kleingartach, Stadt Eppingen 125
Kochendorf, Stadt Bad Friedrichshall 126
Kochertürn, Stadt Neuenstadt am Kocher 133
Korb, Stadt Möckmühl 134
Lauffen am Neckar 138
Lehrensteinsfeld 138
Löwenstein 145
Massenbach, Stadt Schwaigern 146
Massenbachhausen 160
Möckmühl 164
Mühlbach, Stadt Eppingen 164
Neckarsulm 165
Neckarwestheim 176
Neipperg, Stadt Brackenheim 177
Neudenau 177
Neuenstadt am Kocher 182
Obergimpern, Stadt Bad Rappenau 182
Oedheim 186
Olnhausen, Gemeinde Jagsthausen 194
Richen, Stadt Eppingen 200
Schluchtern, Gemeinde Leingarten 205
Siegelsbach 209
Sontheim, Stadt Heilbronn 213
Stebbach, Gemeinde Gemmingen 221
Stein am Kocher, Stadt Neuenstadt am Kocher 224
Stockheim, Stadt Brackenheim 229
Talheim 230
Untereisesheim 235
Weinsberg 237
Widdern 238
Willsbach, Gemeinde Obersulm 238
Wollenberg, Stadt Bad Rappenau 238
Zaberfeld 244

2. GESCHICHTEN AUS DEN JÜDISCHEN GEMEINDEN von Hans Georg Frank

„Und unser Glaube ist der Sieg"
Die Judentaufe in Heilbronn – Wie aus dem Juden Hirsch anno 1727 Georg Heinrich Siegfried wurde 249

Eine Bürgerinitiative in Kochendorf
„Mit unterthänigem Dank und tiefster Submißion" 256

Das Leben im Dorf um 1900
Zwischen Brauch und Aberglauben 259

„Der Jude hat keinem Bauern den Hals zugezogen"
Jüdische Viehhändler – hier geschätzt, dort verachtet 265

An Weihnachten einen Packen voll Wäsche
Christliche Angestellte in jüdischen Haushalten 273

Letzte Spur: 14. März 1949
In Bonfeld ist die Bernhard-Ottenheimer-Stiftung von einem Tag auf den anderen verschwunden 277

Ein Denkmal der Wohltätigkeit
Die Michael Kahn'sche Schulstiftung in Stebbach 282

„Alles für das Vaterland"
David Behr – Zugführer der Feuerwehr 288

„Große Freude und Jubel im Verein"
Wie der Stebbacher Liederkranz im Jahr 1924 zu einer Fahne kam 291

Im „Engel" traf der Lehrer seinen Engel
Eine christlich-jüdische Liebesgeschichte 295

Erst Ehrenbürger, dann vergessen
Jonas Eisinger – Der Ratsschreiber von Stebbach 299

Zur Nachbarschaftshilfe gehörte auch Muttermilch
Episoden aus dem Alltag: Revolution, Geiz, Hunger 303

August und Bertha Thalheimer: Triebkräfte der Arbeiterbewegung
Zwei Juden aus Affaltrach schreiben ein Stück turbulenter deutscher Geschichte 311

Ich bin stolz auf meinen Vater
Roy Thalheimer: Erinnerungen eines Sohnes 321

„Wir haben uns der christlichen Umgebung angepaßt, weil das einfacher ist"
Interview mit einer Jüdin über Geschichte und Gebräuche 323

„Unfaßbar, daß ein Land so enttäuschen kann!"
Ein Gespräch mit Rose Hirschheimer aus Lehren 336

Wo der Tod eine Gnade war
Vom Schloß in Eschenau ins Ghetto von Theresienstadt 343

Ein kleines Dorf in den Pyrenäen wird zum Wartesaal für Auschwitz
Die Deportation badischer Juden nach Südfrankreich 351

„Neue Heimat" wurde zum Massengrab
Die Verschleppung nach Riga 362

„Ich möchte kein Jude in Deutschland sein"
Wie die Juden mit Verordnungen und Gesetzen zunächst zur Auswanderung gezwungen und schließlich in die Gaskammern der Konzentrationslager getrieben wurden 371

Quellen- und Literaturhinweise 384

Bildnachweis 396

Ortsregister 397

Vorwort

In nahezu 50 Gemeinden des Landkreises Heilbronn bestanden im Mittelalter und in der frühen Neuzeit jüdische Gemeinden von mitunter beachtlicher Größe. Im Mittelalter oft verfolgt, in der frühen Neuzeit nur geduldet, erlangten die Juden im 19. Jahrhundert ihre bürgerliche Gleichstellung, die ihnen einen sozialen und wirtschaftlichen Aufstieg ermöglichte. Juden nahmen Anteil am Gemeindeleben und lebten in der Regel harmonisch mit den Christen zusammen, bis der Nationalsozialismus die jüdischen Gemeinden auslöschte. Noch heute erinnern jüdische Friedhöfe, ehemalige Synagogen und andere Zeugen in unserem Kreis daran, daß über Jahrhunderte jüdische Mitbürger in unserer Heimat gelebt und gearbeitet haben.

In den historischen Ausarbeitungen über die Geschichte des württembergischen Unterlandes wurde der Anteil der Juden meist vernachlässigt. Knappe Übersichten zur Geschichte der jüdischen Gemeinden haben 1966 Paul Sauer („Die jüdischen Gemeinden in Württemberg und Hohenzollern") sowie 1968 Franz Hundsnurscher und Gerhard Taddey („Die jüdischen Gemeinden in Baden") veröffentlicht. Die Geschichte der Heilbronner Juden wurde bereits 1963 durch Hans Franke in vorbildlicher Weise aufgearbeitet, ebenfalls 1963 auch die Geschichte der Talheimer Juden durch Theobald Nebel. Aufschlußreiche neuere Untersuchungen in der orts- und heimatgeschichtlichen Literatur zeigen ein wachsendes Interesse an der Beschäftigung mit der jüdischen Geschichte. Dies zeigte sich auch, als die Heilbronner Stimme im Sommer 1982 eine Artikelserie dem Thema „Juden im Unterland" widmete. Die von dem Journalisten Hans Georg Frank bearbeiteten Beiträge, in denen die damals bekannten wichtigsten geschichtlichen Fakten und Daten mit Erinnerungen und Erlebnissen dargestellt wurden, fanden allgemein Interesse und lösten vor allem bei Nachkommen der früher im württembergischen Unterland ansässigen Juden ein starkes Echo aus.

All dies gab Veranlassung, die Geschichte der jüdischen Gemeinden im Landkreis Heilbronn unter Heranziehung der erreichbaren archivalischen Quellen umfassend zu dokumentieren.
Die vorliegende Veröffentlichung, in die auch die jüdischen Gemeinden im Bereich der Stadt Heilbronn einbezogen wurden, ist das Werk zweier Autoren. Kreisarchivar Dr. Wolfram Angerbauer schildert unter Auswertung von vielfach neuem, bislang unveröffentlichtem Material die „Geschichte der jüdischen Gemeinden", während Hans Georg Frank im Anschluß an die von ihm bearbeitete Serie in der Heilbronner Stimme, nach deren Veröffentlichung er viele zusätzliche Informationen erhielt, „Geschichten aus den jüdischen Gemeinden" verfaßte.
Mit dieser Dokumentation legt der Kreisarchivar eine erste umfassende historische Ausarbeitung zu einem Teilaspekt unserer Kreisgeschichte vor. Die Dokumentation soll der Öffentlichkeit als erster Band einer Schriftenreihe des Landkreises Heilbronn vorgestellt werden, dem ohne zeitliche Festlegung weitere Bände folgen sollen.
Den Autoren und allen, die die Bearbeitung des Bandes mit fördernden Hinweisen begleitet haben, sei herzlich gedankt.

Heilbronn im August 1986

Otto Widmaier
Landrat

Einführung

Jüdische Siedlungen sind im Gebiet der ehemaligen Länder Württemberg und Baden im hohen und späten Mittelalter an wichtigen Verkehrs- und Handelsmittelpunkten entstanden. Eines der ältesten bis jetzt bekannten Zeugnisse ist der in Heilbronn gefundene Gedenkstein für „Nathan ha-Parnas" (Nathan der Gemeindevorsteher), den das Leo-Baeck-Institut in Jerusalem in die zweite Hälfte des 11. Jahrhunderts datierte.

Über die Geschichte dieser ersten jüdischen Gemeinde in Heilbronn haben sich in der schriftlichen Überlieferung keine Nachrichten erhalten. Sie muß jedoch, wie ein für die jüdischen Gemeinden verhängnisvolles Ereignis aus dem Jahre 1298 erhellt, spätestens im Laufe des 13. Jahrhunderts eine beachtliche Größe erlangt haben. Hatten Juden in Reichsstädten oder landesherrlichen Städten zunächst unter recht günstigen Bedingungen gelebt und 1236 durch ein Privileg Kaiser Friedrichs II., das alle Juden zu Kammerknechten stempelte, sogar einen der Reichsunmittelbarkeit ähnlichen Status erhalten (ein Privileg, das Kaiser und Könige später an geistliche und weltliche Herren verpfändeten), so führte im 13. Jahrhundert religiöser Fanatismus zu blutigen Judenverfolgungen. Von dem 1298 durch den fränkischen Adligen „Rintfleusch" ausgelösten „Rindfleischpogrom" waren zahlreiche jüdische Gemeinden in ganz Südwestdeutschland betroffen. Aus Heilbronn werden 143 Opfer bekannt, nahezu ebenso viele Juden fanden in Kleingartach den Tod, betroffen waren auch Juden aus Güglingen, Neckarsulm, Neudenau, Möckmühl, Weinsberg, Widdern und möglicherweise auch aus Neipperg und Sontheim.

Eine erneute Verfolgungswelle brach im Anschluß an die Pestepidemie von 1348/49 über die Juden herein, denen man vorwarf, die Brunnen vergiftet zu haben. Betroffen waren wiederum Juden in Heilbronn, aber auch in Neckarsulm und wohl auch in Eppingen. Viele Juden flohen in den Osten Europas, und die jüdischen

Gemeinden, die sich in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts und im 15. Jahrhundert neu bildeten, gewannen kaum irgendwo die Bedeutung ihrer Vorgängerinnen.

Nach 1350 bestanden jüdische Gemeinden im Bereich des Stadt- und Landkreises Heilbronn – abgesehen von wenigen Hinweisen auf einzelne Juden in anderen Orten – zunächst nur in Heilbronn und Wimpfen. Die Heilbronner Juden, die sich in jener Zeit wie die meisten Juden dem Handel mit Geld gegen Zinsen widmeten, der den Christen durch das kanonische Recht verboten war, brachten es noch im Laufe der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts wieder zu einem gewissen Wohlstand, wurden aber 1437/38 und zwischen 1469 und 1487 „wegen wucherischen Treibens" ausgewiesen, vor allem auch deshalb, weil sich der Heilbronner Rat den Nachbarn gegenüber wegen der Juden hatte „unwirdigen" müssen. In engem Zusammenhang mit dieser Ausweisung aus Heilbronn (während der Reichsstadtzeit bis 1803 bildete sich keine jüdische Gemeinde mehr) steht die 1492 durch Erzbischof Bertold von Mainz „den Juden in und um Heilbronn, Wimpfen und dem Lande in Schwaben" erteilte Erlaubnis, auf einem schon seit längerem nicht mehr benutzten jüdischen Friedhof außerhalb von Neudenau erneut Bestattungen durchzuführen – ein bemerkenswerter Hinweis auf einen der ältesten jüdischen Friedhöfe Südwestdeutschlands.

Seit der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert gestatteten zunehmend geistliche und weltliche Herrschaften die Ansiedlung von Juden. Vor allem in deutschordischen, kurpfälzischen und reichsritterschaftlichen Orten wurden Juden – vorwiegend aus finanziellen Erwägungen – aufgenommen, die sich nunmehr im Handel mit Pferden, Vieh oder „allerhand Waren" betätigten. Waren die Juden im Mittelalter noch zumeist in den größeren Städten ansässig gewesen, so nahmen sie seit dem 16. Jahrhundert ihren Wohnsitz vor allem auf dem Land. Sie waren Schutzjuden der jeweiligen Ortsherrschaften und entrichteten für den ihnen gewährten Schutz ein jährliches Schutzgeld an ihre Herrschaft. Nur wenigen gelang es, sich als Hofjuden oder sog. Hoffaktoren aus der Masse der Schutzjuden herauszuheben.

Die Bedingungen, unter denen die Ansiedlung erlaubt wurde, regelten Judenordnungen bzw. Schutzbriefe, die von den verschiedenen

Ortsherrschaften aber keineswegs einheitlich abgefaßt wurden. So verknüpften reichsritterschaftliche Familien die Schutzgewährung in der Regel mit weniger einschränkenden Bestimmungen als die Reichsstadt Wimpfen, Kurpfalz oder der Deutsche Orden, der Schutzbriefe nur für einen gewissen Zeitraum – zumeist 10 Jahre – ausstellte. Zudem achtete der Deutsche Orden bei allen Juden auf gute Vermögensverhältnisse und verdoppelte 1704 einmal das Schutzgeld, damit ärmere Juden aus dem deutschordischen Gebiet entfernt werden konnten.
Als Schutzbürger wurden die Juden in den einzelnen Gemeinden nicht immer gerne gesehen. So klagte 1573 die Gundelsheimer Bürgerschaft über die Juden, daß sich das „Neter gezücht" je länger je mehr mehre, oder es wurden wie 1643 in Neckarsulm Klagen über die „uhnnütze, sehr schädliche, aussaugende, gottlose" Judenschaft laut. Faßt man die Gründe für derartige auch im 18. Jahrhundert in mehreren Orten bezeugte Klagen zusammen, so waren es wie bereits im 13. Jahrhundert religiös motivierte. Ursache war aber auch der Neid, und nicht zuletzt resultierten Klagen auch aus dem Umstand, daß die rechtlichen Verhältnisse der Juden als Schutzbürger zu den Ortsbürgern nicht immer eindeutig und einheitlich geregelt waren.In Oedheim genossen beispielsweise Juden die gleichen Rechte wie die christlichen Ortsbürger, hatten aber auch die gleichen Lasten zu tragen. In anderen Orten war dies nicht immer eindeutig geregelt.

Das 19. Jahrhundert brachte eine radikale Umgestaltung der politischen Landkarte im deutschen Südwesten. Im Bereich des heutigen Landkreises Heilbronn blieben aus der ehemaligen Vielzahl geistlicher und weltlicher Herren nur Baden und Württemberg übrig, Wimpfen wurde hessisch.
Sowohl Baden als auch Württemberg bereiteten seit Beginn des 19. Jahrhunderts die Wege für eine gesellschaftliche wie politische Gleichberechtigung der Juden. Die Emanzipation der Juden im 19. Jahrhundert verlief jedoch nicht in einem Zuge, sondern schrittweise. So wurde in Württemberg den Juden 1807 der Gütererwerb gestattet, 1808 der Leibzoll aufgehoben. Das „Gesetz in Betreff der öffentlichen Verhältnisse der israelitischen Glaubensgenossen" von

1828 brachte in Württemberg erstmals eine umfassende, staatlich anerkannte Ordnung für die Juden, ihre endgültige Gleichstellung erfolgte aber erst 1864, als es hieß: „Die im Königreich Württemberg einheimischen Israeliten sind in allen bürgerlichen Verhältnissen den gleichen Gesetzen unterworfen, welche für die übrigen Staatsangehörigen maßgebend sind". In Baden war die bürgerliche Gleichstellung 1862 verkündet worden. Der Weg dahin verlief nicht immer ohne Schmähungen und Verfolgungen, wie der Hep-Hep-Sturm 1819, die Auseinandersetzungen um Bürgerholzgaben an Juden um 1830 (Eppingen, Obergimpern) oder Unruhen im Revolutionsjahr 1848 zeigen.

Für viele ländliche jüdische Gemeinden brachte die Gesetzgebung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zunächst einen ungeheuren Aufschwung. Sie erlebten kurz vor 1850 ihren zahlenmäßigen Höhepunkt; die in jener Zeit gebaute Affaltracher Synagoge zeugt noch heute von jener Blütezeit. Nach 1850 kam es jedoch zu einem bemerkenswerten Umschwung: Die Gesetze über Freizügigkeit und Gewerbefreiheit veranlaßten viele Juden zur Abwanderung in die größeren Städte. Lebten 1855 erst wieder 55 Juden in Heilbronn, so waren es 1864 bereits 369 und 1885 nahezu 1000. Dies führte in jenen Jahren zu manchen Auseinandersetzungen zwischen den auch von der zunehmenden Auswanderung nach Amerika betroffenen Landgemeinden und der aufblühenden Stadtgemeinde. Die aus reichsstädtischer Zeit stammende Judenfeindschaft in Heilbronn verlor mit der Zunahme der jüdischen Gemeinde immer mehr an Gewicht, und seit dem 19. Jahrhundert finden wir wiederholt Juden als Mitglieder von Bürgerausschuß und Gemeinderat. Nicht nur unter den Akademikern, auch in der Wirtschaft spielten jüdische Bürger eine bedeutsame Rolle. 1931 befanden sich 149 von 634 handelsgerichtlich eingetragenen Heilbronner Firmen im Besitz von Juden.

Die Machtergreifung durch die Nationalsozialisten bedeutete für die Geschichte der jüdischen Gemeinden eine schmerzliche Zäsur. Der Judenboykott am 1. April 1933, die gesellschaftliche Diskriminierung, die Ausstoßung der jüdischen Bürger aus der deutschen Lebensgemeinschaft durch die „Nürnberger Gesetze" 1935, die Zerstörung jüdischer Gotteshäuser und ihrer Einrichtungen in der „Reichskristallnacht" 1938, Deportationen, Verschleppungen und

schließlich die „Endlösung" der Judenfrage, – dies alles waren schreckliche Stationen auf dem Weg zur Vernichtung der jüdischen Gemeinden durch das nationalsozialistische Regime.

In der vorliegenden Veröffentlichung werden Wege und Schicksale der Juden im Stadt- und Landkreis Heilbronn von den Anfängen bis zur Verfolgung in der Zeit des Nationalsozialismus ausführlich geschildert. Im Mittelpunkt des ersten Teils steht dabei die Darstellung der Geschichte der einzelnen jüdischen Gemeinden. Zugrundegelegt wurden die Standardwerke von Hans Franke, Theobald Nebel, Paul Sauer, Franz Hundsnurscher und Gerhard Taddey sowie weitere aufschlußreiche neuere Spezialuntersuchungen zur Geschichte der Juden in Bad Wimpfen, Eppingen, Eschenau, Kochendorf, Neckarsulm, Schluchtern und Stein am Kocher. Dank der guten und umfassenden Darstellung von Hans Franke ergaben sich für die jüdische Gemeinde in Heilbronn – mit Ausnahme weniger Hinweise aus dem 15. Jahrhundert – keine neuen Erkenntnisse, doch konnte aufgrund eingehender Recherchen in staatlichen, Adels- und Gemeindearchiven zur Darstellung der geschichtlichen Entwicklung der meisten anderen jüdischen Gemeinden auf neues, bisher unveröffentlichtes Material zurückgegriffen werden. Dabei war es möglich, für die Zeit vor 1900 nicht nur Hinweise auf Namen, sondern auch auf berufliche Tätigkeit, wirtschaftliche und soziale Verhältnisse, Lebensbedingungen, verwandtschaftliche Beziehungen und auch auf das Zusammenleben von Christen und Juden zu geben. Für die Zeit nach 1933 liegen der Darstellung die zwischen 1966 und 1969 veröffentlichten Ergebnisse der Erhebungen der Dokumentationsstelle bei der damaligen Archivdirektion Stuttgart zugrunde. Dank der Mitarbeit von Bürgermeister a. D. Karl Wagner aus Nordheim konnte am Beispiel Massenbach ausführlich das Schicksal der noch im Jahre 1928 im Ort lebenden jüdischen Bürger verfolgt werden. – Auf Anmerkungen im Text wurde zur Verbesserung der Lesbarkeit bewußt verzichtet und dafür am Schluß ein ausführliches Quellenverzeichnis zusammengestellt.
Dem zweiten von Hans Georg Frank verfaßten Teil „Geschichten aus den jüdischen Gemeinden" liegt die im August 1982 von der Heilbronner Stimme veröffentlichte Artikelserie über „Juden im

Unterland“ zugrunde, mit der der Autor erstmals die Zusammenhänge jüdischer Geschichte des Unterlandes aufzeigte mit einem Bezug zur Gegenwart und einer Antwort auf die Frage „Was ist davon geblieben?“ Im Mittelpunkt der einzelnen Beiträge von Frank stehen jüdische Persönlichkeiten, jüdische Sitten und Gebräuche, das Zusammenleben von Christen und Juden und Episoden aus dem Alltag, ferner Schilderungen des Weges in die Rechtlosigkeit nach 1933 sowie der Deportation und Verschleppung nach Gurs, Riga und Theresienstadt.

Heilbronn, im August 1986

Dr. Wolfram Angerbauer
Kreisoberarchivrat

Geschichte der jüdischen Gemeinden

von Wolfram Angerbauer

Affaltrach, Gemeinde Obersulm

Seit dem 16. Jahrhundert besaßen mit Württemberg und der Johanniterkommende Schwäbisch Hall, die schon im 13. Jahrhundert Fuß gefaßt hatte, zwei Herrschaften hoheitliche Rechte über den Ort, was nach der Verlegung des Sitzes der Kommende von Hall nach Affaltrach um 1600 zu mancherlei Streitigkeiten führte. 1805/06 fiel der ganze Ort an Württemberg.

Ein erster Hinweis auf einen Juden Gumprecht, der damals aber wohl nur vorübergehend im Ort lebte, liegt aus dem Jahre 1600 vor. Weitere Juden, die stets vom Johanniterorden aufgenommen wurden, sind seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts bezeugt. So berichtete 1672 der deutschordische Amtmann in Neckarsulm, daß auch Juden aus Affaltrach in Neckarsulm Handel betrieben, was nach einem weiteren Bericht aus dem Jahre 1693 vor allem an Markttagen der Fall war. 1683 waren mit Gutkind, Michel und Jacob 3 Juden mit ihren Familien ansässig, von denen Jacob aber noch 1683/84 nach Steinsfeld (Lehrensteinsfeld) zog. Sie bezahlten

jährlich 12 Gulden Schutzgeld sowie eine später mehrmals erhöhte Abgabe von 1 Gulden 9 Batzen für ihr Begräbnis auf Affaltracher Markung, auf dem auch die Juden aus Eschenau, Lehrensteinsfeld, und bis um 1840 auch aus Sontheim, Horkheim und Talheim ihre Toten bestatteten. 1689 lebten mit Gutkind, Abraham, Salomon und dem als „armen Mann" bezeichneten Michel vier, zwischen 1691 und 1696 drei jüdische Familien im Ort.

Die Zahl der Juden erhöhte sich seit Beginn des 18. Jahrhunderts kontinuierlich. 1720 werden 7 jüdische Haushaltungen genannt (Moses, Salomons Witwe, Lew, Isac, Judas, Joseph, Lew Beer), 1723 waren es 9, 1733 trotz zweier inzwischen erfolgter Wegzüge nach Steinsfeld 12, 1737 14 und 1749 bereits 17: Lemble Lew, Gutkind Isac, Wolf Levi, Marx Salomon, Israel Lew, Salomon Moyses, Simon Kahn, Natan Lew, Hirsch Lazarus, Salomon Hirsch, Sadoch Lew, Mayer Lew, Herz Kaufmann, From, Moyses Isac sowie die Witwen des Lew Beer und Moyses Lazarus. Einige der Juden erwarben Hausbesitz, so Lew 1729 von der Witwe des Urban Schwarzhans. Schon zuvor hatte Lew zusammen mit Lemble 1722 das „Hochgschwendersche Haus" gekauft. Auch Äcker und Weinberge wurden wiederholt von Lew (auch Lew Gutkind genannt), Simon Kahn, Natan Lew, Lemble Lew und Israel Lew erworben oder vertauscht. Beim Tode des Lew Gutkind 1737 befand sich in seinem Besitz auch das ehemalige katholische Pfarrhaus. Ein erster Hinweis auf die „Juden Schul" findet sich 1701, 1737 befand sich die Synagoge im Hause des Lemble, da in jenem Jahr Hirsch Lazarus für 150 Gulden von Lemble die „halbe Synagog" erwarb, für die die Juden spätestens 1738 auch eine jährliche Abgabe an die Johanniterkommende entrichteten. 1749 ist auch eine „Judenherberg" bezeugt, in der fremde und mittellose durchreisende Juden Unterkunft fanden. Hinweise auf den Handel der Affaltracher Juden liegen aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts nur vereinzelt vor. So lieferte um 1725 Lemble der Johanniterkommende Porzellan und erhielt für eine Uhr als Bezahlung 17 Salzscheiben. 1724 wurde Lew mit einer Strafe von 15 Gulden belegt, weil er entgegen einem Verbot von fremden Orten Wein nach Affaltrach gebracht hatte, 1726 wurde er wegen „zu verbotener Zeit hereingeführten Seuchheuthen" überaus hoch mit 500 Gulden bestraft.

Aus den Jahren 1751 bis 1756 haben sich mehrere Vergleiche bzw. Verträge mit den Eschenauer Juden über die Mitbenutzung der Affaltracher Synagoge sowie wegen der Unterstützung Armer und der Kosten für den Affaltracher Vorsänger und Schächter erhalten. Die Eschenauer versprachen, nach Eschenau kommende Gäste nicht mehr, wie bislang geschehen, zur Beherbergung nach Affaltrach zu schicken und sich bei Streitigkeiten hinsichtlich jüdischer Zeremonien dem Schiedsspruch des Affaltracher Judenschultheißen zu unterwerfen. Strafgelder der Eschenauer Juden sollten zur Hälfte der Eschenauer Ortsherrschaft„ zur anderen Hälfte dem Affaltracher Judenalmosen zufallen. Diese Verbindung mit den Eschenauer Juden dauerte trotz mancher Differenzen – insbesondere 1774, als sich die Eschenauer Juden nicht mehr den Entscheidungen des Affaltracher Judenschultheißen unterwerfen wollten – bis zur Errichtung einer eigenen Synagoge in Eschenau im Jahre 1797.

Auch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts stieg die Zahl der Juden weiter an. 1788 waren 22 jüdische Familien einschließlich Witwen ansässig, die nach einem Lagerbuch der Johanniterkommende Affaltrach von 1794 von „handlöhnigen" Gütern bei Käufen und Verkäufen die Handlohngebühr entrichteten sowie an Abgaben das jährliche Schutzgeld von 12 Gulden (Witwen, die keinen Handel betrieben, 6 Gulden), Martinigänse, sog. Zölle bei Geburten, Hochzeiten oder Sterbefällen und auch Pauschalbeträge für die Befreiung von Militär- und Quartierlasten leisteten. Je nach Vermögen wurden sie zu ordentlichen Steuern herangezogen, die Schutzbriefe beim Amtsantritt eines neuen Komturs erneuert oder bestätigt. Seit Ende des 18. Jahrhunderts bestand auch eine „Winkelschule", in der der 1784 nach Affaltrach berufene Vorsänger Israel Marx aus Fürth den jüdischen Kindern vor allem Religionsunterricht erteilte, was in Ermangelung eines eigenen jüdischen Schulhauses in jener Zeit in der Wohnung des Vorsängers geschah.

Die Zahl der jüdischen Einwohner betrug 1806 110, 1818 83 und 1828 135, erhöhte sich weiter auf 170 (1845) und 190 (1854), verringerte sich aber seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vor allem durch Abwanderungen: 1869 wurden 151, 1886 79, 1900 59 und 1933 19 jüdische Einwohner gezählt. Hinweise auf die einzelnen Familien zu Anfang des 19. Jahrhunderts sowie auf die berufliche Tätigkeit

und gelegentlich auch auf wirtschaftliche Verhältnisse vermittelt das Verzeichnis „aller israelitischen Familienväter und unselbständiger jüdischer Personen" anläßlich der Annahme erblicher Familiennamen im Jahre 1828. Genannt werden:

Bisheriger Name	Künftiger Familienname
Seligmann Abraham und sein Sohn Abraham Seligmann, beide Handelsmänner	*Kaufmann*
Abraham David Levi, Taglöhner, arm	*Strauß*
Süßle (Süßkind) Jacob, arm, vergantet, ohne Gewerbe	*Beriz*
Feiß Juda, arm, ohne Gewerbe	*Groß*
Gutkind Israels Witwe Jüttle mit ihren 3 Töchtern und ihrem Sohne Hona, der als Musikant die Familie ernährte	*Gutkind*
Lazarus Jacob, arm, ohne eigentliches Gewerbe, half auf Märkten beim Viehhandel	*Thalheimer*
Bär Lazarus, Metzger	*Lazarus*
Nathan Jacob, Handelsmann	*Krailsheimer*
Bäßle, Witwe des Isak Lazarus, mit zwei erwachsenen Kindern, ganz arm	*Lazarus*
Seligmann Lazarus, arm, ohne Gewerbe	*Lazarus*
Marx Lazarus, arm, ohne Gewerbe	*Lazarus*
Esajas Bär, Krämer, Wirt und Händler	*Levy*
Bär Salomon, armer Handelsmann	*Thalheimer*
Salomon Lazarus, arm, ohne Gewerbe, auf Märkten Beförderer des Viehhandels	*Lazarus*

Aberle, ältester hinterlassener Sohn des Simon Kahn, nebst vier Geschwistern, Handelsmann und Viehhändler, arm	*Kahn*
Rösle, Witwe des Simson Simon Kahn mit 4 Kindern, Krämerin, ihre 2 Söhne Handelsleute	*Kahn*
Joseph Moses, Judenvorsteher und Kaufmann (besaß ein großes Tuch- u. Ellenwarenlager)	*Ullmann*
Löw Gutkind, armer Handelsmann, beförderte den Viehhandel	*Gutkind*
Korschel Abraham, Vieh- und Pferdehändler	*Kahn*
Israel Gutkind, arm, befördert den Viehverkauf auf Märkten	*Gutkind*
Gabriel Wolf, Handelsmann und Viehhändler (gebürtig aus Oedheim und Tochtermann des Seligmann Abraham)	*Kaufmann*
Israel Baruch, Handelsmann	*Forchheimer*
Israel Marx, Unterrabbiner, Vorsänger und Religionslehrer	*Ferth (Fürther)*
Bella, Witwe des Löw Bär, Krämerin mit Spezereien und Ellenwaren, ihre Söhne Handelsleute	*Grünwald*
3 hinterlassene Kinder des Abraham Lazarus, für die eine Pflegschaft bestand	*Lazarus*
Liebmann, hinterlassener Sohn des Beriz Jacob, ledig, arm, ohne Gewerbe	*Beriz*
Witwe des Juda Wolf	*Wolf*
Witwe des Gabriel Kahn	*Kahn*
Witwe des Salomon Abraham	*Kaufmann*

Die Affaltracher Juden beschränkten sich nach einem Bericht des Oberamtes Weinsberg 1834 – wie auch die anderen Juden des Oberamtes – zumeist nicht auf einen bestimmten Handelsartikel. So handelten auch Roß- und Viehjuden mit Früchten, Handelssämereien wie Raps und Öl, ebenso mit Tuch, Zeug oder Bijouterien, andererseits befaßten sich auch Juden mit Kühen und Pferden, die sich vornehmlich dem Handel mit Ellenwaren und Spezereien widmeten. Bei einer Steuereinschätzung in Affaltrach im Jahre 1839 besaßen von 21 genannten Juden nur zwei ein Vermögen von über 10000 Gulden, sechs lagen bei 4000 bis 8000 Gulden, die übrigen darunter.

Anläßlich der Neuordnung der israelitischen Religionsgemeinden in Württemberg wurden 1832 die Eschenauer Juden als Filiale Affaltrach zugeteilt, nach Protesten jedoch ein „provisorischer Filialgottesdienst" in Eschenau gestattet und die Verbindung 1849/50 wieder aufgehoben, da für das Oberamt Weinsberg in dieser Zuordnung eine „Quelle fortwährenden Haders und Streits" lag.



Die Synagoge in Affaltrach, erbaut 1851

Zuständiges Rabbinat wurde 1832 Lehrensteinsfeld, dessen Rabbiner schon im 18. Jahrhundert nach Affaltrach gerufen wurde. Geprägt wurden die Jahre zwischen 1830 und 1850 vor allem durch Diskussionen um einen Synagogenneubau, nachdem die damalige in einem zweistöckigen Haus „an der unteren Gasse" untergebrachte Synagoge zwischen 1820 und 1824 zunächst erweitert worden war, das Haus sich aber 1836 so baufällig zeigte, daß die im Stockwerk unterhalb der Synagoge wohnende Familie Grünwald bei Sturm stets „sehr in Ängsten" lebte. Der nach Plänen des Weinsberger Oberamtswerkmeisters Bürk erstellte Neubau wurde am 28. November 1851 eingeweiht. Er vereinigte neben der Synagoge auch Schule, Vorsängerwohnung und Frauenbad unter einem Dach und zeigt eine bemerkenswerte innere und äußere Symmetrie sowie „byzantinisches Schnitzelwerk" an den Fenstern. Das Gebäude wird in den kommenden Jahren renoviert.

Für die jüdischen Kinder, die 1828 die evangelische Volksschule besuchten, wurde 1849 eine israelitische Konfessionsschule eingerichtet. Erster israelitischer Lehrer war Samuel Selz, der zugleich Vorsänger und seit 1855 auch Schächter war und 1853/54 bemerkenswerte Vorschläge zur Verbesserung der Armenpflege machte. Selz, für den Armenpflege mittels Geldunterstützung lediglich „Pflege der Verarmung" bedeutete, wollte ärmere jüdische Einwohner zu „Feldgeschäften und Handarbeiten" heranziehen und hatte auch insofern Erfolg, als eine Jüdin 1854 in Löwenstein das Weißsticken erlernte und ihre erworbenen Kenntnisse anderen Frauen und Mädchen in Affaltrach weitergab. 1880 schlossen sich die Eschenauer und Affaltracher Juden zu einer gemeinsamen Schule zusammen, die anfangs als Wanderschule (einen Monat in Affaltrach, einen Monat in Eschenau) betrieben wurde und deren Sitz zunächst Eschenau, seit 1887 Affaltrach war, wo seit 1890 bis zur Auflösung um 1900 auch dauernd Unterricht abgehalten wurde.

Im Ersten Weltkrieg hatte die israelitische Religionsgemeinde zwei Gefallene zu beklagen. Die wenigen noch in Affaltrach ansässigen Juden waren bis 1933 geachtete Mitbürger. Heinrich und Hugo Levi betrieben ein Manufaktur- und Aussteuergeschäft, Aaron Levi eine Viehhandlung. Nach 1933 erreichten die Nationalsozialisten durch entsprechenden Terror, daß jüdische Geschäfte gemieden



Familie Levi aus Affaltrach beim Laubhüttenfest um 1900

wurden und Juden mancherlei Schikanen ausgesetzt waren. Bei der Beerdigung von Heinrich Levi 1937 wurden nichtjüdische Teilnehmer fotografiert und verwarnt. In der Reichskristallnacht 1938 wurden Fenster, Bänke, Schränke und ein Kronleuchter in der Synagoge durch auswärtige SA-Leute zerstört, ebenso Fensterscheiben und Einrichtungen jüdischer Wohnungen und Geschäfte. Juden wurden mißhandelt und einzelne wochenlang im Konzentrationslager Dachau festgehalten. 1939 wanderte ein Ehepaar in die USA aus, Zurückgebliebene mußten in das Haus von Hugo Levi ziehen. Zwischen 1941 und 1943 wurden sechs jüdische Bürger deportiert, von denen zwei überlebten. Eine jüdische Einwohnerin fiel 1940 Euthanasiemorden in Grafeneck zum Opfer.

Aus Affaltrach stammt der hier 1884 geborene August Thalheimer, der zusammen mit seiner Schwester Bertha zu den Triebkräften der Arbeiterbewegung gehört.

Babstadt, Stadt Bad Rappenau

Babstadt erlebte vom 17. Jahrhundert bis zum Übergang an die Herren von Gemmingen-Hornberg im Jahre 1732 häufige Besitzwechsel. Es läßt sich daher nicht feststellen, welche Ortsherrschaft erstmals Juden aufnahm. Bei Erbhuldigungen 1711 (Verkauf durch Eberhard Friedrich von Neipperg an Adolf von Kimming) und 1713 (Übergang an Graf von Dernath) werden keine Juden namentlich genannt, doch findet sich 1713 der Hinweis, daß die Annahme von Bürgern, Beisitzern und Schutzverwandten und zwar Christen wie Juden allein dem jeweiligen „Eigentumsherrn" zukomme. Namen begegnen erstmals mit Kauffel und Veitel in einer Einwohnerliste von 1717. Beide Juden waren 1717/18 anläßlich einer Steuerrevision in die dritte von drei Klassen eingereiht.

Nach dem Übergang von Babstadt an Graf von Gyldenstern 1717 werden weitere Juden ansässig. So hören wir 1720 von Meyer, der sich im Namen des Marum wegen einer Schuldforderung aus einem Viehhandel an das Amt Wollenberg wandte. Einen guten Überblick über die einzelnen Familien vermittelt ein Verzeichnis von 1722: Der 1717 genannte Kauffel erscheint nicht mehr, wohl aber der in „Popelauren" (Poppenlauer?) gebürtige Veitel mit 7 Kindern, von denen die beiden ältesten Mädchen in Mannheim dienten. Neben Veitel erscheinen der in Rappenau geborene Alexander mit Frau und 3 Kindern sowie die Familie des in Heinsheim geborenen und bereits 68 Jahre alten Maron (Marum). Zur letzteren gehörten 3 Töchter Marons, von denen zwei bereits verheiratet waren: Minchel mit dem „über Rhein" geborenen Mayer (Meyer) und Dietel mit dem in „Furth" geborenen Marcus. Maron hatte zeitweise auch in Rappenau gelebt, da die dritte noch ledige Tochter Sara in Rappenau geboren wurde. Die jüdischen Familien umfaßten 1722 insgesamt 21 Personen.

Von sechs im Jahre 1725 genannten Juden zählte die Reichsritterschaft im Ritterkanton Kraichgau mit Ausnahme von Maron alle übrigen zu den ärmeren. 1732 werden anläßlich des Übergangs von Babstadt an die Herren von Gemmingen-Hornberg fünf Namen erwähnt: David Hirsch, Marx Hirsch, Alexander, Joseph und Marx Levi. Von diesen war David Hirsch in Prag geboren. Er handelte

mit Salz, Krämerwaren und Gewürzen, aber auch wie zwischen 1738 und 1741 in Treschklingen mit Vieh. Sein Schutzgeld in Höhe von 8 Gulden bezahlte er 1732/33 zum Teil mit Fleisch und Zinn.

Von weiteren Juden hören wir zwischen 1738 und 1740. 1738 war anläßlich der Frankfurter Ostermesse der Heidelberger Bürgermeister Gabel ermordet worden, wobei in den Vorfall auch der auf der Ostermesse anwesende Löw Benjamin aus Babstadt verwickelt wurde, der sich kurz zuvor im Ort niedergelassen hatte. Sein Vater, der sich „Östreicher" nannte, hatte sich als „Backjude" („Packjude") mit seinem Sohn „bald da und dort" aufgehalten, Strümpfe, Bendel, Bockfelle und andere kleine Waren gekauft und sein Gewerbe damit getrieben. Vor seiner Niederlassung in Babstadt hatte sich Löw Benjamin in Laudenbach an der Bergstraße unter kurpfälzischer Herrschaft und in der Nähe von Mannheim aufgehalten, wo ein Sohn lebte. 1740 wurde Löw Benjamin an die Stadt Frankfurt ausgeliefert, nach der Hinrichtung eines Mayer Moses aus „Grumbach" (wohl Grombach) als Mörder aber wieder freigelassen. 1743 sollte Löw Benjamin erneut auf Bitten der Stadt Frankfurt in Haft genommen werden, hielt sich zu diesem Zeitpunkt aber bereits, nachdem ihm der Schutz aufgekündigt worden war, bei Verwandten in der Nachbarschaft auf. Bei den Zeugenverhören 1740 erscheint auch Löw Levi aus Babstadt (im Gegensatz zu Löw Benjamin Löwlein genannt), der aus Schopfloch Kreis Ansbach stammte und gelegentlich mit einer Kuh oder Geiß sowie mit kleinen Waren handelte, sich aber auch als Schächter betätigte. Anläßlich der Vernehmungen wird auch eine Judenschule in Babstadt genannt sowie ein Judenschulmeister, der sich 1738 nach Ostern im Ort aufhielt, dann aber wieder fortzog.

Die Zahl der Babstadter Juden blieb in der Folgezeit stets klein. 1826 lebten 3 jüdische Familien im Ort (Jacob Drestner, Lazarus Hermann, Simon Hamberger), die ihr Begräbnis auf dem Heinsheimer Friedhof hatten. 1864 wurden noch 11 Israeliten gezählt, um 1900 lebten keine Juden mehr in Babstadt.

Bachenau, Stadt Gundelsheim

Aus einem um 1644 angelegten Verzeichnis der Gundelsheimer Juden hören wir, daß Nathan, zuvor deutschordischer Schutzjude in Bachenau, sich mit seiner Familie seit einem Jahr wegen der unsicheren Zeiten in Gundelsheim aufhielt. 1648 lebte seine Witwe Freielein noch dort. Weitere Hinweise auf Juden in Bachenau werden nicht bekannt.

Bad Rappenau

Rappenau gelangte als württembergisches Lehen der Herren von Helmstadt 1592 an die von Gemmingen (Linie Treschklingen, später Gemmingen-Hornberg-Treschklingen), die den Ort bis zum Übergang an Baden 1806 als ritterschaftliche Besitzung des Kantons Kraichgau innehatten.

Juden sind in Rappenau schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts bezeugt. 1572 äußerte Maria Walther vor dem Rat der Reichsstadt Wimpfen, daß sie vor zwei Jahren in Schulden geraten und daher bei dem Juden zu Rappenau Geld geliehen habe. 1574 bat „der Jud von Rappenau" den Wimpfener Rat, ihm und seinem „Brötling" (Judenschulmeister) gegen ein Jahrgeld zu gestatten, in Wimpfen frei aus- und eingehen zu dürfen. Aus den Jahren 1575/76 ist eine Auseinandersetzung zwischen Gumprecht von Rappenau (sehr wahrscheinlich der zuvor erwähnte Jude) und Schmoll von Wagenbach überliefert, die zunächst in Wimpfen im Hause der Witwe des Lemblin (der Gumprecht „mit dem großen Kolben khomen"), hernach in Gundelsheim und dann wieder in Wimpfen ausgetragen wurde. Auch gegen Ende des 16. Jahrhunderts dürften einzelne Juden ansässig gewesen sein, da in der Wimpfener Judenordnung von 1598, die das Verhältnis zu auswärtigen Juden regelte, auch Rappenau erscheint.

In der Folgezeit werden bis in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts keine Rappenauer Juden bekannt, doch handelten hier gelegentlich auswärtige Juden, von denen die Herrschaft Gemmingen ebenso wie von allen durchreisenden Juden eine Abgabe von drei

Kreuzern erhob. Die Einkünfte aus diesem Judenzoll betrugen im Rechnungsjahr 1617/18 1 Gulden 3 Batzen und 10 Denare, ab 1628 wurde der Judenzoll an Schultheiß Bastian Edinger für jährlich 2 Gulden verpachtet. Abrechnungen der Jahre 1650 bis 1657 zeigen, daß in jener Zeit vor allem Heinsheimer Juden mit Pfeffer und anderen Gewürzen Handel betrieben.

Um 1670 hatte sich die Zahl der durchreisenden oder in Rappenau Handel treibenden Juden vermehrt, so daß der Judenzoll für nunmehr jährlich 5 Gulden verpachtet wurde. Als Pächter erscheint 1670 der Jude Sander, mit dem erstmals im 17. Jahrhundert wieder der Name eines in Rappenau ansässigen Juden begegnet, gegen dessen Niederlassung die Gemeinde aber 1675 beim Stuttgarter Lehenhof Klage führte, da sie Juden das Recht bestritt, sich hier ansiedeln zu dürfen. Die Herrschaft Gemmingen entgegnete, daß fast allerorten Juden die Erlaubnis zur Niederlassung erhalten hätten, der von ihr aufgenommene Jude ein feines Haus gebaut habe und es nicht von Nachteil sein könne, wenn im Krieg zerstörte Häuser wieder errichtet würden. Der Stuttgarter Lehenhof entschied 1676, daß die Kinder des inzwischen gestorbenen Juden in Rappenau bleiben durften, doch sollten die Lehensinhaber den Juden kein Monopol und keine Auslosung von Gütern gestatten und ihre Vergehen gebührend bestrafen.

Im Zusammenhang mit dem Judenzoll werden bis 1700 weitere Namen von Rappenauer Juden bekannt: 1677/78 war der Zoll an Israel, 1689/90 an Marum, 1697/98 an Moses und Nathan, 1699/1700 allein an Moses für jeweils 5 Gulden jährlich verpachtet.

Auch im 18. Jahrhundert lebten stets einige wenige Juden in Rappenau. 1725 werden mit Judas, der 400 Gulden Vermögen besaß, und Käuffele, der wegen seines Alters und „Unvermögenheit" vom Schutzgeld befreit war und möglicherweise zuvor in Babstadt lebte, zwei Namen genannt, 1764/65 sind mit Alexander und Joseph, beides Söhne des Judas, sowie Liebmann drei jüdische Familien bezeugt. Sie zahlten für die Befreiung von Frondiensten ein jährliches Frongeld von 1 Gulden, Wachtgeld wie andere Bürger des Ortes und trugen wie diese auch sonstige „bürgerliche Beschwerden". Alexander (auch Sander bzw. Alexander Judel genannt) betrieb unter anderem Viehhandel, ebenso Joseph (auch Joseph

Jodel genannt), von dem 1750 auch der Besuch der Erfurter Messe bekannt wird und dem 1760 zusammen mit seinen Brüdern Holz aus der „gemeinen Waldung" zur Erweiterung ihres Hauses zur Verfügung gestellt wurde. Außer diesen Namen begegnet 1732/33 noch Mändle (Mainle), der aber 1734 nach Olnhausen „echappiert", nachdem zwei deutschordische Untertanen Schuldforderungen gegen ihn geltend gemacht hatten, ferner 1771/72 Gumbel bzw. Gumbel Alexander, der mit Vieh handelte, 1771 zum Wareneinkauf die Frankfurter Messe besuchte und der 1772 anläßlich eines Fruchthandels in Heilbronn der Verfälschung von Korn beschuldigt wurde.

Der in Rappenau um die Mitte des 18. Jahrhunderts nach längerer Unterbrechung wieder erhobene Judenzoll führte vor allem zwischen 1757 und 1761 zu manch heftigen Auseinandersetzungen mit den benachbarten Ämtern Siegelsbach und Heinsheim. Siegelsbacher und Heinsheimer Juden wurden, als sie die Bezahlung des Zolls auf Befehl ihrer Herrschaften verweigerten, Hüte, Handschuhe und Brusttücher abgenommen oder auch Geldzahlungen abgepreßt, worauf in Heinsheim im Gegenzug mehrere Wagen von Rappenauer Bürgern, mit denen sie nach Heidelberg verkaufte Früchte an den Neckar führten, gepfändet und „arretiert" wurden. Die Heinsheimer Ortsherrschaften (Deutscher Orden und die Herren von Racknitz) beklagten Rappenauer „Zudringlichkeiten", der gemmingische Amtmann in Rappenau seinerseits „rechtswidrige, gewaltsame und unnachbarliche zum Theil aus privat Passionen herrührende Absichten" in Heinsheim. Zeitweise drohte das sonst gute Einvernehmen zwischen den Herrschaften Racknitz und Gemmingen durch „Gewalt und Mißhelligkeiten" sowie „verdrüßliche Weiterungen" belastet zu werden. Während der Auseinandersetzungen konnte die Herrschaft Gemmingen jedoch stets auf die Erhebung des Zolls bereits im 17. Jahrhundert hinweisen. Dieser Judenleibzoll bestand noch bis zu Anfang des 19. Jahrhunderts. Nach der Aufhebung in Baden wurde dem Freiherrn von Gemmingen 1808 gestattet, als Surrogat von ausländischen (nichtbadischen) Juden eine Handelskonzession von 12 Kreuzern pro Tag zu erheben.

1802 lebten 5, 1824/25 6 jüdische Familien in Rappenau, die nunmehr erbliche Familiennamen angenommen hatten: Judel Hirsch, Isack Herbst, Judel Bär, Abraham Strauß, Simon Blum und

Liebmann Adler. Die 1816 geäußerte Bitte, eine Sammlung zum Bau einer neuen Synagoge durchführen zu dürfen, lehnte der Oberrat der Israeliten mit dem Hinweis ab, daß die Juden „gänzlich mittellos" seien und ihre Gottesdienste wie bisher in einem Privatzimmer verrichten sollten. Diese fanden wohl auf dem sogenannten Judenhof statt, der sich von der Babstadter Straße hinter dem „Hirsch" in der Richtung zum christlichen Friedhof ausdehnte. Erst 1843/44 wurde auf einem Bauplatz „hinter dem Dorf" trotz „geringer Vermögensverhältnisse" nach Plänen von Salinenbaumeister Fritschi eine neue Synagoge für 1300 Gulden erstellt, in der wohl auch das rituelle Bad eingerichtet wurde, das nach einem ersten abgelehnten Entwurf noch fehlte. Trotz ablehnender Haltung der Gemeinde gelang es einem Juden vor 1848 auf dem Prozeßwege, Vollbürger zu werden, doch verzichtete er 1848 auf Druck der Gemeinde vorübergehend auf das Ortsbürgerrecht. Der Unwille der Bevölkerung war damals so groß, daß zum Schutz der Juden die Nachtwachen verstärkt werden mußten. 1881 wurde an der Straße nach Siegelsbach auf einer Anhöhe ein eigener kleiner jüdischer Friedhof angelegt, zuvor erfolgten die Bestattungen in Heinsheim.

Die Zahl der Juden, die sich im 19. Jahrhundert zunächst leicht



Der 1881 angelegte jüdische Friedhof in Bad Rappenau

von 42 (1825) auf 50 (1864) und 81 (1875) erhöht hatte, sank in der Folgezeit durch Abwanderungen – so werden zwischen 1869 und 1900 9 Auswanderungen von Mitgliedern der Familien Hirsch und Strauß nach Amerika bekannt – auf 46 (1900) und schließlich 10 im Jahre 1933. Von den 1933 ansässigen Juden waren zwei Viehhändler, Sigmund Traub besaß ein Textilwarengeschäft. Kaufmann Julius Grötzinger, der in Siegelsbach ein kleines Industrieunternehmen betrieb und sich erst 1929 in Rappenau niedergelassen hatte, wanderte 1938 mit seinen Kindern in die USA aus. 1940 folgte auch Viehhändler Siegfried Adler. Mit Entschließung vom 12. Oktober 1937 wurde die jüdische Gemeinde aufgelöst, die Synagoge verkauft und zur Milchsammelstelle umgebaut. In der Kristallnacht im November 1938 wurde das Schaufenster des jüdischen Geschäfts zertrümmert. Die letzten 5 bereits über 70 Jahre alten Rappenauer Juden wurden am 22. Oktober 1940 nach Gurs deportiert. Nur Mina Traub überlebte und wanderte 1946 zu ihrem Sohn in die USA aus, wo sie 1952 starb.

Bad Wimpfen

In Wimpfen – vom 14. Jahrhundert bis zum Übergang an Hessen 1803 Reichsstadt – waren sehr wahrscheinlich schon im 13. Jahrhundert Juden ansässig. So deutet der Name des Frankfurter Kaufmanns Alexander ben Salomo genannt Süßkind Wimpfen, der 1307 die Gebeine seines 1293 in der Haft gestorbenen Lehrers Rabbi Meïr von Rothenburg auslöste und in Worms beisetzen ließ, darauf hin, daß Süßkind in Wimpfen geboren wurde oder seine Familie zumindest längere Zeit hier wohnhaft war. Süßkind starb im Herbst 1307 und wurde neben Rabbi Meïr in Worms bestattet.

Im Jahre 1312 erscheint unter mehreren jüdischen Gläubigern Konrads von Weinsberg auch ein Frumold von Wimpfen, 1323 nahm Kaiser Ludwig der Bayer Frumolds Frau Frauelin und ihren Sohn Mayer in seinen Schutz. 1327 wird ein „Judenhaus" in der „Judengasse", die 1351 erneut bezeugt wird, erwähnt. 1332 gestattete Ludwig der Bayer der Stadt, sowohl Christen als auch Juden als Bürger aufzunehmen, doch sollten Juden dem Reich steuerpflichtig

bleiben. In der Folgezeit scheint die Stadt jedoch wie eine Reihe anderer Reichsstädte ihre Juden eigenmächtig besteuert zu haben, denn 1348 gewährte Karl IV. 23 Reichsstädten, darunter auch Wimpfen, Straffreiheit, sofern sie Schutzgelder von den bei ihnen lebenden Juden erhoben hätten. Ob die Wimpfener Juden anläßlich der Pestjahre 1348/49 Verfolgungen ausgesetzt waren, ist unsicher. Bis zur Mitte des 14. Jahrhunderts ließen sich vereinzelt Juden aus Wimpfen auch in Nürnberg und Speyer nieder.

Auch in der zweiten Hälfte des 14. sowie im Laufe des 15. Jahrhunderts begegnen Hinweise auf Wimpfener Juden. So erscheint 1387 in einem Heilbronner Betbuch Judelin von Wimpfen. 1433 bekundet der die Judensteuer im Reich einziehende Konrad von Weinsberg, daß er von Bürgermeister und Rat zu Wimpfen die halbe Judensteuer von ihren Juden, „die dort saßen und wohnten", erhalten habe. Zwischen 1452 und 1454 klagte die Judenschaft im Lande zu Franken vor dem fränkischen Landgericht gegen Moses von Heilbronn „jetzund zu Wimpfen". 1471 hatten einige Heilbronner Bürger bei Jakob von Wimpfen Schulden, 1473 wird anläßlich einer Klagesache „David von Wimpfen zu Frankfurt" genannt. Bezeugt ist für das 14. und 15. Jahrhundert auch eine „Alte Judengasse hinter der Krone" (Wirtschaft zur Krone) und eine „Judenschule", ein Judeneid hatte Aufnahme in das Stadtrecht von 1404 (1413) gefunden. Bemerkenswert auch der Hinweis, daß Erzbischof Bertold von Mainz den Juden in und um Heilbronn, Wimpfen und dem Lande in Schwaben 1492 gestattete, das Judenbegräbnis, daß diese Juden „von langen Jahren here" außerhalb der Stadt Neudenau gehabt hatten und „das dannoch vor Augen stehet, widerumb ufzurucken" und künftig erneut in Neudenau Bestattungen durchzuführen.

In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts war mit dem Arzt Seligmann für längere Zeit nur eine jüdische Familie in Wimpfen ansässig. 1523 gestattete der Heilbronner Rat nur diesem einen Wimpfener Juden den Aufenthalt in Heilbronn, 1527 und 1529 erhielten Seligmann und sein ebenfalls als Arzt tätiger Bruder Gumprecht von Löwenstein die Erlaubnis, ihren Beruf in Heilbronn auszuüben, allerdings nur um Kranken „Leibsarznei mitzuteilen", nicht aber um „Wucherei und Commerz" zu treiben. 1544 berichte-

ten die württembergischen Amtleute zu Neuenstadt und Möckmühl über Seligmann, daß er in Wimpfen geboren sei und sich mit „artzney", aber auch „wucherlicher handtierung" ernähre. Betroffen wurde Seligmann um 1540 wie andere Juden aus der Nachbarschaft von Bemühungen des Deutschmeisters Walter von Cronberg, die Juden wegen ihrer „geschwinden, arglistigen und wucherlichen practicen" nicht nur aus dem deutschordischen Gebiet, sondern auch aus benachbarten Herrschaften zu vertreiben. 1540 verbot der Deutschmeister deutschordischen Untertanen, heimlich oder öffentlich etwas von Juden zu entleihen. Wimpfen sagte zu, Juden „nach Ausgang irer Jarziel" zu beurlauben, und verbot 1542 auf deutschordisches Ansuchen dem Notar Anton Cappelreyn, wucherliche Kontrakte mit Juden zu beurkunden. Um 1550 wies Wimpfen dann tatsächlich Juden aus, denn in jenem Jahr klagten Seligmann und ein weiterer Jude Johel vor dem Reichskammergericht gegen den Wimpfener Rat wegen ihrer Ausweisung. Da sich die Akten zu diesem Prozeß nicht erhalten haben, bleibt der Grund für die Maßnahme des Rates letztlich ungewiß, ebenso der Ausgang des Verfahrens. Mit dieser Klage dürfte jedoch eine 1550 bezeugte Bitte der Wormser Juden „Schlomo zum Hirsch und Lemle Copelmanns Sohn zum Hasen" an die Stadt Worms zusammenhängen, das den Juden im Reich gewährte kaiserliche Privileg von 1544 für einen fremden ausländischen Juden, ihren „Schwager", zu beglaubigen. Da diese von Worms beurkundete Bestätigung im Stadtarchiv Wimpfen verwahrt wird, dürfte es sich bei dem genannten „Schwager" der Wormser Juden zweifellos um Seligmann von Wimpfen handeln, so daß engere verwandtschaftliche Beziehungen zwischen Wormser und Wimpfener Juden im 16. Jahrhundert erkennbar werden, worauf auch weitere Hinweise – so einige Namen – in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts hindeuten.

Weitere Hinweise auf Wimpfener Juden in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zeigen, daß die um 1550 verfügte Ausweisung, sofern sie überhaupt wirksam geworden ist, nur von kurzer Dauer war. In Rats- und Gerichtsprotokollen begegnet noch bis 1563 Seligmann, der in Wimpfen ein Haus besaß und 1563 dem Rat „etliche remedia" gegen die Pest verehrte. 1563 führte Seligmann mit seinem Tochtermann Simon, der unter anderem mit Pferden

handelte und einen Bruder Jacob (1563 „Jacob von Heinsheim jetzund wohnhaft zu Owingen" genannt) hatte, eine heftige Auseinandersetzung und forderte den Wimpfener Rat auf, seinen Sohn Lemle (Lemlin) an Stelle seines Tochtermanns Simon „uff ain sytzgeld" anzunehmen. Von diesem Lemle wird bekannt, daß er 1563 auf der Burg Guttenberg „gehausieret" und Felle verkaufte, 1569 wurde ihm untersagt, mehr Wein als zu seiner Haushaltung benötigt anzukaufen. Da Lemle offenbar unerlaubt mit Wein gehandelt hatte, wollte ihn der Wimpfener Rat 1569 nur noch für ein Jahr in der Stadt dulden, anschließend sollte Lemle „lugen, wo er bleibt". 1571 ist Lemle aber noch in Wimpfen bezeugt, 1573 war er bereits gestorben, da nunmehr seine Witwe Süßle genannt wird.

Zwei in Wimpfen lebende Söhne von Lemle und Süßle waren Jacob und Alexander. Von Jacob ist 1586 überliefert, daß er die Geschäfte seiner Mutter versah und auch in ihrem Hause wohnte. 1595 forderte ihn der Rat zum Wegzug auf, da sich seine Frau als Kupplerin habe gebrauchen lassen. 1596 wurde seine Bitte, nach einem Wegzug wenigstens ohne Zollentrichtung in Wimpfen frei aus- und eingehen zu dürfen, abgelehnt, doch hieß es im Rat zugleich, daß Jacob monatlich einen Goldgulden zu bezahlen habe, wenn er in Wimpfen bleibe. An Jacobs Bruder Alexander erinnert noch heute eine hebräische Bauinschrift. Alexander wurde vom Wimpfener Rat 1580 gegen ein jährliches „Sitzgeld" von 8 Goldgulden aufgenommen, heiratete im gleichen Jahr und erbaute das Eckhaus Schwibbogengasse/Burgstaffel, an dem eine erhaltene Konsole den Bauherrn nennt: *Sander* (= Alexander), *Sohn des Herrn Ascher ha-Levi* (in Wimpfen Lemle genannt) *Seligen Angedenkens,* (im) *Jahr 340 nach der Zeitrechnung* (das jüdische Jahr 340 bzw. genauer 5340 umfaßte den Zeitraum von Herbst 1579 bis Herbst 1580). Alexander betätigte sich als Kaufmann, durfte jedoch keinen Frucht- und Weinhandel betreiben und Früchte (Dinkel, Weizen, Korn, Haber, Erbsen, Linsen) lediglich von Schuldern zur Abtragung ihrer Schulden annehmen. Auch als Geldverleiher dürfte Alexander tätig gewesen sein, denn 1596 schuldete ihm Peter von Helmstadt 1800 Gulden. Ob schon gegen Ende des 16. Jahrhunderts eine Synagoge oder ein Betsaal in dem von Alexander erbauten Haus eingerichtet war, ist unsicher, denn den Juden war nach der

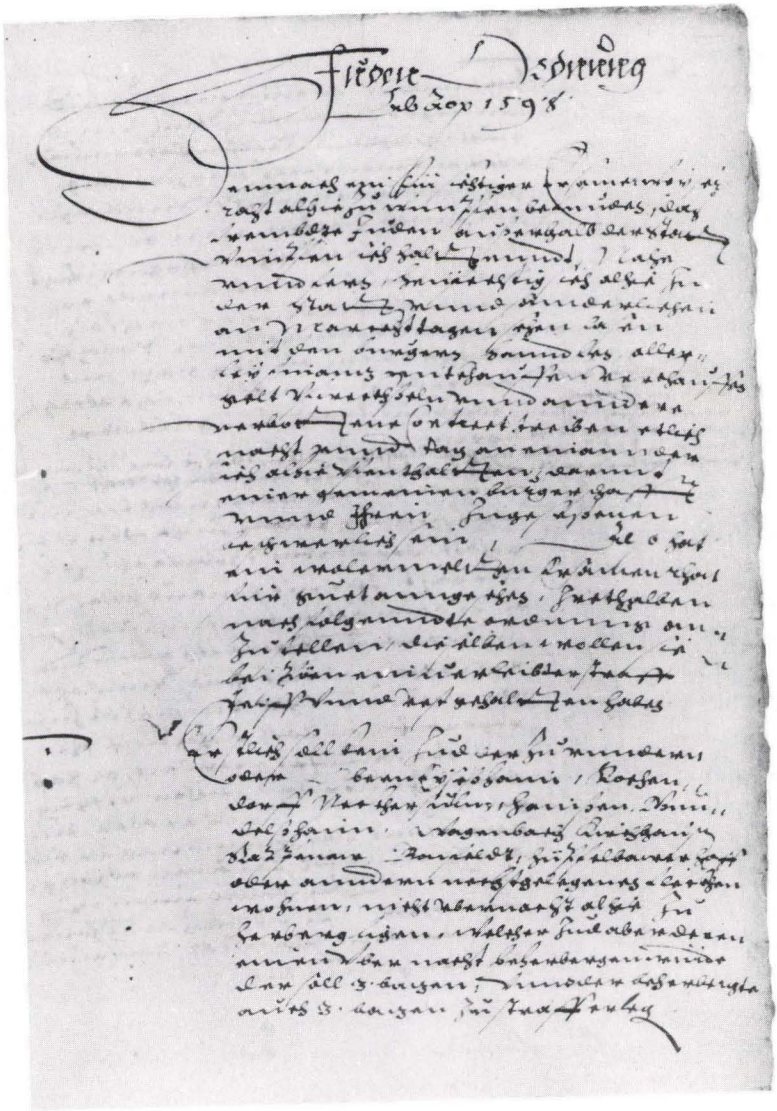
Judenordnung von 1626 untersagt, „eine vermeinte Schul und Synagog alhie uffzurichten".

Ein weiterer Wimpfener Jude aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts war der zwischen 1573 und 1578 mehrfach bezeugte Sandermann (mitunter auch Alexander genannt), der 1574 im Hause des Lemle die Hochzeit für eine Tochter seines Bruders (möglicherweise der kurz zuvor gestorbene Lemle) ausrichtete und als „Schwager" der Süßle, Lemles Witwe, bezeichnet wurde. Sandermann lebte zuvor in Hechingen, seine Frau stammte aus „Aw". 1573 ist auch ein Abraham von Hohenstadt bezeugt, 1582 gestattete der Wimpfener Rat einem Juden Abraham „auf hoher personen fürbith", sich gegen eine Aufnahmegebühr von 50 Goldgulden zunächst für 1 Jahr in der Stadt niederzulassen. Abraham sollte zunächst bei den anderen Juden wohnen, doch wurde ihm, nachdem er Uneinigkeit befürchtete, ein Teil des Almosenhauses beim Roten Turm als Wohnung überlassen. Ein Sohn des Abraham, der ein „alt Weib" bei sich hatte, war der „gelertt" Koppelmann, der 1585 in eine Klagesache mit der Stadt Speyer verwickelt war (sein Vater hatte in Speyer Geld auf Pfand geliehen) und dem 1597 in Wimpfen der Kauf eines Hauses gestattet wurde, allerdings „nit an der strassen, sondern in der Juden gassen". Koppelmann besaß auch verwandtschaftliche Beziehungen zu Wormser Juden, da ihm der Wimpfener Rat 1599 die Bitte abschlug, seinem „Schweher" in Worms die Abhaltung einer Hochzeit in Wimpfen zu gestatten. 1589 wird von einer Wimpfener Jüdin bekannt, daß sie mit dem damals kurz zuvor von Frankfurt nach Obergimpern gekommenen Moses verheiratet war.

Einzelne Bedingungen, unter denen Juden in Wimpfen lebten oder Handel betrieben, waren bereits spätestens um die Mitte des 16. Jahrhunderts festgelegt worden. 1561 faßte der Rat den Entschluß, fremde Juden vom „Zeichen des gelben Ringleins" zu befreien, doch sollten alle fremden Juden „unter den Toren" einen halben Batzen für ein „Zeichen" geben, das sie in der „Wag" (beim Waagmeister) abzuliefern hatten. Als der Rat 1580 Alexander gegen ein „Sitzgeld" von jährlich 8 Goldgulden annahm (die Annahme geschah in der Regel auf jeweils 3 Jahre, mitunter aber auch nur auf 1 oder 2 Jahre), wurde eine „rottel" verlesen, bei der es

sich bereits um eine Judenordnung gehandelt haben dürfte, auch wenn nur soviel bekannt wird, daß Alexander verboten wurde, fremde Juden zu „halten" (für Alexander eine Bestimmung „wider sein Glauben") sowie Früchte oder Wein aufzukaufen. Auf einen Protest Alexanders genehmigte der Rat lediglich, daß er Früchte von Schuldnern zur Bezahlung ihrer Schulden entgegennehmen durfte. 1593 beschloß der Rat, daß alle fremden Juden beim Betreten der Stadt nicht nur ein „Zeichen" beim Torwächter anfordern und empfangen sollten, das sie dem Waagmeister überbringen mußten, sondern daß der Waagmeister den Juden auch ein Gegenzeichen nach Entrichtung des Zolls von 6 Kreuzern übergeben sollte, das die Juden wiederum beim Verlassen der Stadt dem Torwächter aushändigen mußten. 1598 erhielten die Wimpfener Juden eine schriftliche Judenordnung, die sie in ihren Häusern anschlagen sollten: Früchte und Wein durften wie bisher nur zur eigenen Notdurft erworben werden. Für jedes Fuder Wein, das sie in ihren Keller legten, mußte 1 Gulden Umgeld bezahlt werden. Benachbarte Juden, „so eine Meil Wegs herum um die Stadt sitzen", durften nicht über eine Nacht hinaus beherbergt werden. Näher präzisiert wurde diese Bestimmung über die Beherbergung in einer besonderen Judenordnung – ebenfalls von 1598 – für fremde Juden, die insbesondere an Markttagen nach Wimpfen kamen und dabei mit Bürgern handelten oder „allerley finantz mit khauffen, verkhauffen, geld ufweckßeln" trieben. Juden aus Ober- oder Untereisesheim, Kochendorf, Nekkarsulm, Heinsheim, Gundelsheim, Wagenbach, Kirchhausen, Rappenau, Bonfeld, „Hüpfelbawer Hoff" oder anderen nahegelegenen Flecken durften über Nacht nicht in Wimpfen „zu herberg ligen", nur weiter entfernt wohnenden Juden war eine Übernachtung gestattet. Die Bestimmungen von 1593 über den Erwerb eines Zeichens beim Torwart und die Entrichtung des Zolls beim Waagmeister (eineinhalb Batzen heißt es 1598) wurden bestätigt.

Wesentlich ausführlichere Bestimmungen enthält eine 1626 ausgearbeitete Judenordnung und ihre Erneuerung von 1630, die deshalb für notwendig erachtet wurde, weil Juden „wegen ihres angebornen eigennutzigen gesuchs, finantzerey und wuchers ohne scharpffes einsehen, satzungen und ordnungen" dem gemeinen Mann allzu beschwerlich fallen könnten. Verordnet wurde 1626 und 1630, daß



Erste Seite der Wimpfener Judenordnung von 1598, die das Verhältnis zu auswärtigen Juden regelte

sich in Wimpfen am Berg nicht mehr als 4 „haussitzende Juden", die der Rat annahm, samt ihren Weibern, ledigen Kindern und Dienstboten (1 Junge und 1 Magd) aufhalten durften. Die Juden mußten dem jeweils „amtstragenden Bürgermeister" anstatt eines „leiblich geschworenen jüdischen Eids" mit „handtgebender trew" versprechen, der Stadt getreu und hold zu sein und ihr sowie ihrer Bürgerschaft „in Vehde feindts, feurs, wassers und anderen nötten" beizustehen. Jesus Christus durfte weder mit Worten noch Werken geschmäht werden, ein Punkt, auf den der Rat „gewissenshalber" nicht verzichten wollte. Die Beherbergung fremder Juden sollte ab der zweiten Nacht dem Bürgermeister unter Angabe von Namen und Herkunftsort gemeldet werden. Die vier „hausgesessenen Juden" durften nicht mehr als 2 Wohnhäuser besitzen und keine liegenden Güter wie Äcker, Wiesen, Gärten oder Weinberge kaufen oder tauschen, nur einem Lemlin wurde darüberhinaus der Besitz einer Scheuer und die Nutzung eines „gegen Peter Hartmann hinüber" liegenden Hauses gestattet. Die Juden mußten sich ferner „alles verbettenen Wuchers" enthalten und durften bei Geldausleihungen nicht mehr als 5% Zins nehmen, was allerdings nur für Wimpfener Bürger gelten sollte. Gestohlene oder geraubte Waren durften nicht erworben werden, der Vorkauf an Wein, Frucht und Viktualien in und außerhalb der Stadt war untersagt. Zahlten Schuldner von Juden mit Früchten wie Weizen, Korn, Haber, Erbsen oder Linsen, sollten die Juden alle nicht zu ihrer Haushaltung benötigten Früchte der Bürgerschaft zukommen lassen und nicht nach auswärts verkaufen. Gestattet war der Handel mit Gold, Silber, Perlen, Edelsteinen, Kleinodien, Geschmeide, Ringen sowie Geldwechsel und Roßtausch. 1626 wurde das Tragen gelber Ringe an Kleidern und Mänteln zur besseren Unterscheidung von Christen angeordnet, 1630 aber darauf wieder verzichtet („seindt dessen erlassen"). An Sonntagen und christlichen Feiertagen durften Juden nicht arbeiten und sich während der Predigten auch nicht auf dem Markt oder den Gassen „finden lassen". Zusammenkünfte am Sabbat waren, allerdings ohne Zuziehung fremder Juden oder eines Rabbiners, ausdrücklich erlaubt. Die Juden konnten aber auch „wie vor alters" am Sabbat nach Heinsheim gehen, durften aber keine „vermeinte Schul und Synagog" in Wimpfen errichten. Für den zur

Haushaltung benötigten und im Keller gelagerten Wein mußte ein Lagergeld von 2 Gulden je Fuder bezahlt werden. Zu Kontributionen (Türken- oder Landsteuer) und Brandschatzungen wurden die Juden nach ihrem Vermögen ebenso herangezogen wie zur Nachsteuer, zum Mahlzoll oder Weggeld, waren aber von „bürgerlichen Beschwerden" wie Bede, Hut, Wacht oder Schatzung befreit. Dafür entrichteten die Juden ein nach Vermögen gestaffeltes „Paktgeld", die „Paktverträge" sollten alle 3 Jahre erneuert werden. Nach altem Herkommen sollten Juden noch 1626 2 Pferde halten, 1630 wurde diese Verpflichtung nicht mehr aufgeführt. Hatte der Wimpfener Rat 1608 noch die Bitte eines Juden abgelehnt, für seine Kinder einen Schulmeister halten zu dürfen, so wurde den Juden 1630 die Annahme eines ledigen Präzeptors für jährlich 4 Goldgulden bewilligt. 1630 werden auch die Namen der damaligen Juden, die in 3 Judenhäusern wohnten und zwischen 2 und 30 Goldgulden Paktgeld bezahlten, genannt: Lemblein Josephs Sohn, Jacob, Seeligmann, Isaac Lembleins Sohn, Mosche Lembleins Sohn, Schmul sowie Lemblin Sanders Sohn.

Während des Dreißigjährigen Krieges wurden auch die Juden erheblich durch außerordentliche Steuern belastet. 1631 mußten sie wöchentlich 1 Gulden leisten, 1632 wurde ihnen eine Brandschatzung von 1400 Gulden mit der Begründung auferlegt, sie hätten Güter, die aus katholischen Orten nach Wimpfen geflüchtet worden waren, verborgen und nicht ausgeliefert. 1637 mußten sie ihre Steuern im voraus entrichten, weigerte sich jemand, so drohte die Turmstrafe. 1643 stimmte der Rat zu, daß Juden dasjenige, was ihnen beim Schächten nicht „gerate", „viertelweis" an Bürger verkauften, sie durften jedoch nichts „zu feilem Kauf pfundweise aushauen". 1649 gewährten Juden der Stadt zur Aufbringung von Satisfaktionsgeldern eine Geldanleihe, allerdings nur nach Zusage gewisser Privilegien.

Aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wird bekannt, daß die Juden 1653 fünf Häuser in der Stadt bewohnten und ihre Zahl somit – zumindest zeitweise – über der 1626 festgelegten lag. 1653 erhob eine Jüdin Münckin aus Wimpfen Forderungen in einer Gantsache eines Treschklinger Bürgers, 1666 belegte der Rat einen Juden „wegen Schimpfreden gegen Christum" mit einer Strafe von 50

Gulden. 1672 wies der Rat alle Juden aus der Stadt aus, erlaubte ihnen aber 2 Jahre später die Rückkehr. Daß die Bedingungen, unter denen die Juden in jenen Jahren in Wimpfen leben mußten, schwierig waren, erhellt 1680 aus der Bitte des mit Pferden und Vieh handelnden Sießle um Aufnahme im deutschordischen Kirchhausen, die ihm auch gewährt wurde. Er habe in Wimpfen, so Sießle, „wegen dortigen Magistrats scharpffen gegen mich und andere Juden gepflogenen comportements" nicht mehr bleiben können. Auch von einigen anderen Wimpfener Juden, die zwischen 1670 und 1690 sehr stark im deutschordischen Amt Heuchlingen oder wie David und Isaac 1693 mit Pferden in Neckarsulm Handel betrieben, wird bekannt, daß sie sich unter deutschordischen Schutz begaben. So zog Löw nach Biberach, wo er 1684 für sich und seine Söhne David und Aaron ein Haus erwarb, und 1691 war in Gundelsheim der aus Wimpfen stammende Viehhändler Herz ansässig. Diese Abwanderungen hingen zweifellos mit der Begrenzung der Zahl der Juden durch den Wimpfener Rat zusammen, denn auch in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts hatten sich Wimpfener Juden unter deutschordischen Schutz begeben: 1618 erwarb Koppelmann einen deutschordischen Schutzbrief, 1639 lebte der aus Wimpfen stammende Schmul in Neckarsulm.

Aus dem 18. Jahrhundert werden besonders häufig Klagen von Metzgern über Juden bekannt, die das Schächten von Vieh und den Verkauf von Fleisch durch Juden – zumindest 2 Kühe bzw. Rinder waren den Juden jährlich zur eigenen Haushaltung gestattet – als Konkurrenz empfanden. So rügten Metzger 1739, daß Schlom entgegen der Ordnung auch Hämmel und Schafe geschlachtet habe und Salomon Levi einen ausschweifenden Handel mit Fleisch betreibe. 1748 forderten die Metzger den Rat auf, Juden nicht mehr im „Metzgerstichzettel" der Stadt zu erfassen, da dies der Metzgerzunft „zu größtem Spott und Schimpf" gereiche und es aussehen könne, „als ob die Juden sogar bey ihnen im Handwerk eingekauffet wären". 1749 kam es zu einer Auseinandersetzung zwischen Löw Salomon und einem Metzger wegen „Schmähens und Lästerns auf der Straße", 1756 klagten Metzger erneut, daß Juden mit unerlaubtem Schächten „je und immerdar fürfahren". Die Klagen der Metzger blieben nicht ohne Wirkung, denn im Februar 1766 ordnete der

Rat zum Schutz der Metzgerzunft an, daß Juden das ihnen zugestandene Vieh nur von Herbst bis Martini schlachten sollten, und im Dezember 1766 erging die weitere Anordnung, daß Juden künftig gegen eine bestimmte Gebühr bei einem Metzger schlachten lassen mußten. 1770 war Juden auch verboten, Vieh bei Bauern unterzustellen, die das Futter bezahlten und dafür nach dem Schlachten die Hälfte des Fleisches erhielten („um die Hälfte zu mästen").

Im Jahr 1756 wurde die Judenordnung von 1630 erneuert und alle wesentlichen Bestimmungen, insbesondere das Verbot des Frucht- und Weinhandels, wiederholt. Die 4 „hausgesessenen" Juden sollten 1756 sogar nicht mehr als ein Haus besitzen. Da manche Bestimmungen von 1630 in Vergessenheit geraten waren, empfanden die Juden einige Anordnungen, so auch die jeweils nach 3 Jahren fällige „Schutzerneuerung", als „weitere Schmälerung ihrer Freiheiten". Hinzu kam, daß die Judenordnung zu einer Zeit erneuert wurde, in der sich die wirtschaftlichen Verhältnisse der Wimpfener Juden – 1756 sind Joseph Salomon, Löw Salomon und Jacob Samuel bezeugt – wenig günstig entwickelt hatten. So lebte 1749 Salomon Levi „im bittern Jammer und Elend", und 1750 hieß es, daß eine „Geldklemme" dazu geführt habe, daß die meisten Juden „in armen Stand" geraten seien. 1750 baten Eliser Salomon und seine aus Walldorf stammende Ehefrau Giedel, sie nicht wegen rückständigem Schutzgeld zu verstoßen. 1754 forderten die damals 4 jüdischen Haushaltungen den Rat auf, sie von der Verpflichtung zur Haltung eines Reitpferdes zu verschonen, da 2 Haushaltungen kaum „das liebe Brot" erwerben könnten. 1757 war Löw Salomon ein „armer am Bettelstab herumwandernder Jude", 1761 bat Joseph Salomon angesichts „schwerer Zeiten", vieler Monatsgelder und hoher Preise für Brot und Haushaltung um eine Minderung des Schutzgeldes, das der Wimpfener Rat drastisch von 20 Gulden bei seiner Schutzannahme über 35 Gulden auf 60 Gulden im Jahr 1761 erhöht hatte. Joseph Salomon war es vor allem, den das 1756 erneuerte Verbot des Frucht- und Weinhandels betraf, da er sich damit zuvor „etwas" beschäftigt und sein „wenig besitzendes Vermögen" in den 1740er Jahren anläßlich französischer Truppendurchzüge „mit saurer Mühe und Beschwerlichkeit" erworben hatte. Was die Wimpfener Juden besonders beklagten, war der Umstand, daß

auswärtige Juden oder Christen Früchte und Wein des Wormser Hofes oder des Ritterstifts in Wimpfen im Tal aufkaufen konnten, sie selbst aber von diesem Handel ausgeschlossen waren, andererseits der erlaubte Handel mit Juwelen, Gold oder Silber in Wimpfen „schon lange Jahre ins stecken gerathen" war oder aus Mangel an eigenem Vermögen von den Juden gar nicht ausgeübt werden konnte. Auch 1768 lebte nach einem Hinweis eines Steiner Juden „kein eine bedeutende Handelschaft treibender Jud" in Wimpfen, und 1778 sprach David Joseph von der weiteren Schwierigkeit, daß ihm Rot- und Weißgerber den Ankauf von Häuten verwehrten, wenn Bürger „metzlen". Erst nachdem der Rat 1781 den Frucht- und Weinhandel gestattete und auch das Lagergeld für die Einlagerung von Wein ermäßigte, ergaben sich gewisse Erleichterungen für die Wimpfener Juden, unter denen nach 1781 mit Aaron Hirsch, dem aus Nagelsberg stammenden Schwiegersohn des David Joseph, auch wieder ein wohlhabenderer Jude lebte, der um 1794 etliche von der Stadt verlangte Lieferungen an das Militär übernahm, 1802 an Bürger in Adersbach 750 Gulden auslieh und 1808 eine an ihn abgetretene Forderung über 4000 Gulden gegenüber der Gemeinde Siegelsbach besaß.

Auch wenn die Judenordnung von 1756, die 1762 noch einmal erneuert wurde, nach wie vor die „Aufrichtung einer Schule oder Synagoge" verbot, so kam es im 18. Jahrhundert doch zu Zusammenkünften der Juden am Sabbat in Wimpfen, zu denen sie angesichts ihrer geringen Zahl fremde Juden hinzuzogen, was nach der Judenordnung eigentlich nicht gestattet war. So bat 1750 Joseph Salomon den Rat um Erlaß von 4 Kreuzer Zoll für jeden der beiden über 13 Jahre alten Juden, die man am Sabbat in Wimpfen benötige, um die „Schule allhier frequentiren zu können." Aber auch 1778 mußte für „Schabes Buben" Zoll entrichtet werden, 1781 wurden 4 bis 5 fremde Juden für Gottesdienst und „Schulgang" bezahlt. Die Kosten hierfür übernahm wegen der Armut der anderen Juden weitgehend Joseph Salomons Sohn David Joseph, der auch dem bei ihm als „Brodgesind" lebenden Schulmeister Kost und Lohn gewährte. 1794 trieb dieser auch als „Domestique" bezeichnete Schulmeister keinen Handel und sollte allein die Kinder nach jüdischen Zeremonien unterrichten.

Als nach dem Übergang von Wimpfen an Hessen die Juden 1803 „um Erleichterung ihres Schicksals durch Erteilung bürgerlicher gesellschaftlicher Rechte" baten, berichtete der Stadtrat, daß die politische Existenz der Juden durch die zuletzt 1762 erneuerte Judenordnung „ziemlich beschränkt" werde. So sehr man auch überzeugt sei, „daß man den Grundsätzen des Christentums und der Humanität gemäß keinen Menschen wegen seiner Religion verachten oder drücken soll, so nothwendig scheint es uns nach eben denselben Grundsätzen zu seyn, eine Klasse von Menschen im Staat nicht zu begünstigen und herbeizuziehen, welche unaufhörlich das Wohl anderer Inwoner untergraben". Vor allem durch „Handelschaft" treibende Juden sah der Stadtrat „unaufhörlich Nachteile", eine Aufnahme in das Bürgerrecht sei ihnen nur zu gönnen, wenn sie sich vielmehr durch „wissenschaftliche, technische und Handwerksarbeiten oder Feldbau" ernährten.

Die Beschränkungen aus reichsstädtischer Zeit fielen jedoch im 19. Jahrhundert nach und nach. 1805 wurde in Hessen der Erwerb von Hausbesitz, der gerade den Wimpfener Juden in nur sehr beschränktem Umfang zugestanden worden war, wesentlich erleichtert, und nach 1839 wurden Juden auch in Wimpfen als Ortsbürger angenommen, sollten sich aber für den Genuß der Bürgergaben mit dem gesetzlich festgelegten Betrag von 45 Gulden „einkaufen". Die Zahl der Wimpfener Juden blieb allerdings stets klein. 1804 lebten 4 bis 5 jüdische Familien in der Stadt, 1829 wurden 42, 1860 32, 1885 50 und 1900 56 jüdische Einwohner gezählt. Die zu Beginn des 19. Jahrhunderts angenommenen erblichen Familiennamen lauteten Baer, Benedict, Dreyfuß, Hirsch, Kahn und Mannheimer (der genannte Marx Mannheimer war aber wahrscheinlich erst um 1805 von Rappenau zugezogen), durch Zuzug finden sich später auch die Namen Maier bzw. Mayer (aus Heinsheim), Strauß (aus Binau), Ottenheimer (aus Heinsheim), Rosenthal (ein Lehrer, von dem es hieß, er sei ein gebürtiger Russe) sowie Adler. Als Berufe werden im 19. Jahrhundert vor allem Kaufmann oder Handelsmann genannt, 1898 waren Adolf Baer Antiquar, Louis Kahn sowie Ernst und Max Mannheimer Kaufmann, Hermann Mannheimer Fruchthändler, Max Ottenheimer Handelsmann, Jacob Rosenthal Lehrer sowie Gerson, Isaak und Sigmund Mayer Pferdehändler.



Hebräische Inschrift am Eckhaus Schwibbogengasse/Burgstaffel, das 1580 der Jude Alexander erbaute und in dem später die Synagoge eingerichtet war

Im Jahre 1830 wird anläßlich eines Rechtsstreits wegen Servitutengerechtigkeit bekannt, daß bislang in dem von Alexander 1580 erbauten Haus Schwibbogengasse Nr. 5, das 1830 Nathan Dreyfuß gehörte, die jüdische Schule und der jüdische Gottesdienst abgehalten wurden. In einem Vergleich erkannte 1830 die Judenschaft Nathan Dreyfuß als Eigentümer des gesamten Gebäudes an, der seinerseits eine ungehinderte Ausübung des Gottesdienstes in einem „Lokal" des Hauses zusicherte. Über die in diesem „Lokal" befindlichen Kultgegenstände und „Mobilien" kam es 1842/43 zu einem weiteren Vergleich: Nathan Dreyfuß, der zugleich auf einen 1830 festgesetzten Mietzins von jährlich 7 Gulden verzichtete, versprach, alle „Mobilien" in dem „Lokal" zu belassen, was aber künftig angeschafft werde, sollte Eigentum aller Wimpfener Juden sein. Das Haus wurde später an Nichtjuden (Gutbrod, Fackler) verkauft, wobei sich 1892 der Käufer Wilhelm Fackler verpflichtete, den jüdischen Gottesdienst „fernerhin und für alle Zeiten" unentgeltlich zu dulden. Das Judenbad befand sich 1826 im Hause des Jacob Baer. Der jüdische Friedhof wurde 1896 angelegt, zuvor erfolgten Bestattungen auf dem jüdischen Friedhof in Heinsheim und im 19. Jahrhundert auch in Rappenau.

Die Bildung einer israelitischen Religionsgemeinde stieß im 19. Jahrhundert auf Schwierigkeiten. 1898 verfügte das hessische Mini-

sterium des Inneren schließlich, daß in Wimpfen eine israelitische Religionsgemeinde bestehe, doch von den 10 Wahlberechtigten erschien niemand zur Wahl eines Vorstandes, so daß noch 1908 die Bildung der israelitischen Religionsgemeinde nicht zustandegekommen war. Die Zuordnung zu einem Rabbinat (zunächst Darmstadt II, später Darmstadt I) erfolgte 1898. Zuvor hatten sich die Wimpfener Juden zu Anfang des 19. Jahrhunderts des Rabbiners Löw Friedberger aus Schluchtern und um 1840 des Rabbiners aus Michelstadt bedient.

Die Zahl der Wimpfener Juden, von denen sich 1897 Adolf Baer im Vorstand des Kriegervereins und Louis Kahn als Requisitenverwalter bei der Freiwilligen Feuerwehr engagierten, war bis 1933 auf 22 zurückgegangen. Von diesen führte Simon Strauß eine Manufakturwarenhandlung, Adolf Baer betätigte sich im Antiquitätenhandel, Ludwig Adler im Viehhandel. Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten wurden Juden zunehmend diskriminiert. 1933 wurden ihre Rechte an der Synagoge (Betsaal) streitig gemacht, 1935 Juden von Märkten, städtischen Arbeiten und Lieferungen sowie vom Erwerb von Haus- und Grundbesitz ausgeschlossen, der Zuzug von Juden nach Wimpfen und die Benutzung gemeindlicher Einrichtungen wie Kurmittelhaus, Kelter und städtische Waage untersagt. Im November 1938 kam es während der sog. Kristallnacht zu Ausschreitungen gegen jüdische Geschäfts- und Wohnungseinrichtungen, jüdische Bürger wurden mißhandelt. Ludwig Adler wurde als Schutzhäftling ins Konzentrationslager Buchenwald eingewiesen. Adolf Baer kam in das Konzentrationslager Dachau und starb im Dezember 1938 in Prittlbach bei Dachau. Die meisten jüdischen Bürger vermochten bis zum Sommer 1941 auszuwandern, andere wurden, zum Teil nach einer Zwangsumsiedlung, von Mannheim, Mainz, Oberstotzingen und Herrlingen aus deportiert. Nachweisbar kamen mehrere jüdische Bürger in der Deportation um: Hedwig Baer, die 1942 nach Izbica kam, Karl Kahn und Friederike Mannheimer, die 1942/43 in Theresienstadt starben. Der 1897 in Wimpfen geborene Moritz Rosenthal starb 1943 in Auschwitz.

Berwangen, Gemeinde Kirchardt

Die Herren von Helmstadt, seit 1404 im Besitz von Herrschaftsrechten über den Ort, nahmen möglicherweise schon im 17. Jahrhundert Juden auf. 1719 berichtete Verwalter Johann Wilhelm Erhardt aus Berwangen, daß die Juden, sofern sie Schutzgeld bezahlten, frei von Fron- und Wachdiensten sowie Einquartierung und Botengehen seien. Nur wenn ein Jude ein eigenes Haus besitze, gebe er wie andere Bürger Monats- und Wachgeld. Die Juden hatten Anteil an der Weide auf der Allmende und erhielten Holz von der Herrschaft zu billigem Preis.

Von Namen hören wir zwischen 1722 und 1729 aus Verzeichnissen der Reichsritterschaft im Kraichgau: 1722 werden Feißel (Feisel) und die Jüdinnen Sara und Rosel genannt, 1725 Herz mit 600 Gulden Vermögen sowie Feißel und Wolf mit je 300 Gulden, 1729 Herz und Feißel, deren Familien zusammen sechs Personen umfaßten.

1754 nahm Wolfgang Friedrich Eberhard von Helmstadt die ihm anläßlich einer Ortsteilung durch das Los zugefallenen Juden Libmann Aron, Angel, Jeßle Wolf und Löw Ketsch für weitere 10 Jahre in den Schutz gegen Erlegung von 25 Gulden Konzessionsgeld und 10 Gulden Schutzgeld pro Jahr. Die Juden durften eigene Häuser erwerben, ihr Vieh auf der Allmende und an Heerstraßen ohne Stricke frei weiden lassen und mußten von geschächteten Ochsen, Kühen und Rindern die Zunge an die Herrschaft abliefern. Jede Haushaltung einschließlich Witwen sollte künftig 1 Gulden jährlich wegen schuldiger Botengänge entrichten, bei Geldausleihungen waren als Zins 4 Kreuzer je Gulden und 3 Simri je Malter Frucht gestattet.

Außer diesen 1754 genannten Juden lebten um die Mitte des 18. Jahrhunderts noch weitere in Berwangen, wie aus Namenslisten anläßlich von Beerdigungen auf dem jüdischen Friedhof Heinsheim hervorgeht, wo Berwanger Juden im 18. Jahrhundert ihr Begräbnis hatten. Zwischen 1736 und 1768 fallen die weiteren Namen Lämle, Veith, Jacob, Jecoff, Jancoff, Veisle, Josel, Mordjele, Hertz, Elias, Abraham bzw. Abraham Faist, Frommele, Hona, Moses, Scholum und Marx, wobei es sich im Hinblick auf manche Namensformen

auch um die gleiche Person handeln könnte. Hertz betätigte sich 1757/58 als Fruchthändler in Gemmingen, wo Berwanger Juden in jenem Jahr für über 500 Gulden Haber aufkauften, Löw und Abraham Feist traten – so 1750 bis 1753 in Treschklingen – als Viehhändler auf, als Viehhändler erschien um 1740 ein David in Massenbachhausen. Um 1749 findet sich der Hinweis auf einen Vorsänger und Schulmeister „Abraham Culembach". Ein Berwanger Rabbi ist seit spätestens 1742 bezeugt. 1761 starb Rabbi Jancoff, 1771 ein weiterer Rabbi.

1770 erlaubte Carl Christoph von Helmstadt den Bau einer Judenschule oder Synagoge. Nach 3 Freijahren sollten die Juden für das Gebäude jährlich 8 Gulden Synagogengeld entrichten. Für das benötigte Bauholz mußten sie selber sorgen. Für den Fall, daß in der Synagoge eine Wohnung für den Vorsänger eingerichtet werde, sollte dieser schutzgeldfrei bleiben. Der Judenschaft wurde zugesagt, daß jeder fremde nach Berwangen ziehende Jude, der nicht mit einer in Berwangen geborenen Frau verheiratet war, 10 Gulden Einkaufsgeld zur Synagoge bezahlen sollte. Ein Fremder, der die Tochter eines Berwanger Juden heiratete, zahlte 7 Gulden 30 Kreuzer, ein Berwanger Judensohn bei Erhalt des Schutzes 5 Gulden. Die Synagoge wurde 1771 auf einem Gartenplatz beim Haus des Gerson Löw neben der „Allmandstraße" bzw. dem „Baders-Gäßlein" errichtet.

Wie sehr die Zahl der Juden im Laufe der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts angestiegen war, zeigt das Verzeichnis anläßlich der Annahme erblicher Familiennamen 1809. Genannt werden 26 Haushaltungen mit zusammen 123 Personen:

bisheriger Name	künftiger Familienname	Alter	Seelenzahl der Familie
Emanuel Natan	*Kirchheimer*	*56*	*7*
Moises Natan	*Kirchheimer*	*40*	*6*
Samson Natan	*Kirchheimer*	*35*	*7*
Salomon Liebmann	*Kirchheimer*	*36*	*4*
Levi Baruch	*Hochherr*	*45*	*6*
Lazarus Baruch	*Hochherr*	*39*	*5*
Gerson Löb	*Reichert*	*65*	*7*
Salomon Gerson	*Reichert*	*35*	*4*
Emanuel Gerson	*Reichert*	*40*	*6*

Löb Schulem	*Gutfreund*	*51*	*9*
Jacob Schulem	*Gutfreund*	*56*	*4*
Marx Joseph	*Reiss*	*36*	*3*
Lazarus Marum	*Kaiser*	*38*	*3*
Samuel Moises	*Fischer*	*43*	*7*
Löb Moises	*Fischer*	*51*	*9*
Feist Abraham	*Hahn*	*58*	*3*
Josef Feist	*Hahn*	*28*	*3*
Jacob Gabriel	*Bodenheimer*	*61*	*4*
Izig Hajum	*Kaufmann*	*51*	*6*
Zodig Liebmann	*Stein*	*60*	*5*
Liebmann Viktor	*Vollweiler*	*38*	*7*
Wolf Oppenheimer	*behielt den Namen*	–	*1*
Lazarus Schmul	*Maier*	*34*	*3*
Wolf Isaak	*Schechter*	*50*	*2*
Hanle (Haule ?) *Liebmann*	*Kahn*	*62*	*1*
Hanle Samuel	*Kirchheimer*	*46*	*1*

Die jüdische Gemeinde gehörte seit der Neueinteilung der Rabbinatsbezirke in Baden 1826/27 zunächst zum Rabbinatsbezirk Sinsheim, seit 1877 zusammen mit den anderen jüdischen Gemeinden des Bezirksamts Eppingen zu Bretten. Der Raummangel in der 1771 gebauten Synagoge, in der auch der israelitische Lehrer und Vorsänger in einem zuvor als Schullokal für den Religionsunterricht – Unterricht in „weltlichen Gegenständen" wurde in der Ortsschule erteilt – dienenden Raum wohnte und in der das 1828 als heizbar bezeichnete rituelle Bad untergebracht war, führte seit 1838 zu Diskussionen wegen einer Erweiterung. 1845 wurde schließlich an Stelle der zu klein gewordenen Synagoge nach Plänen von Salinenwerkmeister Fritschi aus Rappenau und unter Berücksichtigung von Vorschlägen des Karlsruher Hofbaumeisters Kuenzle ein Neubau, verbunden mit einem Schulhaus, erstellt, wobei für die Inneneinrichtung die Synagoge von Neckarbischofsheim zugrundegelegt werden sollte. Um die gleiche Zeit wurde am Vierfelderweg ein Grundstück für einen eigenen Friedhof erworben, nachdem 1816 unter Hinweis darauf, daß man bereits auf den Friedhöfen Heinsheim und Waibstadt „eingekauft" sei, die Beteiligung bei der Anlegung eines jüdischen Friedhofs in Eppingen abgelehnt worden war.

Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts war von einer starken Auswanderungswelle gekennzeichnet. Allein zwischen 1854 und 1856 zogen 7 Familien bzw. Einzelpersonen nach Nordamerika, wo sich die meisten ein besseres Auskommen erhofften: Tuchmacher Simon Bodenheimer mit Familie, Schuhmacher Joseph Kirchheimer, Buchbinder Gumbel Münzesheimer, Maier Hahn, Gumbel Reichert mit Familie, Jakob Reichert und Lena Reichert. Ab 1860 erfolgte auch eine Abwanderung in größere Städte. So zogen zwischen 1860 und 1870 Handelsmann Salomon Moses Kirchheimer mit Familie, Handelsmann Nathan Hahn und Handelsmann Hermann Kirchheimer nach Heilbronn, Handelsmann Aaron Bodenheimer nach Stuttgart und Salomon Kirchheimer nach Leipzig. Handelsmann Levi Strauß beabsichtigte bereits 1857, mit seiner Familie nach Biberach bei Heilbronn überzusiedeln.

1892 zählte die jüdische Gemeinde 25 Mitglieder, 1933 wohnten noch 33 Juden in Berwangen. Einige waren Mitglied im örtlichen Kriegerverein (7 Angehörige der jüdischen Gemeinde fielen im Ersten Weltkrieg) und in Gesangvereinen. Beruflich waren viele als



„Jüdisches Viertel" in Berwangen. Rechts die Synagoge, in der Mitte das Wohnhaus Gutmann



Vor dem Hause des Viehhändlers Aron Kirchheimer in Berwangen

Viehhändler tätig (Frank, Vollweiler, Kirchheimer), ein Kolonialwarengeschäft wurde von Frau Falk betrieben. Der Entzug der Handelserlaubnis 1936 und die erschwerten Arbeits- und Lebensverhältnisse nach 1933 – so wurde einmal eine Liste mit Namen von Personen veröffentlicht, die mit Juden in geschäftlicher Beziehung standen – zwang viele zur Auswanderung. Von 21 Auswanderern wandten sich 18 in die USA. Im November 1938 wurde die Synagoge zerstört, Häuserwände an jüdischen Wohnhäusern beschmiert, Mobiliar zerschlagen oder auf dem Sportplatz verbrannt, einzelne Juden mit Gummiknüppeln geschlagen.

Am 22. Oktober 1940 wurden die letzten 9 Juden aus Berwangen nach Gurs deportiert. Einem gelang die Befreiung aus dem Lager, Aron Kirchheimer starb dort am 21. November 1940. Helene Klaus geb. Kirchheimer, Gerda und Sophie Frank sowie Flora und Zerline Kirchheimer kamen 1942 nach Auschwitz, wo sie wahrscheinlich umgekommen sind. Die Eheleute Abraham und Elsa Gutmann überstanden den Krieg in provisorischen Lagern und Hospitälern und kehrten im August 1946 in ihre Heimat zurück.

Biberach, Stadt Heilbronn

1599 ließ die Reichsstadt Wimpfen, der Biberach von 1407 bis 1650 gehörte, Zoll von Juden in Biberach einziehen. Juden dürften zu diesem Zeitpunkt aber noch nicht ansässig gewesen sein, denn der Zoll wurde von nach Biberach kommenden Juden erhoben. So bat 1599 Salomon vom Hipfelhof den Rat zu Wimpfen vergeblich um Befreiung. Salomon solle, so hieß es, „den Bauern zu Biberach mit contrahieren müßig gehen".

Erst nachdem 1650 Biberach durch die Reichsstadt Wimpfen an den General Thomas von Klug verkauft worden war, werden von Klug und dessen Erben Juden aufgenommen. So hören wir, daß Biberacher Juden 1672 in Neckarsulm und 1680 in Kirchhausen handelten oder 1672/73 in Massenbachhausen 65 Malter Haber aufkauften. Verzeichnisse über alle Biberacher Juden liegen jedoch erst aus der Zeit nach dem Erwerb Biberachs durch den Deutschen Orden 1681 vor, der die dort wohnenden Juden übernahm und weitere Juden ansiedelte. So werden 1685 genannt:

Wolf, der zur Zeit des Generals Klug bzw. seiner Erben ein Haus gekauft hatte und über „ziemliches Vermögen" verfügte.

Gumpel, der schon 14 Jahre Schutz in Biberach genoß, allerdings kein großes Vermögen hatte.

Löb von Wimpfen, der 1684 für seine beiden Söhne David und Aaron ein Haus in Biberach erwarb, auf dem 1692 bei einem Weiterverkauf eine Wirtschaftsgerechtigkeit ruhte. Löb wollte als fast blinder Mann seinen Lebensabend bei seinen Söhnen verbringen, von denen jeder ein besonderes Schutzgeld bezahlen sollte. 1691 war David aber noch nicht von Wimpfen nach Biberach gezogen.

Gabriel von Schluchtern, der 1685 anstelle des verstorbenen Menle um Schutz gebeten hatte und „ziemliches Vermögen" besaß.

Mayer von Schluchtern, der ebenfalls 1685 um Schutz gebeten hatte und dessen Vater Seligmann bereits etwa 1670 für einige Jahre in Biberach gewohnt hatte, bis er durch Kriegsereignisse zu einem Wohnsitzwechsel gedrängt worden war.

Neben diesen muß in jener Zeit auch ein Abraham in Biberach gelebt haben, der 1688 seinen Schutz aufkündigte und fortzog.

Der Einfall französischer Truppen im Pfälzer Krieg zwischen 1688 und 1693 brachte die Biberacher Juden „fast um alles". 1694 werden noch 4 Namen genannt: Wolf, der mit allerhand Waren handelte, Mosche, der Aarons Witwe geheiratet hatte, Jacob und Mayer, die Vieh- und Pferdehandel betrieben. Sie hatten nur noch mittelmäßiges bis schlechtes Vermögen, „wie Dorfsjuden zu sein pflegen". Auch um 1707 litten die Juden wie die gesamte Bevölkerung unter kriegerischen Ereignissen im Zuge des Spanischen Erbfolgekrieges: Mayer wurde durch feindliche Truppen „gebundener" Weise verschleppt, konnte sich aber ohne Beitrag der Gemeinde freikaufen.

Als 1710 nach Errichtung einer Metzgerzunft den Juden der Verkauf von Fleisch eingeschränkt werden sollte, trat die Bürgerschaft in gleicher Weise wie in Kirchhausen sehr für die Juden ein. In den zurückliegenden Zeiten der Not, insbesondere bei Einquartierungen und Truppenbewegungen, habe man von Metzgern oft kein Pfund Fleisch bekommen können. Der Jude habe sich aber „allezeit bemühet, der Burgerschaft mit einem Stückh Fleisch ahn die Handt zu gehen und jedermahlen das Pfundt Fleisch dem Underthanen umb 2 Pfenning oder einen Creutzer wohlfeyler überlassen als die Metzger undt noch darüber ein halb oder gantzes Jahr geborgt und sich bezahlen lassen, wie es der Underthan zu wegen bringen können".

Die Situation der Biberacher Juden besserte sich nach den kriegsbedingten Vermögensverlusten nicht mehr. 1712 zog Wolf nach Verkauf seines nur noch „ruinösen Häusleins" zu seinem Sohn Aaron nach Kirchhausen, und an seiner Stelle wurde mit Abraham Mayer, einem Sohn des Mayer, letztmals einem Juden Schutz gewährt. Neben Mayer und seinem Sohn lebte damals nur noch Jacob im Ort, der sich als „Aufwärter" bei anderen Juden betätigte. Ihnen allen kündigte der Deutsche Orden wegen schlechter Vermögensverhältnisse 1726/27 den Schutz auf. 1728 mußten sie Biberach verlassen, und 1739 berichtete der deutschordische Amtmann Franz Sebastian Wachter aus Kirchhausen, einer der Juden sei zum Dorf hinausgeprügelt und „seine effecten uff die Gassen" geworfen worden.

Als 1743 aus Württemberg vertriebene Juden um Aufnahme in Biberach baten, lehnte der Deutsche Orden ab, weil keine Juden mehr im Ort lebten.

Binswangen, Gemeinde Erlenbach

In Binswangen nahm im 17. Jahrhundert der Deutsche Orden einige wenige Juden auf. 1639 hören wir von Raphael, der wegen des damaligen Krieges mit seiner Familie vorübergehend nach Neckarsulm gezogen war und seinen „Wechsel" zumeist in Heilbronn, aber auch in Neckarsulm betrieb. Raphael besaß seit etwa 1604 den deutschordischen Schutz, zu diesem Zeitpunkt allerdings wohl noch nicht in Binswangen. Auch Raphaels Vater war deutschordischer Schutzjude.

1655 gewährte der Deutsche Orden Raphaels Söhnen Benjamin und Abraham, die damals in Lehrensteinsfeld lebten, Schutz in Binswangen. Beide hatten im Dreißigjährigen Krieg den deutschordischen Untertanen in Neckarsulm mit Geld ausgeholfen. Einer der Brüder sollte sich 1655 im Hause des Vaters niederlassen, der andere einen anderen Platz erwerben und ein Haus bauen. Wegen der Fron und Wacht, für die ihr Vater Raphael jährlich 10 Gulden an die Gemeinde Binswangen zahlte, mußten sie sich mit ihr vergleichen.

Ein weiterer Sohn Hirsch des Raphael war 1658 in Kirchhausen verheiratet, wo im gleichen Jahr ein 60jähriger Daniel von Binswangen als Zeuge auftrat, über den nichts Näheres bekannt wird.

Anläßlich einer Schutzerneuerung 1668 ist Benjamin noch der einzige Jude in Binswangen. 1669 bat er um Aufnahme in Neckarsulm, weil er seine „pretiosa" in einer Stadt besser als in einem offenen Dorf verwahren könne. Obwohl die Bürgerschaft darauf hinwies, daß die große Zahl von 36 jungen und alten Juden und der Zulauf zur Synagoge durch fremde Juden den Anschein erwecke, als ob die Stadt „mehr mit Juden als Bürgern besetzt sei" und daß Benjamin die Nahrung der Neckarsulmer Handelsleute beeinträchtigen könnte, weil er großen Geldverkehr betreibe und in Heilbronn „mehr alß inheimisch" sei, gestattete der Deutsche Orden, daß Benjamin 1671 nach Neckarsulm zog, wo er 1676 ein Haus von Peter Heilmann (Engelwirtschaft) erwarb.

Bonfeld, Stadt Bad Rappenau

In dem reichsritterschaftlichen Ort, der von 1476 bis zum Übergang an Württemberg 1806 den Herren von Gemmingen gehörte, waren möglicherweise schon Ende des 16. Jahrhunderts vorübergehend Juden ansässig, denn die den Aufenthalt fremder Juden in der Reichsstadt Wimpfen regelnde Judenordnung von 1598 nennt neben anderen Orten, in denen Juden wohnten, auch Bonfeld.

Aus dem 17. Jahrhundert liegen keine Hinweise auf Juden in Bonfeld vor. Erst anläßlich einer Steuereinschätzung 1717 hören wir von Süßkind (auch Süßle genannt) und Jodel (auch Judele oder Judas genannt), die „etlich 100 Gulden Vermögen" besaßen und in die zweite von drei Steuerklassen eingereiht wurden. Sie hatten sich erst kurz zuvor in Bonfeld niedergelassen, da in Amtsrechnungen zwischen 1714 und 1716 noch keine Juden erscheinen. Jodel war „Lieferantjude", der mit Korn, Dinkel und Haber, aber auch mit Vieh handelte und 1729 über ein Vermögen von 600 Gulden verfügte.

1728 wurden mit Schmule und Frommele zwei weitere Juden in Bonfeld aufgenommen, und um die Mitte des 18. Jahrhunderts lag die Zahl der jüdischen Haushaltungen bei fünf bis sechs (1765/66: Mordig, Gumpel, Sandel, Ruben, Manasse und Moses). Nach 1766 nahm die Zahl der Juden insbesondere durch die Erlaubnis zur Niederlassung von Judensöhnen rasch zu. 1777/78 werden 10, 1785/86 13 und 1803/04 folgende 15 jüdische Haushaltungen genannt: Marx Judel, Moses Judel, Seligmann Judel, Simon Lazarus, Jonas Lazarus, Judel Manasse, Moses Manasse, Lazarus Manasse, Lazarus Moses, Lazarus Ruben, Moses Löw Ruben, Joseph Ruben, Salomon Samuel, Hirsch Samuel und Löw Samuel. An die Herrschaft Gemmingen entrichteten sie bei ihrer Schutzannahme ein Rezeptionsgeld von 10 Reichstalern, ein jährliches Schutzgeld von 15 Gulden sowie ein Stichgeld von etlichen Kreuzern für jedes geschächtete Tier, an die Gemeinde Bonfeld ein Beisitzgeld von einem Gulden für die Frau und zwei Gulden für den Mann. Ihr Begräbnis hatten sie in Heinsheim und, wie Berichte der Jahre 1818 und 1828 zeigen, teilweise auch in Neckarbischofsheim. 1753 lebte ein Rabbi Jecoff in Bonfeld, 1790 starb ein Bonfelder Judenschul-

meister und wurde in Heinsheim begraben. Eine kleine Synagoge wurde um 1780 erbaut.

Die starke Zunahme der jüdischen Familien gegen Ende des 18. Jahrhunderts sowie „Unordnungen", die auf den „Mangel eines ordentlichen Vorgesetzten bei den Juden" zurückgeführt wurden, veranlaßten die Herrschaft Gemmingen, am 4. März 1803 erstmals eine Judenordnung zu erlassen. Mit Lazarus Ruben wurde ein besonderer Judenschultheiß eingesetzt. Er sollte auf gute Ordnung in der Schule (Synagoge) achten, bei Todesfällen die Inventuren und Teilungen vornehmen, alle zwei Jahre den Steuerfuß für die Abgaben nach dem Vermögen ermitteln sowie die Vermögensverwaltung für die Waisen und alle Rechnungen über die Almosenverteilung beaufsichtigen. Die Judenschaft sollte, wie die Judenordnung weiter festsetzte, ihre Fest- und Feiertage mit Würde und Andacht begehen und sich „alles anstössigen Lermens und Geräusches" auf der Straße enthalten. An christlichen Sonn- und Feiertagen durften Juden bei Strafandrohung von 3 Gulden keine Arbeiten in der Öffentlichkeit verrichten und auch keine Handelschaft betreiben. Wucherische oder geheime Geschäfte mit Frauen, Dienstboten oder ledigen Personen waren untersagt. Wer wissentlich gestohlene Waren verkaufte, sollte diese dem Eigentümer unentgeltlich wieder erstatten. Wer Vieh schlachten wollte, mußte zuvor die Fleischschätzer des Ortes verständigen. Wer bei Hochzeiten oder anderen Festlichkeiten Musikanten spielen lassen wollte, hatte zuvor gegen ein Konzessionsgeld von einem Gulden bei der Herrschaft um Erlaubnis zu bitten. Im Hinblick auf Gläubiger von Juden wurde festgesetzt, daß auch die Frau für Schulden haften sollte, die ihr Mann während der Ehe machte, eine Regelung, die allerdings nur für Gläubiger aus gemmingischen Orten gelten sollte.

1807 lebten in Bonfeld 92 Juden, 1818 61, 1828 waren es 79, 1852 131. Ihre Vermögensverhältnisse waren wie die der christlichen Einwohner bescheiden. Ein starker Verfall der Preise für Güter und Grundstücke hatte Bonfeld „hart verschuldet und größtenteils ganz verarmt". Von den jüdischen Familien konnten sich 1820 nur fünf durch ein Gewerbe, die anderen nur durch geringen „Winkel- und Schmushandel" ernähren, und noch 1852 hieß es, daß von 17 Familien die Hälfte so unbemittelt sei, daß „von einem Geschäftsbetrieb

gar keine Rede sein kann". Von Juden wurde daher in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein Vermögen von mindestens 500 Gulden bei der Niederlassung im Ort erwartet, und Carl von Gemmingen forderte 1820, daß die Juden dieses Vermögen am besten dadurch nachweisen sollten, indem sie für mindestens 600 Gulden Güter erwerben und bar bezahlen, damit Geld in den Ort komme. 1825 nahmen die Juden erbliche Familiennamen an: Bamberger, Blumenthaler, Ottenheimer, Rosenthaler, Strasburger, weitere jüdische Familiennamen waren schon zu diesem Zeitpunkt oder später u.a. Flehinger, Hertz, Ladenburger, Schlesinger und Zion. Bei der Organisation der kirchlichen Verhältnisse der Israeliten in Württemberg zwischen 1828 und 1834 wurde die jüdische Gemeinde Bonfeld zunächst Filiale der Religionsgemeinde Massenbach/Massenbachhausen, später aber selbständig. Eine 1903 erneut beabsichtigte Verbindung mit Massenbach wurde im Hinblick auf die Entfernung beider Orte und die Tatsache, daß die Orte zu verschiedenen Oberämtern gehörten, nicht durchgeführt, doch wurde damals die Regelung beibehalten, daß der für Massenbach bestellte Vorsängeramtsverweser auch die entsprechenden Rechte und Pflichten für Bonfeld ausübte. Möglicherweise bestand nach einem Hinweis der Oberamtsbeschreibung Heilbronn im 19. Jahrhundert zeitweise eine israelitische Volksschule, doch besuchten nach einem Bericht von 1828 die jüdischen Kinder die Ortsschule, und 1889 gab es nur eine israelitische Religionsschule, die Lehrer Reis aus Massenbach zweimal wöchentlich versah.

Im Laufe der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sank die Zahl der Juden durch Auswanderung oder Fortzug im Zuge der Gesetze über Gewerbefreiheit und Freizügigkeit. So heißt es 1864, daß von damals 19 steuerpflichtigen Bonfelder Juden sechs ihren Wohnsitz bereits verlegt hatten: Giesel Gummersheimer, Seligmann Schlesinger und Lehrer Loewenstein waren nach Heilbronn gezogen, Louis Rosenthaler nach Stuttgart, Elias Salomon nach Meckesheim und Joseph Gummersheimer nach Reutlingen. 1886 lebten noch 53, 1900 44 und 1933 40 Juden in Bonfeld, die im wirtschaftlichen Leben des Dorfes einen wichtigen Platz einnahmen. So betrieben 1933 Max Flehinger eine Manufakturwarenhandlung, Julius und Sigmund Zion ein gutgehendes Manufakturwarengeschäft, Sophie und

Moritz Schlesinger einen Kolonial- und Manufakturwarenladen, Mathilde Schlesinger und ihr Sohn Albert ein Lebensmittelgeschäft. Im Viehhandel betätigten sich Karl Ladenburger sowie Ferdinand und Hermann Ottenheimer, Ferdinand Hirsch handelte mit Vieh, Getreide und Futtermitteln, Leopold Schlesinger mit Landesprodukten und mit Schuhen. Jüdische Bürger waren Mitglieder des örtlichen Turn- und Gesangvereins, einer stattete den Radfahrverein mit Leibchen aus und organisierte die Ausflüge.

Nach der Machtergreifung durch die Nationalsozialisten begann – so am 1. April 1933 durch SA-Posten – der Boykott jüdischer Geschäfte, der allmählich immer schärfere Formen annahm. Während der Kristallnacht 1938 wurde vornehmlich durch auswärtige SA-Leute die Inneneinrichtung der später abgebrochenen Synagoge zerstört, es kam zu Ausschreitungen und Sachbeschädigungen bei Zion und Ottenheimer, mehrere Juden wurden mißhandelt. Hugo Heinrich Hertz, der aus Worms stammte und 1936 nach Bonfeld gezogen war, von wo seine Frau stammte, wurde dabei so schwer mißhandelt, daß er seinen Verletzungen 1940 im jüdischen Krankenhaus Frankfurt erlag. Nach der Kristallnacht wurden mehrere jüdische Bürger ins Konzentrationslager Dachau eingeliefert und dort



Auf dem Bonfelder Kriegerdenkmal für die Gefallenen des Ersten Weltkriegs findet sich auch der Name von Josef Zion

mehrere Wochen festgehalten. Nur die Hälfte der jüdischen Bürger wanderte noch rechtzeitig aus. 20 Juden wurden 1941/42 deportiert und umgebracht, darunter die Frau und zwei Kinder des Hugo Heinrich Hertz, Ferdinand Hirsch mit Frau und zwei Kindern, Julius Zion, Frontoffizier des Ersten Weltkrieges, mit Frau und Sohn.

Brackenheim

In der *Germania Judaica* wird auch Brackenheim unter Hinweis auf das 1280 an Brackenheim übertragene Esslinger Stadtrecht genannt, das eine Reihe von Bestimmungen über Pfandleihe in Verbindung mit Juden enthält und diesen den Geldhandel erlaubte. Hinweise, daß Juden gegen Ende des 13. Jahrhunderts in Brackenheim ansässig waren, liegen jedoch nicht vor, doch hören wir 1434 einmal von einem Juden Schmule (Samuel) von Brackenheim, als er sich in Nördlingen einkaufte.

Bürg, Stadt Neuenstadt am Kocher

In Bürg nahmen um 1675 die Herren von Gemmingen einen Juden Isaac auf. Er gehörte 1693 zu den Juden, die von auswärts zum Handeln nach Neckarsulm kamen. Weihnachten 1707 zog Isaac, nachdem er 32 Jahre Schutz in Bürg besessen hatte, zu seinem Sohn Cavalle nach Massenbachhausen, wo er noch einige Jahre verarmt lebte.

Degmarn, Gemeinde Oedheim

Der Ort gehörte seit dem 15. Jahrhundert zum Deutschen Orden. Anläßlich eines Streites zwischen den Brüdern Mosche und Juda von Bieringen sowie Isac von „Bises" hören wir 1620 von einem Bruder des Isac, der in Degmarn lebte. Sein Name und weitere Hinweise auf Juden sind nicht bekannt.

Eppingen

Zur Geschichte der Eppinger Juden und ihrer Kultbauten hat 1985 Edmund Kiehnle einen umfassenden Beitrag vorgelegt, auf den an dieser Stelle ebenso wie auf die gleichfalls 1985 von Reinhard Hauke veröffentlichten Erinnerungen der Clara Geissmar an ihre Kindheit in Eppingen in der Mitte des 19. Jahrhunderts verwiesen werden darf, eine überaus bemerkenswerte sozialgeschichtliche Quelle mit dem speziellen Aspekt christlich-jüdischen Zusammenlebens im 19. Jahrhundert.

Eppingen, 1188 als *burgum* und 1234 mit der klassischen mittelalterlichen Stadtbezeichnung *civitas* genannt, wurde 1219/20 durch Kaiser Friedrich II. an die Markgrafen von Baden verpfändet und von diesen vor 1339 erstmals an die Pfalz weiterverpfändet. Für die Verbindung von Eppingen zu den Pfalzgrafen war es wichtig, daß König Wenzel 1383 dem Pfalzgrafen erlaubte, das vom Reich verpfändete Eppingen von den Markgrafen von Baden zu lösen, die jedoch erst 1463 endgültig auf eine Wiedereinlösung zugunsten von Baden verzichteten. 1803 fiel Eppingen von Kurpfalz an Baden.

Juden sind in Eppingen seit dem 14. Jahrhundert bezeugt, wobei die ersten jüdischen Einwohner vermutlich den Judenverfolgungen während der Pestjahre 1348 bis 1350 zum Opfer fielen. Im Laufe der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts ließen sich erneut einzelne jüdische Familien nieder. So lebten 1380 Jeckelin und Koßir in der Stadt und bis 1387 sind mit Joselin und seinem Vater Abraham (nach einer Heilbronner Quelle Jakob) sowie Vivel weitere Juden bezeugt. Alle oder zumindest die meisten von ihnen hatten die Stadt aber bis 1387 wieder verlassen, denn in einem Heilbronner Betbuch von 1387, das 15 jüdische Steuerzahler nennt, erscheinen Vivel von Eppingen, Joselin von Eppingen, Jöslins (also Joselins von Eppingen) Vater Jakob und auch ein Tochtermann Jöselins. Die Abwanderung aus Eppingen erfolgte somit schon vor der Ausweisung der Juden aus der Pfalz in der Regierungszeit Ruprechts II. nach 1390 und könnte möglicherweise mit Auseinandersetzungen zwischen Baden und der Pfalz im Anschluß an das 1383 erlassene königliche Gebot zusammenhängen, das vom Reich verpfändete Eppingen an die Pfalz zu übergeben.

Im 15. und 16. Jahrhundert ließen sich wiederum Juden in Eppingen nieder, doch handelte es sich jeweils um nur wenige Judenfamilien. Um 1420 hören wir von Löb aus Villingen und 1426 von Abraham und Lewe aus Speyer, die in den Schutz nach Eppingen aufgenommen wurden. 1530 war zumindest ein Jude ansässig, da der Heilbronner Rat Schultheiß und Gericht zu Eppingen bat, „den alten Juden dort" zu veranlassen, sich mit einer ratenweisen Rückzahlung der Schulden des Hans Berlin aus Heilbronn zufrieden zu geben. 1544 berichteten die württembergischen Untervögte aus Brackenheim und Güglingen, daß schon seit längerer Zeit ein Jude in Eppingen wohnhaft sei und 1549 ist der Name Helias (Elias) bezeugt, der an Kurpfalz ein jährliches Schirmgeld von 26 Goldgulden bezahlte.

Der Beginn einer größeren jüdischen Gemeinde fällt erst in die Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg, als 1659 mit Salomon erstmals nach mehr als einem Jahrhundert wieder ein Jude bekannt wird. 1672 bezahlten die Juden zur Erhaltung der Brunnen und für die Vergünstigung, ihr Vieh an Wegen und Straßen weiden zu lassen, erstmals ein jährliches Wasser- und Weidegeld von 8 Gulden an die Stadtkasse. 1693 wird von Herz bekannt, daß er „sehr viel" und fast täglich, insbesondere mit Pferden, in Neckarsulm handelte, 1697 waren Lazarus, Mayer, damals Judenvorsteher im Amt Bretten, und Herz, der Mayer als Judenvorsteher nachfolgte, ansässig, vorübergehend auch Faist Oppenheimer, um einem „Lager" möglichst nahe zu sein, in das er Lieferungen durchführte. 1704 besaßen die meisten der damaligen Juden bereits Häuser, da das Amt Bretten eine Beschwerde wegen der Besteuerung mit dem Hinweis zurückwies, daß Juden mit Häusern in gleicher Weise wie andere Bürger belastet würden. 1705 erneuerten die damals 4 jüdischen Familien Herz, Löser (Lazarus), Mayer und Bnaim (?) den Vertrag über das Wasser- und Weidegeld, wobei Pauschalbeträge für Wasser und Weide sowie alle sonstigen Umlagen in Friedens- und Kriegszeiten festgesetzt wurden. 1720 kam es zu einer weiteren Änderung: Das Wasser- und Weidegeld betrug nunmehr jährlich 6 Gulden, hinzu kamen wechselnde Umlagen für „Nebengelder" und sonstige außerordentliche Lasten, die die Stadtkasse zu tragen hatte.

In den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts stieg die Zahl der

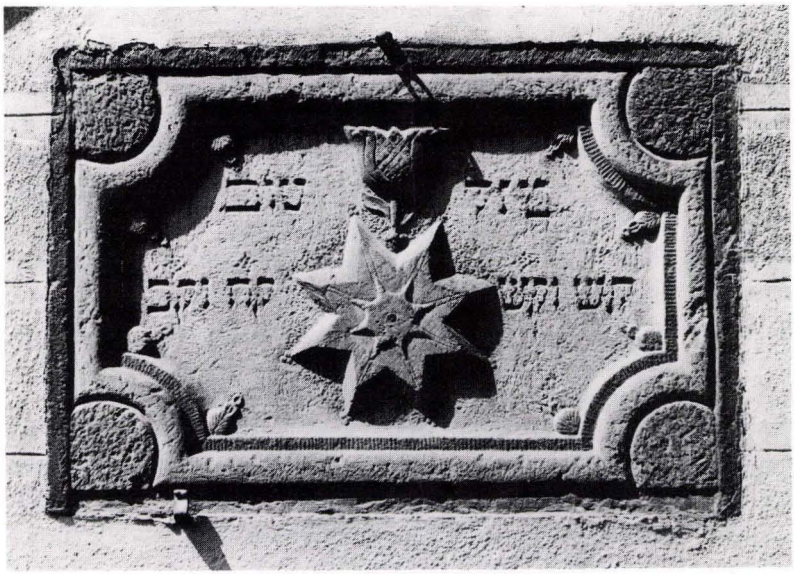
Juden rasch an. Von den 10 im Jahre 1729 genannten Juden stammte Herz aus Oberursel, Löw aus Weinheim, Moses aus Sennfeld und Aaron aus Braach in Hessen, während bei Loser (Lazarus) dem Alten, Loser (Lazarus) dem Jungen, der aber kein Sohn von Lazarus dem Alten war, Eisig, Itzig und Cauvel, einem Sohn des Herz, bereits die Herkunftsbezeichnung Eppingen angegeben wird. Bei Wolf, der die Witwe des Baruch geheiratet hatte, fehlt der Herkunftsort, er dürfte aber als Sohn von Lazarus dem Alten ebenfalls bereits in Eppingen geboren worden sein.

Die stark angewachsene Zahl der Juden (für die Stadt waren „alle Eck und Winkel mit Juden angefüllt") führte 1732/33, da auch die Bürgerschaft zugenommen hatte, zu einem Streit über die Verteilung des knapper gewordenen Brennholzes. Auf Beschluß der Stadt sollten Bürger daher nur noch „nach Notdurft" kostenlos Brennholz beziehen, Juden aber pro Klafter 45 Kreuzer bezahlen. Die Juden erwirkten daraufhin beim Oberamt Bretten einen Erlaß, daß sie „wie vor alters" 4 Klafter Holz umsonst erhalten sollten, den aber die kurpfälzische Regierung „höchstmißfälligst" aufhob und festsetzte, daß Juden kein Gratisholz gewährt werde. Um 1749 sollten Juden sogar, da sie kein Beholzungsrecht in Gemeindewaldungen besäßen, Holz von auswärts beziehen.

Im Jahre 1736 waren ebenfalls 10 jüdische Familien mit zusammen 54 Personen ansässig: Lazarus der Alte und seine Söhne Wolf und David (4 Töchter waren in Richen, Heppenheim, Ladenburg und Anhalt verheiratet), Lazarus der Junge (2 verheiratete Töchter lebten in Eichtersheim und Gemmingen), Levi (auch als Löw bezeichnet) und sein Sohn Lemle Levi (eine Tochter war in Eppingen verheiratet), Moses, Isac (eine Tochter war in Sontheim verheiratet), Aaron (eine Tochter war in Stebbach verheiratet) sowie Itzig. Bis auf David verfügten alle über Hausbesitz, hinzu kam 1736 noch ein „Rabbe" mit seiner Familie, der im Hause eines Bürgers wohnte. Von den 12 kurz darauf im Jahre 1744 genannten Juden war nur Löw, der 1732/33 größere Getreidekäufe in Gemmingen tätigte, als vermögend eingestuft, 6 hatten mittelmäßiges Vermögen, 5 galten als unvermögend oder erarmt. Die Juden durften nach ihren Schutzbriefen und der 1744 von Kurfürst Karl Theodor erlassenen „Konzession" neue Häuser bauen oder Häuser kaufen. Ihnen waren „alle

ehrlichen Handlungen" und auch die Metzgerei erlaubt, „wucherlicher Handel" dagegen verboten. Auf liegende Güter durfte kein Geld ausgeliehen werden, Juden durften auch vom Hausgesinde der Christen sowie von Kindern, Studenten oder unverheirateten Söhnen und Töchtern weder Kleidung noch Hausmobilien, Hausrat, Ringe, Sackuhren, altes Silber oder Handwerkszeug ankaufen. Ein bestimmter Begräbnisplatz für alle kurpfälzischen Juden war wegen der Entfernungen nicht festgesetzt. Verheiratete Kinder durften noch 1 Jahr bei den Eltern wohnen bleiben. Bei der Schutzaufnahme mußte das erstgeborene Kind (Sohn) 600 Gulden, das zweite 1500 Gulden, ein Fremder, der die Tochter eines kurpfälzischen Juden heiratete und sich in Kurpfalz niederlassen wollte, sogar 2000 Gulden Vermögen nachweisen. Das jährliche Schutzgeld betrug 30 Gulden.

Im Jahre 1765 werden 16 Juden genannt (darunter allerdings auch Jacob Aaron von Mühlbach), von denen 8 das volle Schutzgeld von 30 Gulden, 4 das halbe und 4 gar kein Schutzgeld bezahlten. 1771 waren 12 jüdische Familien ansässig, die nach einer Statistik des Jahres 1775 46 Personen umfaßten, 1797 sind wieder 16 Namen bezeugt. Ein erster Hinweis auf eine Synagoge findet sich 1749, als „von des Posthalters Raußmüller's Hof ein Prügel durch die Fenster der Judenschule" geworfen wurde. Bislang war angenommen worden, daß diese 1749 genannte „Judenschule" in der „Alten Universität" untergebracht war, doch hat Edmund Kiehnle kürzlich nachgewiesen, daß die jüdische Gemeinde erst von 1821 bis 1873 den halben Hausanteil der „Alten Universität" besaß und daß es sich um das Haus des Löw Mayer (heute Metzgergasse Nr. 1) handeln muß, in dem die Juden nach einem aus dem Jahre 1772 überlieferten Hinweis „seither" Schule gehalten hatten. Löw Mayers Haus wurde somit um 1772 zugunsten eines Neubaus aufgegeben, der sich unter der Bezeichnung „alte Synagoge" in der Küfergasse Nr. 2 erhalten hat und sich heute in Privatbesitz befindet. Das Gebäude zeigt einen über die Zeit des Dritten Reiches geretteten Stein mit hebräischen Buchstaben und einem Achtstern mit aufgesetzter Zierrosette, bei dem es sich um einen der größten und am besten erhaltenen Knaßsteine (Traustein oder Hochzeitsstein) Südwestdeutschlands handelt. Im Kellergeschoß befand sich das rituelle Bad (Jordanbad),



Hochzeitsstein an der „alten Synagoge" in Eppingen in der Küfergasse

das vor wenigen Jahren als Erinnerungsstätte wieder hergerichtet wurde.

Im Jahre 1825 betrug die Zahl der jüdischen Einwohner 187, stieg bis 1839 auf 222, sank aber seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts infolge Abwanderung in größere Städte nach Einführung der Gesetze über Freizügigkeit sowie infolge Auswanderung (zwischen 1852 und 1870 sind zumindest 26 Auswanderungen nach Amerika bezeugt) auf 181 (1864), 147 (1875), 124 (1900), 71 (1925) und 60 im Jahre 1933.

1818/19 wurde auf einem von Engelwirt Reichert erworbenen Acker auf der Kuppe des großen Hellberges ein jüdischer Friedhof angelegt, auf dem in der Folgezeit auch die meisten anderen jüdischen Gemeinden aus dem Amtsbezirk Eppingen ihre Toten bestatteten. Zuvor hatten die Eppinger Juden für wohl 200 Jahre ihr Begräbnis in Oberöwisheim, vereinzelt auch in Heinsheim, wo 1744 ein Kind von Schulmeister Feiß begraben wurde. Bestattungen aus dem Amtsbezirk Eppingen erfolgten zuvor auch in Flehingen und Waibstadt.

Spätestens 1825 bestand eine eigene israelitische Schule, von der es 1846 hieß, daß sie als eine der ersten in Baden eingeführt worden sei. 1825 lernten von 40 jüdischen Kindern 16 (die kleinsten Kinder) nur Hebräisch, 24 sowohl Hebräisch als auch Deutsch. Nach dem von dem damaligen Eppinger Rabbiner Geismar vorgeschriebenen Lehrplan mußte der israelitische Lehrer Michael Hirsch jedoch von 44 Wochenstunden 35 in Hebräisch und nur 9 in „weltlichen Schulwissenschaften" erteilen, was 1825 die israelitische Schulkommission, die von den beiden Pfarrern der christlichen Konfessionen gebildet wurde, kritisierte, denn die Überbetonung des Hebräischen führe, so Dekan Müller, zur Ausbildung eines „undeutschen Charakters" der Juden, welcher eine „ewige Schiedmauer ist zwischen ihnen und den deutschen Völkern, unter denen sie leben." 1825 ergab sich auch eine Kontroverse um Lehrer Michael Hirsch, der bei Schulvisitationen mehrmals im Wirtshaus angetroffen worden war und während der Lehrstunden mitunter aus dem Schlaf geweckt werden mußte. 1832 wurde Ezechiel Schlesinger die israelitische Schulstelle definitiv übertragen. Die israelitische Schule war in jenen Jahren den christlichen Schulen gleichgestellt, und ab 1836 mußte die Stadt auch für die israelitische Schule Schulholzgaben leisten. Nachdem 1868 die Zahl der jüdischen Schüler auf 14 herabgesunken war, wurde die israelitische Schule zum 1. Oktober 1868 aufgehoben, und die jüdischen Kinder sollten nach Wahl ihrer Eltern eine der beiden christlichen Schulen besuchen.

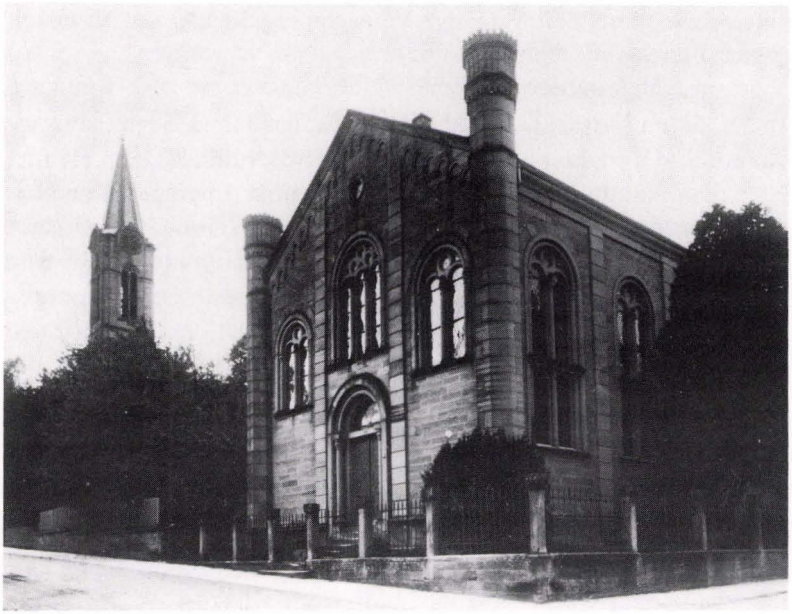
Die 1827 dem Rabbinat Sinsheim (ab 1877 Bretten) zugeordnete jüdische Gemeinde Eppingen wurde vor allem um 1830 wie auch andere jüdische Gemeinden in Baden von „Mißhelligkeiten und Zwistigkeiten" wegen Bezug des „Gabholzes" betroffen. Nachdem Juden auch Ortsbürger geworden waren, forderten sie, daß ihnen nunmehr wie anderen christlichen Bürgern die jährlichen Bürgerholzgaben („Bürgergenuß") gewährt werden, was jedoch die alteingesessenen Bürger nicht ohne „Einkauf" gestatten oder gar verhindern wollten, weil die Zahl dieser „Bürgergaben" beschränkt war. Mehrfach kam es zu Exzessen. In der Nacht vom 27. auf 28. Februar 1830 wurden an einigen Judenhäusern die Fensterscheiben eingeworfen, und im Oktober des gleichen Jahres berichtete der in Bretten stationierte Brigadier Löhr über eine „zu Eppingen und Umgebung

gegen die Juden stattfindende Aufregung". In der Nacht vom 21. auf 22. September 1831 kam es erneut zu „ernsten Auftritten". Am Abend rotteten sich „einige Haufen Pursche" auf der Straße zusammen und sangen Spottlieder gegen die Juden. Die Häuser von Lemle Regensburger und Joel Sontheimer wurden „unter einem wilden Geschrei" mit Steinen bombardiert, ebenso das Haus des Judas Hirsch Fürth in der Altstadt. Amtmann Ortallo gelang es jedoch noch am Abend, die Ruhe wieder herzustellen. Die Wachen wurden verstärkt, und abends übernahm abwechselnd ein Ratsverwandter und ein Mitglied des Bürgerausschusses die Aufsicht auf der Straße. Am 26. September 1831 wurde ein Vergleich geschlossen: Alle 38 Israeliten, welche zu diesem Zeitpunkt bereits das Bürgerrecht besaßen, sollten zusammen 3 Bürgergaben zur Verteilung an die ärmsten Israeliten empfangen. Dieser für die Juden zweifellos ungünstige Vergleich beendete den Streit über die Bürgerholzgaben aber noch nicht, denn 1872 war erneut eine Verwaltungsrechtssache anhängig, wobei der Hinweis gegeben wird, daß die Juden ihren Bürgernutzen bis dahin nie entschieden genug verlangt hätten, „weil bis in die neuere Zeit derartige Versuche regelmäßig mit Exzessen gegen die israelitischen Einwohner beantwortet wurden".

Schon früh wandten sich im 19. Jahrhundert einzelne Eppinger Juden, deren Namen Edmund Kiehnle für das Jahr 1830 mit Hinweisen auf ihre Tätigkeit nennt, auch anderen Berufen als dem Handel oder dem Handwerk zu. So legte 1824 Moritz Eppinger sein Skribentenexamen mit „vorzüglich befähigt" ab, 1827 war Jakob Heinsheimer als Aktuar in Bretten tätig, der 1834 in Eppingen geborene Leopold Regensburger wurde einer der begabtesten und kenntnisreichsten badischen Anwälte. Bemerkenswert ist, daß die im Zuge der Emanzipationsdebatten in Baden – erst 1862 gewannen die Juden eine vollständige bürgerliche Gleichstellung – diskutierte Frage, ob Juden auch Zugang zum Staatsdienst haben, von Skribent Moritz Eppinger ausgelöst wurde. Eppinger forderte nämlich nach dem Examen 1824 seine Aufnahme in die Skribentenliste, womit eine Anwartschaft auf den Staatsdienst zugestanden worden wäre. Eine Minderheit der Referenten im badischen Ministerium des Inneren vertrat schon 1824 die Auffassung, daß Juden das Recht zum Staatsdienst verfassungsmäßig eingeräumt sei, die Mehrheit

gestand den Juden zwar das Ortsbürgerrecht und Tätigkeiten als Lehrer, Ärzte oder Advokaten, nicht aber den Zugang zum Staatsdienst zu. Noch 1839 war der Fall Moritz Eppinger nicht entschieden.

Um 1841 erstellte die jüdische Gemeinde zwischen Kettengasse und Elsenz ein neues beheizbares Frauenbad, 1872/73 wurde an der Kaiserstraße Nr. 6 – nachdem die im Laufe des 19. Jahrhunderts größer gewordene jüdische Gemeinde schon 1856 einen entsprechenden Beschluß gefaßt hatte – nach Plänen von Architekt Lößlin aus Bruchsal eine neue Synagoge gebaut. Der aus Mühlbacher Werkstein errichtete langrechteckige Bau mit dem Giebel zur Kaiserstraße besaß neben der Eingangsseite zwei Eckrisalite mit Bekrönung, an der Ostseite gegenüber befand sich eine apsisartige Ausbuchtung. Der stattliche Bau wurde in der Reichskristallnacht im November 1938 in Brand gesteckt, erhalten gebliebene Fenster noch Tage danach durch Steinwürfe zerschlagen. 1940 wurde die Ruine abgerissen. Der eingeebnete Platz diente bis zum (inzwischen wie-



Die 1872/73 an der Kaiserstraße Nr. 6 errichtete ehemalige Synagoge in Eppingen

der alten) Neubau der Bezirkssparkasse 1954/56 als Pausenplatz für die gegenüberliegende Volksschule.

Von den 1933 in Eppingen ansässigen Juden handelten vier mit Vieh, einer mit Pferden, zwei mit Tabak, einer mit Stoff, einer mit Schuhen, einer mit Landesprodukten und Mehl. In jüdischer Hand befand sich ein angesehenes Baustoff-, Kohlen- und Haushaltswarengeschäft, ein Gemischtwaren- und Lebensmittelgeschäft, ein Schuhhaus und eine Möbelhandlung, halbjüdisch war ein Bankhaus. Einzelne Schicksale nach 1933 werden in einer kürzlich vorgelegten aufschlußreichen Schülerarbeit skizziert. Bis 1940 wanderten die meisten Juden aus oder zogen in die großen Städte Karlsruhe und Mannheim. Die 4 letzten Eppinger Juden, Simon und Bertha Siegel sowie Julius und Liesel Sternheimer, wurden am 22. Oktober 1940 nach Gurs deportiert und starben 1940/42 in Gurs und Récébédou. Von vorher Weggezogenen wurden 6 Personen im Osten umgebracht. Zwei jüdische Frauen, die in sogenannten Mischehen lebten, überlebten den Zweiten Weltkrieg in Eppingen.

Erlenbach

In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts nahm der Deutsche Orden zumindest einen Juden in Erlenbach auf. In einem Verzeichnis aller Neckarsulmer Juden aus dem Jahr 1639 findet sich bei Lemblins Witwe die Bemerkung, daß ihr „Schweher" Hirtz zuvor seinen Schutz in Erlenbach hatte. Wegen des Kriegswesens zog die Familie nach Neckarsulm und kaufte hier ein Haus, „darin sie ihre Synagog erbaut".

Eschenau, Gemeinde Obersulm

Der reichsritterschaftliche Ort, dessen Ortsherrschaft seit dem 15. Jahrhundert mehrfach wechselte, ging 1650 aus dem Besitz der Herren von Gemmingen an die von Moser, 1705 von Ziegesar und um 1740 an die von Killinger über. 1805 gelangte der Ort unter württembergische Landeshoheit.

Von Juden hören wir erstmals um 1660, als Aaron, der seit etwa 1620 den deutschordischen Schutz besaß und sich in Neckarsulm und Kirchhausen aufgehalten hatte, nach einem für ihn verderblichen Streit mit dem Heilbronner Handelsmann Georg Philipp Eckstein über Geldlieferungen und Wechsel 1657 zunächst in das kurpfälzische Schluchtern flüchtete und dann 1658 Schutz in Eschenau fand. 1672 handelten Eschenauer Juden nach einem Bericht des deutschordischen Amtmannes auch in Neckarsulm, 1680 untersagte die erneuerte Vogt- und Ruggerichtsordnung Eschenauer Untertanen, ohne Wissen der Herrschaft auf Häuser, Weingärten, Äcker, Wiesen und anderen liegenden Gütern von Christen oder Juden Geld zu entleihen.

In der Folgezeit erscheinen erst wieder 1725 mit Isaac Haim und Feist zwei Namen. Isaac Haim hatte 3 Kinder, bescheidene 40 Gulden Vermögen und wohnte in einem „nach Affaltrach gehörenden Haus", Feist mit 4 Kindern besaß ein halbes Haus, wurde aber als „sonst arm" bezeichnet. Vor 1749 zog Mändel von Horkheim nach Eschenau, über den hier aber nichts Näheres bekannt wird.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts bestanden nähere Verbindungen zu den Juden in Affaltrach, wo die Eschenauer auch ihr Begräbnis hatten. Aus dem Jahr 1751 hat sich ein Vergleich zwischen den Eschenauer Juden Feiß (wohl der 1725 bezeugte Feist) und seinem Tochtermann Mayer mit dem Affaltracher Judenschultheißen Israel Löw über die Mitbenutzung der Affaltracher Synagoge erhalten, der 1753 im Beisein des Lehrensteinsfelder Rabbiners Abraham Halberstadt erneuert wurde. Damals bestehende Differenzen waren damit jedoch nicht beigelegt, denn aus den Jahren 1754, 1755 und 1756 liegen weitere Vergleiche bzw. Verträge vor, in denen alle Eschenauer Juden – außer Feist und seinem Tochtermann Mayer werden nunmehr auch der Sohn Fälkele des Feist sowie David und Hayum Moses genannt – bekennen, sich bei Streitigkeiten im Bereich jüdischer Zeremonien dem Schiedsspruch des neuen Affaltracher Judenschultheißen Simon Kahn zu unterwerfen, nach Eschenau kommende Gäste nicht mehr zur Beherbergung nach Affaltrach zu schicken sowie Kostenanteile zur Armenversorgung und Unterhaltung eines Vorsängers in Affaltrach zu übernehmen.

Strafgelder sollten zur Hälfte der Eschenauer Ortsherrschaft, zur anderen Hälfte dem Affaltracher Judenalmosen zufallen.

Zu erneuten Auseinandersetzungen mit Affaltrach, in die auch die beiden Ortsherrschaften einbezogen wurden, kam es vor allem 1774, als die Eschenauer Juden Hajum, Fälckele, David und Eisich die „Schand und Prostitution" beklagten, daß sie am Neujahrstag der Juden beim Aufrufen zu den Zehn Geboten in der Affaltracher Synagoge übergangen worden seien, andererseits zeigten sich die Affaltracher darüber verärgert, daß sich Eschenauer Juden auf Befehl ihrer Ortsherrschaft Schiedssprüchen des Affaltracher Judenschultheißen zu entziehen suchten und Affaltracher Juden bei 10 Reichstalern Strafe verboten wurde, sich zur Herbstzeit in der Eschenauer Kelter aufzuhalten, um koscheren Most zu machen oder Schulden einzutreiben. 1775 wurde David aus Eschenau gar



Die 1797 errichtete ehemalige Synagoge in Eschenau



Der Türsturz des Eingangs der Eschenauer Synagoge zeigte noch bis vor wenigen Jahren neben der Jahreszahl 1797 eine hebräische Inschrift

daran gehindert, am Jahrestag seiner verstorbenen Mutter ein Gebet in der Affaltracher Synagoge zu verrichten. Nicht zuletzt derartige Dispute veranlaßten die im Laufe der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts angewachsene Eschenauer Judenschaft, 1795 einen Gartenplatz zum Bau einer eigenen Synagoge zu erwerben. Der Vertrag wurde vom Lehrensteinsfelder Rabbiner und den folgenden 9 Eschenauer Juden unterschrieben: David Joseph, Tubias Benjamin, Abraham Samuel, Elias Falk, Isac Samuel, Heyum Joseph, Benjamin Moses, Joseph David und Mayer David. 1797 war die Synagoge in der Reitgasse, heute Treutlingerstr. 9, mit einer Wohnung für den Vorsänger und einem Frauenbad im Keller erstellt. Ein ehemals am Treppenaufgang angebrachter großer, eisenbeschlagener Opferstock befindet sich heute in der Synagoge in Hechingen. Das auch als Schulhaus der israelitischen Konfessionsschule dienende Gebäude wurde 1904 von der jüdischen Gemeinde verkauft und ist heute Privathaus.

1807 zählte Eschenau 55 jüdische Einwohner, 1818 73, 1845 115, 1869 81, 1900 19 und 1933 7. Anläßlich der Annahme erblicher Familiennamen 1828 wurde ein Verzeichnis aller damals selbständig lebenden Israeliten mit Hinweisen auf die berufliche Tätigkeit angelegt und dabei folgende 23 Namen aufgeführt:

Bisheriger Name	Künftiger Familienname
Elias Falk, Judenschultheiß	*Falk*
Löw Lippmann, Vorsänger	*Löwenstein*
Moses Hajem, Metzger	*Falkenauer*

Hajem Joseph und sein Sohn Hona Hajem, beide ohne Gewerbe	*Gronauer*
Wolf Moses, Handelsmann	*Bamberger*
Die Brüder Samuel Isaak, Abraham Isaak und Löw Isaak, alle Schacherhändler, sowie Israel Isaak, ohne Gewerbe	*Ullmann*
Maier David, Metzger	*Rothschild*
Maier Isaak, Metzger	*Edlinger*
Machoel Jachiel sowie seine Söhne Joseph Machiel und Wolf Machiel, alle Schacherhandel	*Neumann*
Daniel Moses, Schacherhandel	*Berliner*
Die Brüder Esajas David, Schacherhändler, Salomo David, Metzger, sowie Benjamin David, Mändel David und Lazarus David, alle Viehhändler	*Rosenberger*
Moses Mendle, Rosenwirt	*Lindner*
Isaak Calmann, Schacherhandel	*Calmann*

Gegen die 1832 im Zuge der Neuorganisation der israelitischen Religionsgemeinden in Württemberg verfügte Zuordnung als Filiale nach Affaltrach protestierten die Eschenauer Juden sogleich, weil vor allem finanzielle Belastungen durch den sich bereits abzeichnenden Synagogenneubau in Affaltrach befürchtet wurden. 1834 wurde daraufhin Eschenau ein eigener Filialgottesdienst zugestanden sowie 1849/50 die Verbindung zu Affaltrach wieder gelöst und eine selbständige israelitische Religionsgemeinde in Eschenau gebildet, nachdem 1847 ein Vergleich über die Beteiligung der Eschenauer Juden am Synagogenneubau in Affaltrach zustandegekommen war. Für die jüdischen Kinder, die 1828 wegen mangelnder Deutschkenntnisse des damaligen israelitischen Vorsängers und Lehrers Löw Lippmann die christliche Ortsschule besuchten, bestand spätestens 1843 eine israelitische Konfessionsschule. Als um 1860 wegen der Woh-

nungsnot im Zuge des Eisenbahnbaus die Vorsänger- und Lehrerstelle vorübergehend unbesetzt blieb, besuchten die jüdischen Kinder wiederum die örtliche Volksschule. 1880 schlossen sich die Eschenauer und Affaltracher Juden zu einer gemeinsamen Schule zusammen, deren Sitz zunächst Eschenau und seit 1887 bis zur Auflösung um 1900 Affaltrach war. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zählte die in Öhringen neu gebildete jüdische Gemeinde noch um 1890 als Filiale zu Eschenau, doch beteiligten sich 1889 die damals 33 Wahlberechtigten aus Öhringen nicht an der Wahl der Eschenauer Kirchenvorsteher. Der 1815 in Eschenau geborene Moritz Kallmann, der seit 1845 als Rechtskonsulent in Heilbronn tätig war, wurde 1849 als erster Jude in den Heilbronner Gemeinderat gewählt.

Im Ersten Weltkrieg fiel Vizefeldwebel Hugo Rothschild, Sohn des Rosenwirts und Metzgers Max Rothschild, Träger des Eisernen Kreuzes I. und II. Klasse sowie der Württembergischen Goldenen Verdienstmedaille. Von den 1933 noch in Eschenau lebenden 7 Juden starb Julie Rothschild 1934, die fünfköpfige Familie Dames (Schwager von Hugo Rothschild) wanderte 1936 über Österreich nach Palästina aus, Hedwig Weißburger wurde 1941 nach Riga deportiert, von wo sie nicht mehr zurückkehrte. Um die Jahreswende 1941/42 wurden mindestens 110 ältere Juden hauptsächlich aus Stuttgart in das Eschenauer Schloß umquartiert, von denen 11 auf dem jüdischen Friedhof in Affaltrach ihre letzte Ruhestätte fanden. Die übrigen wurden mit wenigen Ausnahmen im August 1942 nach Theresienstadt verschleppt und kamen dort oder in Vernichtungslagern des Ostens ums Leben.

Fürfeld, Stadt Bad Rappenau

In dem vom 16. Jahrhundert bis zum Übergang an Baden 1806 den Herren von Gemmingen gehörenden Ort finden sich nur um die Mitte des 18. Jahrhunderts vereinzelt Hinweise auf Juden. In einem Untersuchungsprotokoll anläßlich der Streitigkeiten zwischen Kriegsrat von Buhl und den in der Burg Horkheim lebenden Juden heißt es 1749, daß um 1740 Hirsch von Horkheim nach Fürfeld

gezogen sei. Vorübergehend ansässig war 1750 Meyer, von dem in jenem Jahr ein Kind auf dem jüdischen Friedhof in Heinsheim begraben wurde und der auch 1756/57 in einer Amtsrechnung für Gemmingen und Ittlingen bezeugt ist.

Ob der 1495 in einem Schreiben Kaiser Maximilians genannte Salmon Firnfeld aus Fürfeld stammen könnte, wie das Heilbronner Urkundenbuch andeutet, ist nicht gesichert.

Gemmingen

Die geschichtliche Entwicklung des Ortes ist bis zum Übergang an Baden 1806 eng mit den Herren von Gemmingen verbunden, die schon um 1350 den größten Teil der Ortsherrschaft als württembergisches Lehen besaßen. Die Gemmingen teilten ab 1664 die Ortsherrschaft jedoch zunächst mit Württemberg, ab 1710 mit den Herren bzw. Grafen Neipperg (5/8 Gemmingen, 3/8 Neipperg).

Als 1664 Württemberg den Anteil am Dorf erwarb, den bis dahin Johann Rudolf von Gemmingen innehatte, übernahm Württemberg auch die beiden Juden Lazarus und Ezechiel, denen Johann Rudolf von Gemmingen kurz zuvor Schutz gewährt hatte. Der für Gemmingen zunächst zuständige württembergische Untervogt Wilhelm Parst in Brackenheim wollte sogleich beide Juden veranlassen, in den gemmingisch gebliebenen Teil des Ortes zu ziehen, wo bereits ein dritter Jude lebte, doch befahl Herzog Eberhard III. im Juli 1665, Lazarus und Ezechiel bis auf anderweitige Verordnung im württembergisch gewordenen Teil von Gemmingen zu dulden. Beide zahlten 1665 zusammen 22 Gulden 30 Kreuzer Schutzgeld an Württemberg, zogen dann aber im Sommer 1666 fort.

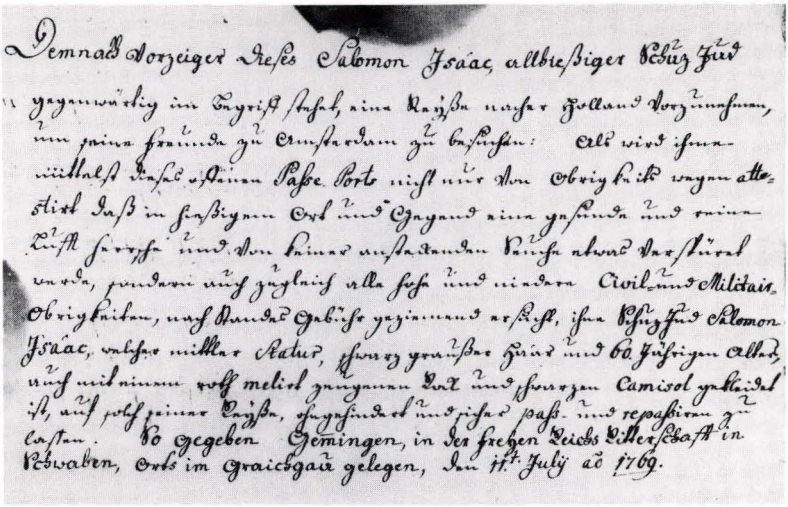
In der Folgezeit waren Juden zunächst nur im gemmingischen Teil des Ortes ansässig. Da an der Herrschaft über diesen gemmingischen Teil zwei Linien der Herren von Gemmingen beteiligt waren, die jede für sich Juden aufnahm, und da diesen der Hin- und Herzug im gemmingischen Ortsteil erlaubt war, erfassen die bis in das 18. Jahrhundert hinein angeführten jüdischen Namen möglicherweise nicht immer alle tatsächlich im Ort wohnenden jüdischen Familien.

Sicher ist jedoch, daß bis zu Anfang des 18. Jahrhunderts nur

wenige Juden in Gemmingen lebten. Zwischen 1677 und 1710 sind in der Regel zwei Namen bezeugt, so 1684 Jonas und Lazarus (möglicherweise der bereits um 1665 genannte), 1686 Lazarus und Hajum, 1687 Hajum und Salomon, 1698 Hajum und Gerson. Hajum hielt 1700 für seine Familie auch einen Rabbiner, 1710 umfaßten die beiden jüdischen Familien insgesamt 8 Personen.

Nach 1710 stieg die Zahl der Juden merklich an. Gefördert wurde dies vor allem durch den gemmingischen Amtmann Johann Friedrich Heider, der sich zweifellos eine Steigerung der herrschaftlichen Einkünfte durch die Juden erhoffte, die je nach Vermögen und Umfang ihres Gewerbes unterschiedlich hohe Schutzgeldzahlungen leisteten. 1718 sind zumindest 5 Juden bezeugt, darunter Judenschuhmacher Jacob mit seiner Schuhmacherwerkstatt, 1728 werden zumindest 9 und 1740 10 Namen bekannt. Um 1725 war Gumpel Herz mit etwa 550 Gulden Vermögen der wohlhabendste Jude, die meisten galten als arm oder wurden als Betteljuden bezeichnet. 1727 wurde den Juden erlaubt, gegen eine jährliche Abgabe von 10 Reichstalern eine „Schule" (Synagoge) zu halten, 1730 werden Judenschulmeister Meyer und sein Vorgänger Wolf Weyl genannt.

Das rasche Anwachsen der Gemminger Judenschaft führte um 1730 zu manchen Auseinandersetzungen und auch Ausschreitungen. So beklagte sich 1730 Judenschulmeister Meyer, daß ihm die Fenster von jungen Burschen mit großen Steinen eingeworfen worden seien, worauf diese zu 32 Tagen Schanzarbeit verurteilt wurden. 1733 forderte die Bürgerschaft die Ausweisung der Juden, weil diese wegen ihres schlechten Vermögens nachts „alles weg ropseten", 1740 kam es zu einer erneuten Klage, weil Juden zu viel Vieh bei der Gemeindeherde mitlaufen ließen. Der Pfarrer beklagte 1733 die „überhand nehmende Judenschule" und bezeichnete Juden als Bettler, Müßiggänger, Gotteslästerer und Christenschänder. Daß der Umgangston in jenen Jahren mitunter heftig war, zeigt auch der Hinweis, daß 1737 der „Judenrabbi" zu zwei Frevel Strafe verurteilt wurde, weil er im Rausch zwei Bürger als „Scheißkerle" tituliert hatte. Ob der 1738 erlassene herrschaftliche Befehl befolgt wurde, daß alle Juden innerhalb von zwei Monaten den Ort verlassen sollten, die mit Zahlungen im Rückstand geblieben waren und keine Häuser besaßen, wird nicht bekannt.



Demnach Vorzeiger dieses Salomon Isaac, allhiesiger Schutz Jud
gegenwärtig im Begriff stehet, eine Reyße nacher Holland vorzunehmen,
um seine Freunde zu Amsterdam zu besuchen: Als wird ihme
mittelst dieses offenen Passe Porte nicht nur von Obrigkeit wegen attes-
tirt, daß in hiesigem Ort und Gegend seine gesunde und reine
Luft seyende und von keiner ansteckenden Seuche etwas verspühret
worden, sondern auch zugleich alle hohe und niedere Civil- und Militair-
Obrigkeiten, auf standes Gebühr gegiemend ersucht, ihne Schutz Jud Salomon
Isaac, welcher mittler Statur, schwarz graußer Haar und 60 Jährigen Alters,
auch mit einem roth melirt zeugenen Rock und schwarzen Camisol gekleidet
ist, auf solcher seiner Reyße, gegen andere pass- und repassirung zu
lassen. Wo gegeben Gemmingen, in der freyen Reichs Ritterschafft in
Schwaben, Orts im Craichgau gelegen, den 11.ten Julij ao 1769.

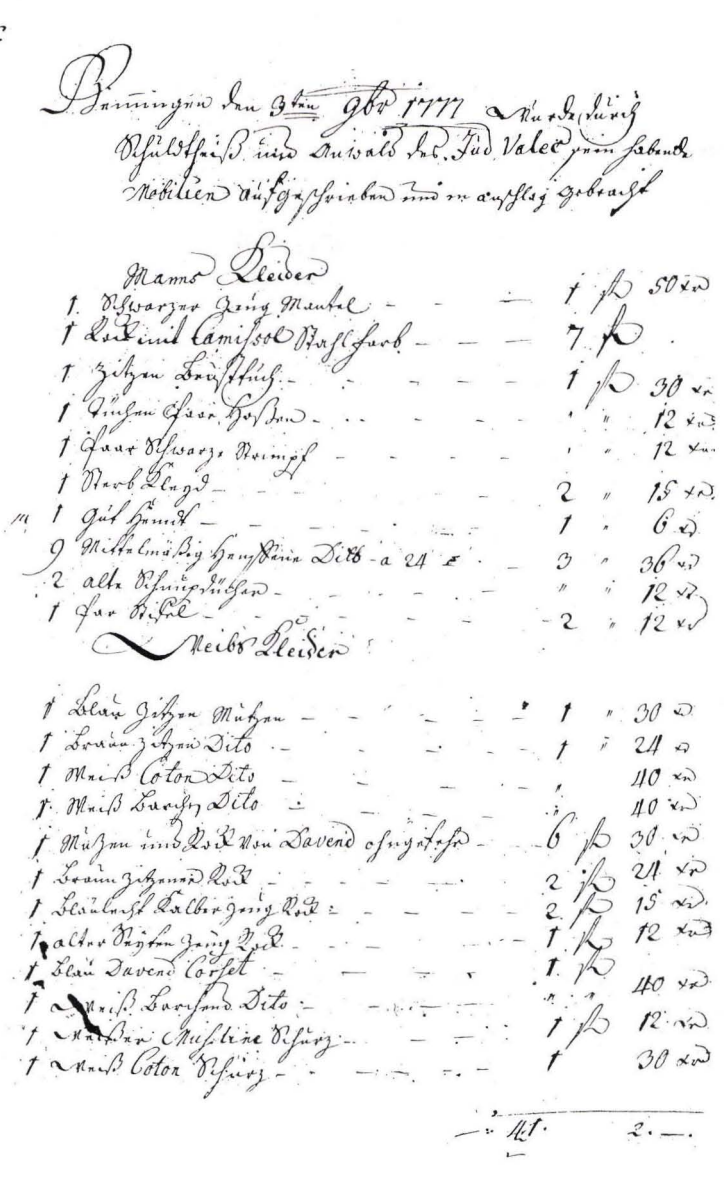
Paß für Salomon Isaac aus Gemmingen anläßlich einer Reise nach Amsterdam 1769. Salomon Isaac war (Zeilen 9–10) „mittler Statur, schwarz graußer Haar und 60jährigen Alters, auch mit einem roth melirt zeugenen Rock und schwarzen Camisol gekleidet".

Auch um die Mitte des 18. Jahrhunderts vermehrte sich die Zahl der Juden weiter. 1751 wohnten zumindest 12 jüdische Familien im Ort, denen die Herrschaft Gemmingen mit Isaak Nathan einen Judenvorsteher verordnete, 1758/59 waren es insgesamt 16 Familien: Itzig Nathan, Simon Isaak, Samuel, Joseph Jacob, Jonas, Gerson, David, Schmule, Salomon, Hajum Jekoffs Witwe, Moses, Jonas Itzigs Tochtermann, Veit Abraham, Herz Isaak, Manasse und noch einmal ein Joseph Jacob. 1762 wurden 17 Familien mit rund 100 Seelen gezählt. Die Juden bezahlten seit der Mitte des 17. Jahrhunderts ein festes Schutzgeld von jährlich 10 Gulden, ein Aufnahmegeld von 15 Gulden, das 1793 auf 50 Gulden erhöht wurde, sowie seit 1746 ein jährliches Entgelt von 1 Gulden 30 Kreuzer für Weide und Wasser sowie Befreiung vom Botengehen an die Gemeindekasse, worüber es jedoch mehrfach zu Streitigkeiten mit der Gemeinde insbesondere in Kriegszeiten wegen Umlegung außerordentlicher Steuern oder Einquartierungskosten kam. Hauptnahrungserwerb war der Viehhandel, doch wurde den Juden der für sie wichtige Fleischverkauf 1751 dadurch eingeschränkt, daß

sie nicht mehr Fleisch in die Häuser tragen und dort verkaufen durften, worüber sie noch 1769 klagten, daß dies ihren „totalen Ruin" bedeute und auch für Bürger Nachteile habe, da Juden stets für einen „leidentlichen Fleischpreis" gesorgt hätten. Außer durch Viehhandel ernährten sich einige wenige Juden – so Löw Moses 1798 – durch Handel mit Ellen- und Spezereiwaren, einige versorgten überdies die Herrschaft Gemmingen mit für damalige Zeiten besonderen Waren und Produkten wie Pfeffer, Zimt, Salz, Muskatnüsse, Zuckerhüte, Kaffeebohnen, Schreibpapier, Schnupftücher oder Seidenstoffe, die wie 1754/55 auf den Frankfurter Oster- und Herbstmessen eingekauft wurden. Ein Pferdehändler zog erstmals 1797 mit Joseph Moses aus Michelfeld nach Gemmingen. Von den 16 im Jahre 1795 ansässigen Familien war kaum die Hälfte wohlhabend, die anderen ernährten sich „sauer und kümmerlich" mit ihrem Kuhhandel oder durch „Schmusen".

Zur Beilegung immer wieder aufkommender Zwistigkeiten unter den Juden wurde von der Herrschaft Gemmingen 1771 mit Marx Aaron aus Richen ein Oberrabbiner eingesetzt, der nicht nur für Trauungen oder Inventuren und Teilungen herangezogen werden sollte, sondern der vor allem Vorfälle und Streitigkeiten aus dem Bereich jüdischer Zeremonien zu untersuchen und entscheiden hatte. Nach dem Tode von Marx Aaron folgte 1782 Isaac Veit von Flehingen als Oberrabbiner. Im Ort selbst wirkte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts stets ein Judenschulmeister, der auch als Rabbi oder Vorsänger bezeichnet wurde. Gewisse Auseinandersetzungen in der jüdischen Gemeinde waren um 1790 dadurch bedingt, daß sich ein Teil der Gemminger Judenschaft zu „einer gewissen Gesellschaft" mit den Richener und Ittlinger Juden vereinigt hatte und alle diejenigen, die dieser „Gesellschaft" nicht beigetreten waren, als „Auswürflinge" behandelte und beispielsweise bei Sterbefällen die Verrichtung eines gemeinsamen Gebetes verweigerte. Daraufhin verordnete die Herrschaft Gemmingen, daß die Verbindung eines Teiles der Gemminger Juden mit Auswärtigen keineswegs die älteren Verbindungen innerhalb der jüdischen Gemeinde Gemmingen beeinträchtigen dürfe.

Seit 1790 nahmen auch die Grafen von Neipperg einzelne Juden in Gemmingen auf. So lebten 1795 von den 16 jüdischen Familien



Auszug aus einer Inventur und Teilung für Valec aus Gemmingen 1777 mit Verzeichnis der „Manns Kleider“ sowie der „Weibs Kleider“ mit Preisangaben in Gulden und Kreuzer

drei unter dem Schutz der Grafen Neipperg und wohnten in einem gräflich Neipperg'schen Herrschaftshaus.

Anläßlich der Annahme erblicher Familiennamen im Jahre 1809 erscheinen folgende 16 jüdische Familien, die zusammen 86 Personen umfaßten:

Bisheriger Name	Künftiger Familienname
Elias Herz	*Gutmann*
Süsser Kan	*Hut bzw. Kanhut*
Joseph Moises	*Rothschild*
Löb David	*Bischofsheimer*
Isaak David	*Bischofsheimer*
Baruch Kan	*Hut bzw. Kanhut*
Mahel Levi	*Wertheimer*
Kaufmann Löb	*Weisenburger*
Lazarus Jacob	*Rost*
Jos. Wolf	*Richheimer*
Isaak Joseph	*Rastatter*
Kallmann Wolf	*Richheimer*
Manke Löb	*Oppenheimer*
Moises Löb	*Oppenheimer*
Wolf Simon	*Ottenheimer*
Hajum Simon	*Uhlmann*

Nachdem die Zahl der Juden zwischen 1760 und 1810 nahezu konstant geblieben war, nahm sie im Laufe des 19. Jahrhunderts zunächst weiter zu, sank dann aber nach 1860 durch Abwanderungen: 1825 wurden 122 Juden gezählt, 1839 181, 1864 291, 1875 190, 1900 157 und 1933 noch 47. Die Gemminger Juden wurden 1827 dem Rabbinatsbezirk Sinsheim und nach 1877 zusammen mit anderen jüdischen Gemeinden aus dem Amtsbezirk Eppingen dem Rabbinat Bretten zugeordnet. Um 1821 wurde eine neue größere Synagoge erstellt, die nach einer aus dem Jahr 1865 erhaltenen Skizze hinter dem an der Straße von Eppingen nach Heilbronn stehenden israelitischen Schulhaus lag, in dem sich das Frauenbad sowie unten die Wohnung des Lehrers und oben das Schullokal befand und das

1867 durch einen größeren Bau ersetzt wurde. Die Bestattungen erfolgten nach 1819 auf dem neuen jüdischen Friedhof in Eppingen, zuvor in Heinsheim, aber auch – je nachdem, wo sich einzelne jüdische Familien „eingekauft" hatten – in Flehingen und Waibstadt.

Der Gemminger Bürgerwehr des Jahres 1849, die im Juni zeitweise ein Standquartier in Wieblingen bei Heidelberg aufgeschlagen hatte, gehörten auch 8 Juden (unter 51 genannten Namen) an, darunter der Leutnant Oppenheimer. Ein Jude Richheimer wirkte als „Instrukteur". 1866 wurde ein israelitischer Gesangverein gegründet, der nach seinen Statuten den Zweck verfolgte, „die Harmonie der Lieder sowie auch jede gesittete Ordnung des öffentlichen Lebens" zu erhöhen, „die rohen, unverschämten Gassenlieder zu unterdrücken und überhaupt in jeder Hinsicht ein musterhaftes Beispiel dem Publikum zu geben". Singstunden waren am Samstagmittag von 11 bis 12 Uhr. 1886 war Moses Richheimer Vorstand des Gesangvereins Frohsinn, der damals um die Genehmigung der Statuten des Vereins bat. 1897 richtete Abraham Oppenheimer im oberen Stock eines Julius Herzog gehörenden Hauses eine Zigarrenfabrik ein und beschäftigte 1899 7 Personen, im gleichen Jahr wollte auch Kaufmann Moses Richheimer in seinem Hause mit der Fabrikation von Zigarren beginnen. Daß die Tätigkeit und das Wirken der Juden gegen Ende des 19. Jahrhunderts auch von Abneigung begleitet war, verdeutlicht das Protokoll über die Ortsbereisung des Jahres 1892: Den Gemminger Einwohnern wurde zwar ein guter Charakter bescheinigt, doch seien „die ungünstigen Einwirkungen der großen Anzahl jüdischer Handelsleute und Viehhändler nicht zu verkennen, wenn auch dieselbe ihre oft wenig saubere Geschäfte mehr in den Nachbarorten als in der eigenen Gemeinde zu machen pflegen."

Im Ersten Weltkrieg starben 5 Juden aus Gemmingen. 1922 stiftete Hugo Richheimer, Direktor der Schaumweinvertriebs AG in Frankfurt/Main und Ehrenbürger von Gemmingen, 5000 Mark für Ortsarme. 1933 bestanden die Viehhandelsgeschäfte David und Josef Kahn sowie Kahn und Manasse. Ludwig Herz und Max Oppenheimer betrieben ein Textilgeschäft mit Hausierhandel, Samuel Ottenheimer ein Lebensmittelgeschäft mit Mehl- und Getreidehandlung. Max Oppenheimer war 1936/37 vor seiner Aus-

wanderung nach den USA für kurze Zeit als Arzt tätig. In den ersten Jahren nach 1933 hatten die Juden zunächst noch ihr Einkommen, mußten dann aber ihre Geschäfte schließen und wanderten nach Nord- und Südamerika aus oder verzogen nach Karlsruhe und in andere größere Städte. In der Kristallnacht im November 1938 wurde von auswärtigen SA-Leuten die Synagoge ausgeräumt, das Gebäude jedoch wegen der Wohnungen im davorstehenden ehemaligen jüdischen Schulhaus nicht angezündet. Das Synagogengrundstück wurde noch 1938 von der bürgerlichen Gemeinde erworben. Die letzten noch im Ort verbliebenen 7 älteren Juden wurden am 22. Oktober 1940 nach Gurs deportiert, von denen drei wahrscheinlich den Tod in Auschwitz fanden.

Gochsen, Gemeinde Hardthausen am Kocher

1699 findet sich der Hinweis, daß der nach Stockheim gezogene Jude Mayer, gebürtig von Steinsfeld (Lehrensteinsfeld), sich zuvor zwei Jahre in württembergischem Schutz zu Gochsen aufgehalten habe. In den Jahren 1548/49 lebte Jacob von Neckarwestheim in Gochsen.

Grombach, Stadt Bad Rappenau

Der dem Ritterkanton Kraichgau inkorporierte Ort gehörte seit 1498 den Herren von Venningen, die die Ortsherrschaft zeitweise mit den Familien von Flörsheim und von der Tann teilten. 1806 fiel das Dorf an Baden.

Juden waren in Grombach spätestens seit dem 18. Jahrhundert ansässig. In einem 1723 angelegten Verzeichnis erscheinen der 70 Jahre alte Rabbiner Moses mit Frau Clara, der 39 Jahre alte Abraham mit Frau Judit, der 33 Jahre alte Nadan (Nathan) mit Frau Hana und der 31jährige Isack mit seiner Frau Frommet. 1738 wurde nach der Ermordung des Heidelberger Bürgermeisters Gabel auf der Frankfurter Ostermesse Mayer Moses aus „Grumbach" als Mörder angeklagt und 1741 hingerichtet. 1776/77 lebten 29 jüdische Einwohner im Ort (5 Männer, 5 Weiber, 11 Söhne, 6 Töchter, 1 Knecht, 1

Magd). Der „Grumbacher Schatzungszetul anno 1779“ nennt die Namen Liebmann, Sieß, Jeßle und Salomon (Salm), ein weiterer Schatzungszettel von 1796 Liebmann, Samuel, Salomon, Aron, Löb und Moses. Anläßlich der Annahme erblicher Familiennamen im Jahre 1809 sind folgende 8 Familien mit insgesamt 42 Personen bezeugt:

Bisheriger Name	Künftiger Familienname
Liebmann Nathan	*Strauß (nennt sich nach Schatzungszetteln der Jahre 1808/10 aber Dreyfuß)*
Moises Liebmann	*Morizstein bzw. Stein*
Aron Joseph	*Faller*
Löb Joseph	*Gärtner bzw. Götter*
Kallmann Salomon	*Jacobmark bzw. Marko*
Raphael Herz	*Reinhard*
Samuel Süs	*Strauß*
Levi Süs	*Strauß*

In einem 1816 angelegten Verzeichnis über Juden in Baden, die sich seit 1809 einem anderen bürgerlichen Gewerbe als dem Handel zugewandt hatten, erscheinen auch 6 Namen aus Grombach: Schuhmacher Isaak Strauß, Moses Stein, der sich mit Ackerbau beschäftigte, sein Sohn Michel Stein, der am Gymnasium Heidelberg studierte, sowie die Metzger Löb Götter, Aron Faller und Judel Faller. Moses Stein (Moses Liebmann Stein) betrieb in seinem Haus im unteren Dorf seit 1812 auch einen Weinschank (Rosenwirt), den er 1839 ohne Erfolg seinem Sohn Nathan Stein abtreten wollte. Die Regierung des Unterrheinkreises genehmigte zwar 1840 ein persönliches Gastwirtschaftsrecht für einen Grombacher Israeliten, doch verblieb dieses nicht bei der Familie Stein, sondern ging an Sies Strauß über, der sich mit Leder- und Fruchthandel beschäftigte und in seinem zweistöckigen Haus mitten im Dorf, in dem bereits ein Vorbesitzer eine Gastwirtschaft betrieben hatte, die Wirtschaft Zum

Goldenen Lamm errichtete. Nathan Stein, der schon um 1840 während der Woche zumeist in Heilbronn lebte, wo er Handel betrieb und nach 1830 der zweite Jude war, der in den Heilbronner Akten jener Zeit genannt wird, verlegte dann um 1850 seinen Wohnsitz endgültig von Grombach nach Heilbronn.

Die Zahl der Juden betrug 1825 48, 1841 50 und verminderte sich im Laufe der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nur geringfügig auf 44 im Jahre 1900, obwohl zwischen 1864 und 1901 nicht weniger als 21 Auswanderungen zumeist von Einzelpersonen, aber auch von Familien nach Amerika erfolgten. Die jüdischen Kinder besuchten anfangs zum Unterricht im Rechnen sowie zum Lesen und Schreiben des Deutschen die katholische Ortsschule, doch wurde für diesen Unterricht im 19. Jahrhundert zeitweise ein jüdischer Privatlehrer angestellt. Die 1835 erhobene Forderung der Juden auf Bewilligung einer Schulholzabgabe aus dem Gemeindewald lehnte der Gemeinderat ab, doch empfahl das Bezirksamt Sinsheim die Holzabgabe auch ohne bestehende Verpflichtung, da sich eine Gemeinde „vorteilhaft auszeichne", wenn sie Bestrebungen zur Verbesserung von Lehranstalten von Christen oder Juden fördere. 1840/41 wurde eine eigene Synagoge mit Schulzimmer an der Hauptstraße erstellt. Bestattungen erfolgten auf dem jüdischen Friedhof in Waibstadt.

Von den 20 im Jahre 1933 noch in Grombach lebenden Juden waren Emanuel und Lehmann Kirchheimer als Getreidehändler, Siegfried Kirchheimer als Bürstenmacher tätig, Julius Strauß besaß ein Lebensmittelgeschäft, der Vorbeter Isak Federgrün handelte mit Kurzwaren. Auch nach 1933 gab die Bevölkerung den Verkehr mit den ansässigen Juden nie auf, von denen die Hälfte mangels Verdienstmöglichkeiten den Ort verließ. In der Kristallnacht im November 1938 zerstörte ein auswärtiger SA-Trupp die Synagoge und das Geschäft von Julius Strauß. Die letzten 6 in Grombach verbliebenen Juden wurden am 22. Oktober 1940 nach Gurs deportiert. Drei überlebten in Altersheimen und Hospitälern Südfrankreichs, Isak Federgrün starb im Lager Gurs, seine Ehefrau Regina wurde im Januar 1945 in Auschwitz von den Russen befreit und kehrte im August 1945 in ihr Heimatdorf zurück, von wo sie 1946 nach Palästina auswanderte.

Auf dem ehemaligen Synagogengrundstück erstellte die Gemeinde ein neues Rathaus. Ein Stein mit hebräischer Inschrift, der sich über dem Eingang der zerstörten Synagoge befand, wird in der Kapelle von Schloß Neuhaus verwahrt.

Güglingen

In dem 1188 als staufisches Allod erwähnten Ort, der in der Folge vor dem Übergang an Württemberg den Herren von Neuffen gehörte, gab es im 13. Jahrhundert eine jüdische Ansiedlung, die 1298 der Verfolgung durch den fränkischen Ritter Rindfleisch zum Opfer fiel.

Gundelsheim

Gundelsheim gehörte vor dem Übergang an Württemberg 1806 dem Deutschen Orden, der seit dem 13. Jahrhundert im Besitz der Burg Horneck war und von dem die Stadtgründung ausging.

Juden waren seit dem 16. Jahrhundert ansässig. Als erster Name begegnet Joseph von Gundelsheim, der 1562 vor dem kaiserlichen Kammergericht auf Freilassung seines Schwagers Aaron von Neckarsulm klagte. Im Dezember 1570 war Haym bereits ein Jahr in Gundelsheim seßhaft und sollte auf Weihnachten und auch künftig ein Jahrgeld in Höhe von 20 Goldgulden an den Komtur zu Horneck bezahlen, gleichzeitig wurde ihm der Kauf eines Hauses in der Stadt gestattet. Nur wenig später kam es im September 1573 zu einer ersten Beschwerde der Bürgerschaft über die Juden. Beklagt wurde, daß der „alt Judt" (wohl der zuvor genannte Haym) mit nur 3 Gulden, die er an die Stadt für „frondinst undt andere gemeine genies" entrichtete, wesentlich geringer als die meisten anderen Bürger „beschwert" sei und daß der Sohn von dieser Abgabe frei sein wolle, obwohl er einen noch größeren Handel als der Vater treibe. Da sich „von Tag zue Tagen das Netergezücht je lenger je mehr mehren thuet, dardurch es dan dahin gerathen, das die

Burgers Kinder hinaus und die Juden einkhomen", bat die Bürgerschaft, den jungen Juden auszuweisen („dan man an seinem Vatter genugsam beschwert") oder aber ihm aufzuerlegen, für sich selbst keinen eigenen Handel zu treiben. Beklagt wurde 1573 ferner, daß Juden Salz, Schmalz, Fleisch, Fisch, Eier, Obst und andere Waren stets als erste aufkauften und mehr Schafe hielten, als anderen Bürgern erlaubt werde. Angesichts eines großen Zulaufs fremder Juden forderte die Bürgerschaft schließlich, daß diese künftig bei Betreten der Stadt am unteren Tor einen Zoll entrichten, wie er in anderen Orten bereits gebräuchlich sei.

In den folgenden Jahren bis 1600 sind mehrfach Juden aus Gundelsheim in Wimpfener Rats- und Gerichtsprotokollen anläßlich von Klagen wegen Injurien, Geldausleihungen, Frucht- und Weinkäufen sowie Pferdehandel bezeugt. Genannt werden 1577 Haym, zwischen 1577 und 1597 Jacob, 1592 Moses und ab 1596 Süßkind. Die beiden letzteren lebten möglicherweise zuvor in Obergimpern, wo sie 1590 auf Veranlassung von Kurpfalz ausgewiesen wurden. Wiederholt handelten die Gundelsheimer Juden in jenen Jahren in Wimpfen, so beispielsweise Jacob, der 1582 „hinder der Mezgen" Geschäfte tätigte.

Zwischen 1618 und 1620 hören wir von 5 Juden: 1618 bat der aus Gundelsheim gebürtige Mosche um den deutschordischen Schutz, 1620 erscheinen Süßkind und Lemblin als Vormünder der Erben des verstorbenen Lemblin aus Kirchhausen, im gleichen Jahr erhielt Mayer, ein Sohn des Süßkind, den deutschordischen Schutz in Gundelsheim, und 1620 wurde Isaac wegen Übervorteilung eines Untergriesheimer Bürgers bei einem Pferdehandel mit der Turmstrafe belegt und sollte ausgewiesen werden. Auf eine Beschwerde Süßkinds wurden die Gundelsheimer Juden 1620 von der Verpflichtung befreit, 2 „Klepper" für die deutschordischen Beamten zu halten.

Angesichts der Kriegsereignisse flüchteten nach 1618 Juden aus benachbarten Dörfern nach Gundelsheim, darunter 3 Tochtermänner von Gundelsheimer Juden. Dies führte 1625 zu einer erneuten Klage der Bürgerschaft wegen „Überhandnehmen" von Juden und „Hinwegkaufen" von Waren. Die Juden antworteten mit dem Hinweis, daß sie zu Kriegskosten, Frongeld und anderen Beschwerden

in gleicher Weise wie die Bürger beitragen und auf Gundelsheimer Jahrmärkten nur deshalb verstärkt Waren erworben hätten, weil die Märkte in Wimpfen und Heilbronn wegen der Kriegszeit nicht besucht werden konnten. Als die spanische Armada vorbeigezogen und dabei eines ihrer Pferde erschossen worden sei, habe man „zur Verhütung größerer Ungelegenheit" von jüdischer Seite ein anderes Pferd gekauft und den Soldaten zugestellt.

Als nach der Eroberung Mergentheims durch den schwedischen Generalfeldmarschall Gustav Horn im Dezember 1631 auch das Deutschordensgebiet am Neckar mit Gundelsheim und Horneck für zweieinhalb Jahre unter schwedische Herrschaft geriet, trat der von Heinsheim nach Gundelsheim gekommene Joseph („roter Jude") sichtbar in Erscheinung, da er einer Vielzahl von Bürgern Geld zur Bezahlung der Monats- und Wochengelder lieh und dafür Früchte wie Korn und Dinkel sowie Most entgegennahm, die er wiederum an die Schweden verkaufte. Nach ihrem Abzug wurde 1634 Joseph, der „bey den Schwedischen mehr alß ein Beambter gegolten" haben soll, der Vorwurf gemacht, die Bürgerschaft „durch falsche verkleinerliche nachreden bei den schwedischen Officiren in höchste leib- und lebensgefahr" gestürzt zu haben.

Erste Verzeichnisse sämtlicher Gundelsheimer Juden haben sich aus den Jahren 1639 und aus der Zeit um 1644 erhalten. Genannt werden 1639:

Sabel, der ein Haus von den Erben des Hans Britsch gekauft hatte und mit Pferden, Früchten und Haber handelte.

Schmul, der wegen der unsicheren Zeiten von Heinsheim nach Gundelsheim gezogen war.

Breunlin, eine Tochter des Süßkind und wohl schon 1639 Witwe.

Mayer, Schulmeister der Judenkinder und Sohn des Süßkind.

Kusel, der von Sebastian Schmied ein Haus gekauft hatte, mit Vieh und Pferden handelte, durch den Krieg jedoch „totaliter ruiniert" wurde und 1676 in äußerster Armut lebte.

Wolf, der von „Wogenbach" (Wagenbach) nach Gundelsheim gekommen war, in einem „Bestandshaus" wohnte und mit Pferden, Vieh und Früchten handelte.

Mosse, der „um billigen Zins" in einem Haus wohnte und wegen Armut keinen Handel betrieb.

Zu diesen 7 Familien kamen um 1644, als 44 „Köpfe" gezählt wurden, noch ein weiterer Mosche sowie Nathan jeweils mit ihren Familien, die zuvor in Heinsheim (Mosche) bzw. Bachenau (Nathan) gelebt hatten. Erwähnt wird während des Dreißigjährigen Krieges, allerdings ohne nähere Zeitangabe, auch ein Löb, der sich durch Verkauf geringer Sachen und „Kleiderwerk" ernährte. In der 1643 ähnlich wie in Neckarsulm erhobenen Forderung der Bürgerschaft, den Juden das Schächten zu verwehren, sah die deutschordische Regierung lediglich Querelen, die aus „übeler information und Ignorantz der Sachen" herrührten, und sie ermahnte die Bürgerschaft, sich „allem schimpflichen Verhetzen" zu enthalten. Hinsichtlich des Schächtens gab es allerdings eine Beschränkung, denn 1661 durfte jeder Jude pro Jahr nur 3 Rinder oder 6 Hämmel schächten.

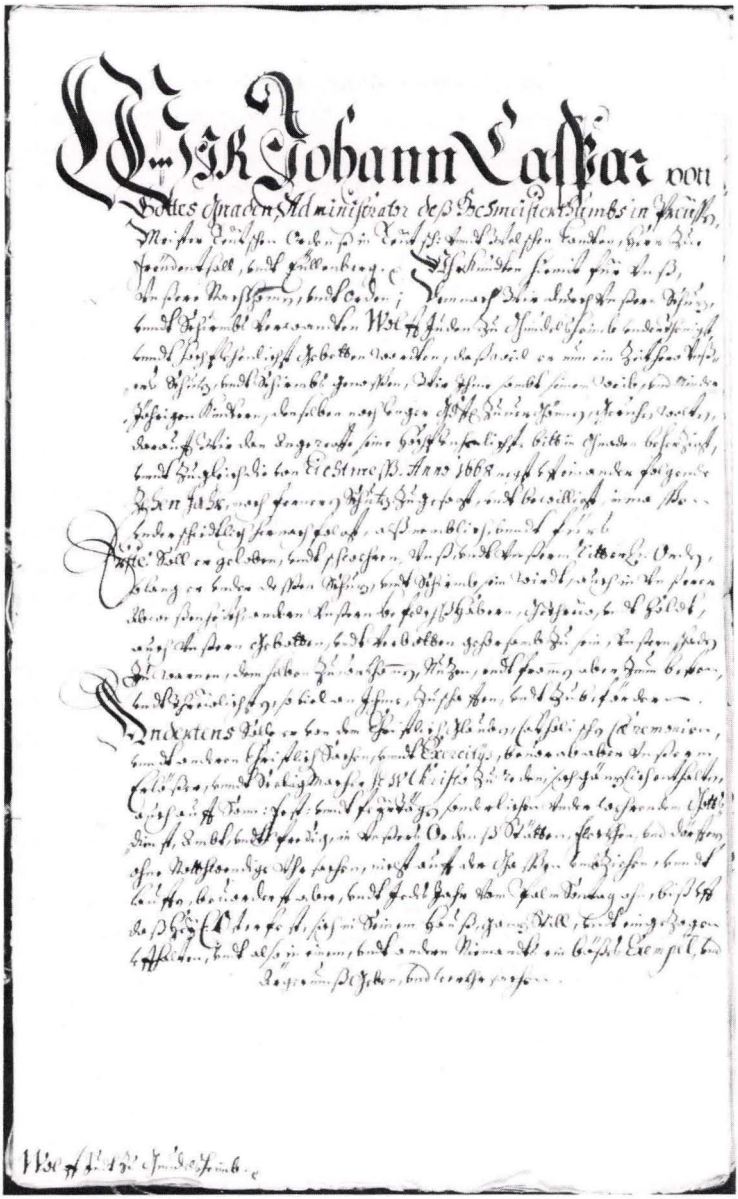
Am Ende des Dreißigjährigen Krieges 1648 lebten 7 jüdische Familien einschließlich Witwen in der Stadt, 1685 waren es 7, 1688 9 Familien, die ein Schutzgeld von 10 Reichstalern entrichteten. Verzeichnisse der Jahre 1691, 1694 und 1704 vermitteln aufschlußreiche Hinweise auf Namen, berufliche Tätigkeit sowie Familien und Vermögensverhältnisse:

Wolf, genannt 1691. Er war schon seit etwa 53 Jahren in Gundelsheim ansässig, etwa 95 Jahre alt, mußte „sein stückhlein Brot vor der Thür" suchen, besaß kein Vermögen und ließ sein Schutzgeld „auf sein Haus aufwachsen".

Lämblein oder Lemble, genannt 1691. Er war als Sohn oder Enkel des Süßkind um 1623 in Gundelsheim geboren und ernährte sich mit Handelschaft.

Herzle oder Herzlein, genannt 1691, 1694 und 1704. Er war in Wimpfen geboren, hatte um 1664 den deutschordischen Schutz erhalten, handelte mit Vieh, hatte ein eigenes Haus und besaß mittelmäßiges bis schlechtes Vermögen.

Honle oder Höhnlein, genannt 1691, 1694 und 1704, wohnte zuvor in Mergentheim und war 1677 in Gundelsheim aufgenommen worden, wo er eine Tochter des Lämblein heiratete. Renovierungen nach dem Kauf eines baufälligen Hauses, Krankheit und Einquartierungen hatten dazu geführt, daß er „ganz miserabel" lebte und der Herrschaft wenig Nutzen brachte, so daß er schon vor 1700 ausgewiesen werden sollte.



Erste Seite des 1668 erneuerten Schutzbriefes von Deutschmeister Johann Caspar für Wolf von Gundelsheim

Mayer, genannt 1691, 1694 und 1704. Er war ein Sohn des Lämblein, führte einen „Kramladen von allerhand Waren", hatte 1704 10 Kinder, von denen 2 Töchter im Pfälzischen verheiratet waren und galt als „wohlbemittelter und vermöglicher guter Jud".

Löw, genannt 1691. Er ernährte sich hier und dort mit „Schulhalten", besaß kein Vermögen und ist sehr wahrscheinlich identisch mit dem 1699 in Stockheim bezeugten Löw. Als Herkunft wird „sonsten von Frankfurt" angegeben.

Abraham, später Abraham Löw, genannt 1691, 1694 und 1704. Er war von Heinsheim gebürtig, hatte 1686 Schutz in Gundelsheim erhalten, besaß hier ein Haus und betrieb Viehhandel, mit dem er sich „leidentlich" fortbrachte.

Jacob oder Jancoff, später Jancoff Mayer, genannt 1691, 1694 und 1704. Er war ein Sohn der Sara, hatte 1686 Schutz in Gundelsheim erhalten, baute hier ein Haus und führte einen „Kramladen von allerhand Waren". Er wurde 1706 Vorgänger der deutschordischen Juden am Neckar. Dieses Vorgängeramt (Judenschultheiß) wird 1740 durch „Konvertierung der Religion des Jancoff" als erledigt bezeichnet.

Sara, genannt 1691, 1694 und 1704. Sie war in Neckarsulm geboren, lebte dann in Heinsheim und zog um 1676 nach Gundelsheim. Sie war Witwe und ernährte sich „hertiglich und säuerlich". 10 Kinder hatten geheiratet: Die Söhne hatten den deutschordischen Schutz erhalten, ihre Töchter lebten in Kurpfalz.

Samson, genannt 1694 und 1704. Er war ein Sohn der Sara und war wegen Kriegsunruhen von Flehingen, wo er 2 Häuser neu erbaut hatte, nach Gundelsheim gekommen. Hier erwarb er aus der Konkursmasse des Nagelschmieds Matthes Schaffner ein Haus und führte einen „Kramladen von allerhand Waren". 1704 lebte Rabbi Löw als Schulmeister bei ihm, dessen Frau zugleich als Dienstmagd bei Samson arbeitete. Rabbi Löw wohnte aber in einem eigenen Haus und war Vorsänger aller Gundelsheimer Juden, so daß angenommen werden darf, daß spätestens um 1700 auch eine Synagoge oder Betsaal eingerichtet war. 1702 wurde Samson Vorgänger der Juden am Neckar, 1706 zog er nach Worms.

Moses Heß, genannt 1694. Er kam von Heinsheim und war damals der einzige Jude, der Pferdehandel betrieb.

Abraham Mayer, genannt 1704. Er wurde 1700 aufgenommen, besaß ein eigenes Haus und 900 Gulden Vermögen und führte einen „Kramladen von allerhand Waren".

Aron, später Aron Mayer, genannt 1704. Er war ein Sohn des Mayer und Schwiegersohn des Herzle, galt als „bemittelter guter und frommer Jud", besaß ein eigenes Haus und führte einen „Kramladen von allerhand Waren". 1704 besaß Aron noch keinen Schutzbrief, lebte jedoch bereits mit Wissen der Herrschaft im neunten Jahr in Gundelsheim.

Veit, genannt 1704. Er war ein Sohn des Herzle, lebte mit seiner Frau Behle und 2 Kindern schon seit 8 Jahren ohne Schutzbrief bei seinem Vater, zahlte jedoch Schutzgeld und handelte mit Vieh.

Joseph, genannt 1704. Er war ein Sohn der Sara, lebte 1704 noch ohne Schutzbrief schon 3 Jahre mit seiner Frau Hohnle und einem Kind bei seinem Bruder Jancoff und führte einen „Kramladen von allerhand Waren".

Elias, genannt 1704. Er lebte erst seit wenigen Wochen in der Stadt und war Schulmeister der Kinder des Jancoff und Aron.

Mordgay, genannt 1704. Er war aus dem Breisgau gebürtig und war wie Elias erst seit wenigen Wochen als Schulmeister tätig.

Die 1705 durch den Deutschen Orden verfügte Verdoppelung des Schutzgeldes, um ärmere Juden zum Fortzug zu bewegen, zeigte auch in Gundelsheim Wirkung. Mit Herz und Höhnlein verließen zwei Juden die Stadt, die über kein Vermögen verfügten, mit Joseph und Veit zwei weitere Juden, die das Geld zur Erlangung eines Schutzbriefes nicht aufbringen konnten. 1725 sind aber noch insgesamt 7 jüdische Familien mit 35 bis 40 Personen bezeugt: Der Judenvorgänger Jacob bzw. Jancoff Mayer, die ebenfalls schon zuvor genannten Abraham Löw, Abraham Mayer und Aron Mayer, Simon bzw. Simon Seeligmann, der 1710 eine Tochter des Jacob geheiratet hatte, Heyem (Hayum) Moses, der kurz darauf durch einen Sturz vom Pferd in den Neckar tödlich verunglückte und wahrscheinlich auch ein Schwiegersohn des Jacob war, sowie die Witwe Mörle des schon 1691 genannten Mayer. Vorsänger und Schulmeister war 1726 Götz Jacob, einer seiner Vorgänger um oder kurz nach 1700 Lemblein Moses. Der Hinweis, daß Abraham Löw

1725 in der damals als „uralt" bezeichneten Judenschule wohnte, läßt ebenso wie Hinweise auf Rabbiner, Vorsänger und Schulmeister vermuten, daß diese Judenschule (Synagoge) schon im 17. Jahrhundert eingerichtet worden war. Ein Frauenbad hatten die Juden im alten Badhaus der Stadt geschaffen. Es war 1747 nach mehrmaligen Verkäufen „in Abgang gekommen". Bemühungen, ein neues Frauenbad zunächst auf einem den Juden gehörenden vierten Teil eines Scheuerplatzes einzurichten, scheiterten ebenso wie 1753, als die Juden das Haus des nach Sinsheim ziehenden Weißgerbers Johann Georg Miltenberger erwerben wollten, die Bürgerschaft ihnen das Haus jedoch nicht überließ. Ihr Begräbnis fanden die Juden in Heinsheim.

Besonders betroffen wurden die Juden in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts auch von Bemühungen der deutschordischen Regierung, Juden aus vornehmeren Straßen der Stadt zu verdrängen und sie möglichst auf ein etwas abseits gelegenes Stadtviertel zu beschränken. So wurde schon 1699 Samson der Kauf eines älteren Hauses in unmittelbarer Nachbarschaft des Schlosses mit dem Hinweis untersagt, daß es sich nicht schicke („inconvenience"), wenn sich ein Jude so nahe bei der Kommende „einniste". 1726 erhielt Aron Mayer gar die Auflage, sein in der Schloßgasse „bei der Wöth" liegendes Haus, das er schon nahezu 30 Jahre besaß, an einen Christen zu vertauschen. Obwohl Aron Mayer Nachteile für seinen Kramladen befürchtete, wenn er sich in den „Winkeln einer Gasse" niederlassen müsse und auch bemerkte, daß er schon 3 Christenkinder aus dem Wasser neben seinem Haus vor dem Ertrinken gerettet habe, mußte er den herrschaftlichen Befehl befolgen und vom Türmer Hans Georg Höpfner ein Haus in der Neckargasse, wo schon mehrere Juden wohnten, eintauschen. Ein Versuch, die Juden auch bei ihrem Gewürzhandel in ihren Kramläden, in denen sie auch „gedüch", Seide, Spitzen, Leinwand, Eisen und 1717 sehr zum Unwillen von Stadtpfarrer Sebastian Büttel Lebkuchen und Wachs verkauften, zu behindern, scheiterte, doch durften Juden Gewürze nur „quint-, lot- und pfundweise" veräußern.

Während in den meisten Orten, in denen um die Mitte des 18. Jahrhunderts Juden wohnten, ihre Zahl nach 1750 und vor allem in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts anstieg, trat eine solche

Entwicklung in Gundelsheim nicht ein. 1742 lebten 8, 1752 7 und 1781 noch 2 jüdische Familien in der Stadt, darunter der aus Philippsburg gekommene Simon Weil, der um 1733 die Witwe des Hayum Moses geheiratet hatte. 1796 und 1802 war mit Aron Weil nur noch ein Jude mit seiner Familie ansässig, 1806 und 1808 gab es keine jüdischen Einwohner. Spätestens 1818 findet sich mit Simon Herz wieder ein Krämer mit einem Ladengeschäft, in dessen Eigentum sich nach einem Bericht aus dem Jahr 1828 auch eine Synagoge befand, 1819 ließ sich auch Lazarus Hirsch von Oedheim, der ebenfalls als Krämer tätig war und die einzige Tochter Sara des Simon Herz geheiratet hatte, in Gundelsheim nieder. Anläßlich der Annahme erblicher Familiennamen 1829 wählte Simon Herz seinen Namen Herz, Lazarus Hirsch den Namen Stern. 1832 wurden die wenigen Gundelsheimer Juden der israelitischen Kirchengemeinde Kochendorf zugeteilt, doch besuchte 1851 Lazarus Stern die näher gelegene Synagoge in Heinsheim, wo seine Kinder auch Religionsunterricht erhielten. Zwischen 1885 und 1900 gab es keine Juden in der Stadt, erst 1905 wurden wieder 4, 1910 und 1933 jeweils 9 jüdische Einwohner gezählt, darunter Fritz Levi, der bis 1937 ein gemischtes Warengeschäft betrieb. Sie wanderten mit einer Ausnahme bis 1938 nach Amerika aus.

Heilbronn

Geschichte und Schicksal der Juden in Heilbronn haben durch Hans Franke eine gute und umfassende Darstellung erfahren, so daß an dieser Stelle in Anlehnung an Paul Sauer eine um nur wenige Hinweise, insbesondere aus dem 15. Jahrhundert, ergänzte kurze Zusammenfassung gegeben wird.

Juden waren in Heilbronn schon früh ansässig. Im Kellergewölbe eines Hauses der früheren Judengasse, Lohtorstraße 22, wurde ein Stein mit der hebräischen Inschrift „Nathan ha-Parnas“ (Nathan der Gemeindevorsteher) gefunden. Nach neueren Untersuchungen weisen die Schriftzeichen auf die zweite Hälfte des 11. Jahrhunderts, das Kellergewölbe wird als Teil einer Mikwe (rituelles Bad) gedeutet.



Gedenkstein für Nathan den Vorsänger in Heilbronn um 1050

Somit bestand spätestens nach 1050 eine jüdische Gemeinde in Heilbronn, über die jedoch bis gegen Ende des 13. Jahrhunderts keine Nachrichten vorliegen. Erst der durch den fränkischen Ritter Rindfleisch ausgelöste Pogrom des Jahres 1298 ist überliefert. Das Nürnberger Memorbuch nennt für Heilbronn 143 Opfer (nach dem Sontheimer Memorbuch waren es 200), darunter Vives aus Neckarsulm, Benjamin der Franzose und seine Frau Benvenuda, der Rabbiner Jochanan, Sohn des Rabbiners Eljakim, der Lehrer Isaak, der Punktator (= Grammatiker) Abraham mit Sohn, die Gelehrten Meschullam, Jehuda und Nathan, Frau Rebekka, Tochter des Gelehrten Jehuda, Meir, Sohn des Rabbiners Jakob sowie Zippora, Tochter des Rabbiners Schnëur, die zusammen mit ihrem Mann, dem Vorsteher Ascher, erschlagen wurde. Zahl und Namen der Opfer lassen erkennen, daß sich im Laufe des 13. Jahrhunderts eine jüdische Gemeinde von beachtlicher Größe gebildet hatte, in der ein reges geistiges Leben geherrscht haben muß. Namen wie „Benjamin der Franzose" geben zugleich Hinweise auf die Herkunft der damaligen Heilbronner Juden.

Schon bald nach der Katastrophe von 1298 lebten wieder Juden in Heilbronn, denn 1316 verpfändete König Ludwig der Bayer der Stadt die dortigen ihm steuerpflichtigen Juden auf 6 Jahre, bis die Stadt von ihnen 4000 Pfund Haller „erhalten oder erpreßt" hätte (ange-

sichts dieses hohen Betrages, der einer Jahressteuer von 666 Pfund entsprochen hätte, wird in der *Germania Judaica* allerdings ein Schreibfehler vermutet und die Zahl 400 angenommen). Weitere Hinweise auf Juden finden sich erst um die Mitte des 14. Jahrhunderts: 1343 wird Moysse (Moses) von Heilbronn als Gläubiger des Burggrafen Johann von Nürnberg genannt, 1349 kam es zu einer erneuten Verfolgung im Gefolge der Pest, wobei die Zahl und Namen der Opfer nicht genannt werden. Betroffen war aber sicher der „reiche Jude" Nathan, dessen Haus Karl IV. im April 1349 Elisabeth von Hirschhorn übergab.

Kurz nach der Verfolgung von 1349 bestand wieder eine jüdische Gemeinde, die 1357 über eine Synagoge in der Lohtorstraße – eine ältere Synagoge Lohtor-/Ecke Sülmerstraße war 1298 vernichtet worden – verfügte. Auch wenn dieses Datum nicht sicher sein sollte, da in der Literatur statt 1357 auch 1457 genannt wird, waren um 1360 Juden in der Stadt ansässig, so 1359 Mintz die Jüdin und ihr Sohn Abraham „gesessen zu Heilbronn", die Engelhard von Weinsberg die Rückzahlung einer Schuld quittierten. 1361 befahl Kaiser Karl IV., alle Juden in der Stadt aufzunehmen, die darum bitten sollten. 1362 erscheint in einer Rechnung Kalman, 1373/74 werden Bern (Bere) der Jude, Abraham, Kalman und die Jüdin Mintz genannt. Gegen Ende des 14. Jahrhunderts hatten die Juden erneut einen gewissen Wohlstand erreicht, denn nach einem Betbuch aus der Zeit um 1387 brachten 15 jüdische Steuerzahler (bei 1350 Heilbronner Steuerzahlern) 10 Prozent der Steuersumme auf. Die um 1387 genannten Juden stammten aus Straßburg und anderen südwestdeutschen Städten: Josef und Meyer von Straßburg, Vivel von Neuenstadt, Vivel und Joselin von Eppingen, die Vischlerin, Judelin von Wimpfen, Joselins Vater Jakob, Meyger von Rothenburg, Seligmann von Besigheim, Abraham von Hall, Jakob, Jakobs Tochtermann Jakob, Jöselins Tochtermann und der Lehrmeister des Juden von Rothenburg. In einem Betbuch von 1399 erscheinen 6 Juden, die der Stadt auch 8 Gulden für ihren Friedhof bezahlten, der am ehemaligen Kieselmarkt lag und vermutlich schon um 1300 angelegt war.

Im Oktober 1414 bestätigte König Sigismund in einem Schutzbrief die Rechte der Heilbronner Juden und setzte u. a. fest, daß ihre

finanziellen Forderungen befriedigt werden, daß sie für „ihr Leib und Gut" den gleichen Schutz wie Christen erhalten, daß außer den bisherigen keine neuen Zölle erhoben werden, daß sie frei und ohne Behinderung von einer Stadt in die andere ziehen können und daß sie nicht zur Taufe gezwungen werden. 1415 gewährte der Heilbronner Rat den Juden „uff unserm wasen bey den garten" einen Platz zur Anlegung eines neuen Friedhofs „vor dem Brückentor", 1422 verlieh ihnen König Sigismund, nachdem sie 400 rheinische Gulden als „Hilfe an siner Zerung" anläßlich eines Aufenthaltes in Nürnberg bezahlt hatten, die Gnade und Freiheit, wie sie die „Judischeit" zu Nürnberg besaß. Schien sich die Situation der Heilbronner Juden – an Namen begegnen 1421 Sanwil bzw. Sanvel, Hane Samstags Hausfrau, ein Tochtermann Abraham der Samstagin sowie ihre Tochter Wietwan – zu Beginn des 15. Jahrhunderts zunächst zu verbessern, so verschlechterte sie sich nach 1420 zusehends. Viele Bürger waren bei Juden verschuldet, und in der Stadt wuchs, bestärkt auch von kirchlicher Seite, eine Mißstimmung, die schließlich 1436/37 zur Ausweisung der Juden aus der Stadt führte. Der mit dem Einzug der Judensteuer im Reich beauftragte Reichserbkämmerer Konrad von Weinsberg beklagte daraufhin die Schmälerung der Einkünfte des Reiches, während der Heilbronner Rat in mehreren Schreiben an Konrad von Weinsberg die Ausweisung zu rechtfertigen suchte: In Predigten und heimlich in der Beichte, so der Rat, sei man „gestraft und gewarnt" worden, wie sehr man sich gegen Gott und den Nächsten versündige, wenn man Juden halte und ihnen wissentlich zu wuchern gestatte, das „allergröste" sei jedoch, daß man sich wegen der Juden den Nachbarn gegenüber habe „unwirdigen" müssen. Heilbronn, das sich als „Stat des riches" zum Heiligen Römischen Reich gehörig bekannte, bat Konrad von Weinsberg, „das ir uns als von der Juden wegen nit so hart ersuchen noch furnemen wollent", doch gab Konrad, der damals auch die Ausweisung von Juden aus anderen Reichsstädten beklagte, nicht nach. Die Angelegenheit wurde auf einem Reichstag zu Nürnberg verhandelt, und der König gebot schließlich den Heilbronnern, Juden wie bisher „sitzen" zu lassen. Genannt werden nach 1437 jedoch nur wenige Namen. 1442 hieß es von einem Fifel, daß er sich nach Sinsheim unter kurpfälzischen Schutz begeben habe, 1445/46

und 1453 ist Mosse bezeugt, der wenig später in Wimpfen ansässig wurde, 1450 erhielt Mordache wegen Beleidigung der Juden Mose, Schmole und des „Schulklupfel" eine Gefängnisstrafe, 1465 werden Wolf und sein Sohn Menlin genannt, 1466 erlaubte Kurfürst Friedrich von der Pfalz dem nun in Heilbronn lebenden und wohl zuvor kurpfälzischen Schutzjuden Leo, daß er noch 10 Jahre lang in kurpfälzischem Gebiet „wandern" dürfe.

Nachdem 1469 Kurpfalz allen Juden Schirm und Geleit aufgekündigt und aus seinem Territorium ausgewiesen hatte, schloß sich wenig später auch Heilbronn diesem Vorgehen an, weil das Treiben der Juden durch ihren Wucher „unleidlich" geworden sei. Als erste Maßnahme wurde 1471 der Aufenthalt der Juden zeitlich beschränkt und mit dem aus Augsburg stammenden Mosse ein Vertrag auf 3 Jahre geschlossen, 1474 kam es zu einer ähnlichen „Verschreibung" mit Mosses Söhnen Salomon und Meyer. 1476 beschloß der Rat dann, die „der stat und gantzen gemeind zu verderblichem schaden" gewesenen Juden „auf ewige Zeiten" nicht mehr zu dulden und somit auszuweisen. Zwar verlangte im Januar 1487 Kaiser Friedrich III. noch einmal die Aufnahme von 2 Juden, die 10 Jahre lang unbelästigt in Heilbronn wohnen und auch zum Handel berechtigt sein sollten, doch noch im gleichen Jahr gebot der Kaiser den jetzt oder künftig in Heilbronn lebenden Juden, daß sie „kein gesuch (= Zins) noch wucher mer nehmen, noch dergleichen handeln noch treiben sollen" und sanktionierte hierdurch die vom Rat verfügten Ausweisungen, da den Juden mit dem Verbot, Geld auf Zins auszuleihen, eine Existenzmöglichkeit genommen war. Auf kaiserlichen Wunsch mußte die Stadt 1490 auch die Synagoge in der Lohtorstraße und den jüdischen Friedhof (am Kieselmarkt) für 250 Gulden zuzüglich 24 Gulden Kanzleigebühr abkaufen. Zwar boten Regensburger und Nürnberger Juden mehr Geld an, doch erfolgte der Verkauf an die Stadt Heilbronn, so Kammerprokurator und Fiskal Heinrich Martin, um diese zu „eren und den Juden zu widerwertigkeit". 1491 baten daraufhin Abraham von Kaltenwesten (Neckarwestheim) und Nathan von Talheim im Namen der ehemaligen Heilbronner Juden, ihnen ihr Gut nicht zu entfremden, da sie der Stadt nahezu 200 Jahre lang „den schuldigen Zins und den bedingten Zoll" entrichtet hätten, doch war ihre Bitte vergeblich, da

die Stadt 1497 14 Schilling 4½ Denare Hellerzins aus dem Haus des Jos Unverworren empfing, „das die Judenschul gewest ist". Eng zusammen mit dieser zweiten Ausweisung im Laufe des 15. Jahrhunderts, nunmehr allerdings für mehrere Jahrhunderte, hängt ein Erlaß Erzbischof Bertolds von Mainz, der 1492 den Juden in und um Heilbronn, Wimpfen und dem Lande in Schwaben gestattete, das Judenbegräbnis, „so derselben Juden vorbemelten von langen Jahren here ußwendig unserer Stadt Nydenau gehabt haben, das dannoch vor Augen stehet, widerumb ufzurucken", ein nicht nur bemerkenswerter Hinweis auf das Alter des jüdischen Friedhofs in Neudenau, sondern möglicherweise auch ein Hinweis darauf, daß die Heilbronner Juden ihre Toten vor der Anlegung eines eigenen Friedhofs in Neudenau bestatteten.

Die aus Heilbronn vertriebenen Juden, die zumindest teilweise in nahegelegenen Orten wie Neckarwestheim, Talheim und wohl auch Neckarsulm Zuflucht gefunden hatten, bemühten sich in der Folgezeit vergeblich um Wiederaufnahme in der Stadt. Der Rat blieb unnachgiebig, und auch Bitten auswärtiger Juden um Zugang blieb oft ohne Erfolg. So beschied der Rat 1521 die Brüder Hans und Bernhard von Liebenstein, die ein entsprechendes Gesuch ihres Juden Abraham unterstützt hatten, daß man „aus bewegenden ursachen ain ordnung bey uns furgenomen, das wir der juden abersten wollen und nit bey uns noch zu uns weder wonen noch wandlen lassen". 1529 verfügte der Rat, daß kein Bürger ohne sein Wissen Geld- oder Handelsgeschäfte mit Juden tätigen sollte bei Verlust des Bürgerrechts, daß Juden nur die das Heilbronner Gebiet durchziehenden freien kaiserlichen Straßen benutzen durften und ihnen der Durchgang durch die Stadt nur in Begleitung eines Stadtknechtes und nach Entrichtung eines Zolls von 7 Pfennigen zu gestatten sei. Eine Ausnahme wurde um 1530 nur bei den beiden Judenärzten Gumprecht von Löwenstein und Seligmann von Wimpfen gemacht, die Kranke in Heilbronn mit „Leibsarznei" versorgen konnten, ohne aber Wucherei oder „Commerz" zu betreiben.

Nachdem 1530 Kaiser Karl V. entgegen den Heilbronner Ratsbeschlüssen allen Juden im Reich ihre Privilegien, insbesondere den freien Handel und Wandel, bestätigt hatte, ließen die beiden Nekkarsulmer Juden Michel und Hirsch im Namen „gemeiner Juden-

schaft" die Privilegien durch einen kaiserlichen Boten in Heilbronn verlesen und anfragen, ob der Rat den kaiserlichen Mandaten nachkommen wolle. Dieser beschwerte sich jedoch beim Kaiser über die „unverschamt und gräulich Jüdischeit" und erreichte schließlich 1543 einen im Umkreis von 215 Meilen bekannt gemachten Freiheitsbrief König Ferdinands, der den Juden untersagte, ohne Wissen des Rates Bürgern der Stadt auf Pfand oder Gut in wucherischer Weise zu leihen oder Handel zu treiben. Das Niederlassungsverbot für Juden bestand weiterhin, der Handel von Juden mit Heilbronner Bürgern konnte aber auch durch diesen Freiheitsbrief von 1543 letztlich nicht lahmgelegt werden, und auch im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts finden sich immer wieder Hinweise auf in Heilbronn Geschäfte tätigende Juden, die seit 1620 bei Betreten der Stadt einen auf 12 Kreuzer erhöhten „Judenleibzoll" bezahlen mußten und sich seit dem 17. Jahrhundert von reinen Geldgeschäften mehr und mehr lösten und sich dem Warenhandel zuwandten, wobei sie u. a. Waren von den Messen in Frankfurt, Nürnberg oder Augsburg in die Stadt brachten. 1667 wurde festgesetzt, daß Juden „von allem dem, so sie hier handeln, das Kreuzergeld zu entrichten schuldig seien" und damit der Warenhandel, wenn auch in beschränktem Umfang, gestattet. Zu weiteren Konzessionen zeigte sich der Rat in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bereit, als er 1770 nach Einführung von drei Märkten Juden vom Leib- und Brückenzoll befreite, wenn sie diese Märkte besuchten und hierdurch zu ihrer Belebung beitrugen. Die Nähe zu Heilbronn zog gegen Ende des 18. Jahrhunderts einige wohlhabendere Juden nach Sontheim, von wo aus sie – so Mayer Löw – ihren Handel u. a. mit Juwelen, Bijouterien, Wein und Tabak betrieben und geschäftliche Beziehungen mit „reichen particuliers" in Heilbronn unterhielten.

Die Mediatisierung Heilbronns durch Württemberg zu Beginn des 19. Jahrhunderts änderte zunächst nichts an den bestehenden Verhältnissen. Erst das „Gesetz in Betreff der öffentlichen Verhältnisse der israelitischen Glaubensgenossen" von 1828 gestattete Juden die Niederlassung auch in Orten, in denen zuvor keine Juden ansässig waren. Der erste Jude, der seit der Ausweisung in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts wieder in Heilbronn seßhaft wurde, war Tuchfabrikant Isidor Veit aus Sontheim, der 1831 das Heilbronner

Bürgerrecht erhielt, ihm folgten u. a. Fruchthändler Nathan Stein aus Grombach, der in Berwangen geborene Getreidehändler Salomon Kirchheimer und der aus Eschenau stammende Rechtskonsulent Moritz Kallmann, der 1849, wohl mitbestimmt durch seine Aktivität während der Revolutionsjahre 1848/49, als erster jüdischer Bürger in den Gemeinderat kam. 1857 wohnten 20 jüdische Familien und Einzelpersonen in der Stadt, die sich als Tuchhändler (1), Tuchfabrikant (1), Händler mit Rohwaren (1), Handwerker (2), Rechtsanwälte (2), Händler mit Staatspapieren und Wechseln (2), Kaufleute und Handelsmänner (3) sowie Getreidehändler nebst Landesprodukten (8) betätigten.

Nach der Mitte des 19. Jahrhunderts und insbesondere im Anschluß an die Gesetze über Freizügigkeit und Gewerbefreiheit nahm die Zahl der Juden in Heilbronn vor allem zwischen 1862 und 1871 außerordentlich rasch zu. 1858 wurden 65, 1862 137, 1864 369, 1871 bereits über 600, 1885 994, 1900 815, 1925 900 und 1933 790 jüdische Einwohner gezählt. Ihre Herkunft verteilte sich dabei, abgesehen von einem starken Zuzug aus Sontheim und Horkheim, auf eine Vielzahl von Orten, wobei nach einer Aufstellung von Hans Franke unter nahezu 50 Herkunftsorten die badischen mit etwa 43 Prozent an der Spitze lagen, gefolgt von württembergischen (etwa 30 Prozent) sowie Orten aus Bayern, Pfalz, Hessen und dem Rheinland. 1864/67 wurde der Rabbinatssitz von Lehrensteinsfeld nach Heilbronn verlegt, wo als Rabbiner Dr. Moses Engelbert (bis 1889), Dr. Berthold Einstein (1889–92), Ludwig Kahn (1892–1914), Dr. Max Beermann (1914–35) und Dr. Harry Heimann (1935–38) wirkten. 1867/68 wurde am Fuße des Wartbergs im „Breitenloch" ein neuer jüdischer Friedhof angelegt, 1877 ein im maurischen Stil errichteter Synagogenneubau eingeweiht, der der oberen Allee einen städtebaulichen Akzent gab. Zur Struktur der israelitischen Gemeinde bemerkte bei der Bearbeitung eines Zuschußgesuches für diesen Synagogenbau ein Ministerialreferent: „Man findet in Heilbronn eine Kaufmannschaft, vor allem Bankgeschäfte, Landesprodukte, Wein- und Viehhandel, Fabrikstand, Advokaten, Handwerker ... wenige Reiche, einen guten Mittelstand und manche gering Bemittelte ...".

Am öffentlichen Leben der Stadt nahmen auch jüdische Bürger

Anteil. Auf Moritz Kallmann folgte 30 Jahre später Wolf M. Wolf, der bis 1916 nahezu 30 Jahre dem Bürgerausschuß angehörte. Rechtsanwalt Dr. Jakob Schloss war ab 1885 21 Jahre Mitglied des Bürgerausschusses bzw. Gemeinderats, bis 1928 gehörte der spätere Ehrenbürger, Rechtsanwalt Max Rosengart, lange Jahre dem Gemeinderat an, letzter jüdischer Gemeinderat war von 1932–1933 Rechtsanwalt Dr. Siegfried Gumbel, der von 1936 bis 1939 dem Oberrat der israelitischen Religionsgemeinschaft in Württemberg als



Die Heilbronner Synagoge in der Allee im Jahre 1894

Präsident vorstand. Die meisten Heilbronner Vereine hatten auch Juden als Mitglieder. Von 861 jüdischen Einwohnern im Jahre 1914 waren 128 Frontsoldaten, davon sind 27 gefallen.

Auch in der Wirtschaft der Stadt spielten jüdische Bürger eine bedeutende Rolle. 1865 wurden 48 jüdische Gewerbebetriebe und Geschäfte gezählt, 1899 führten jüdische Geschäftsinhaber bereits 80 handelsgerichtlich eingetragene Firmen und Büros, 1931 gab es unter 634 handelsgerichtlich eingetragenen Firmen 149 jüdische. Zu einem großen Teil handelte es sich um kleinere Geschäfte, Vieh-, Pferde- und Weinhandlungen sowie Handwerksbetriebe. Größere jüdische Unternehmen waren u. a. die Adlerbrauerei im Besitz der Familie Würzburger, die 1862 gegründete Brennerei Landauer und Macholl, die Leinenwarenfabrik Oppenheimer und Söhne, die Zigarrenfabrik Kahn, die Likör- und Spirituosenfabrik Steigerwald, die Seifenfabrik „Madaform", die Weinbrennerei und Likörfabrik Löwengardt und Wollenberger, die Schuhfabrik Siegler, die Stockfabrik Marschall, die Möbelfabrik Heinrich Kern, die Putzwollefabrik Schwarzenberger, die Lederfabrik Victor, die Stoffabfallsortieranstalt W. M. Wolf, die Schrott- und Metallfabrik M. Dreifuß und Söhne, die Silberfabrik M. Gumbel und Co. Den Pferdehandel betrieb in großem Stil die Familie Lazarus Mayer (Maier), Isidor Stern gründete die spätere Determann'sche Buchhandlung. Hohes Ansehen in der Wirtschaft Heilbronns genoß der aus Stein stammende Abraham Gumbel, der 1909 den „Heilbronner Bankverein" gründete.

Die mit der Aufnahme der Juden verbundenen Ressentiments aus reichsstädtischer Zeit, die anfangs noch bei der Vergabe des Bürgerrechts sichtbar wurden, verloren im Laufe des 19. Jahrhunderts allmählich an Gewicht, doch schlug 1880 eine von antisemitischen Kreisen (Hofprediger Stoecker in Berlin und andere) initiierte Petition an Reichskanzler Bismarck mit der Bitte „um Beschränkung des Einflusses der Juden" auch in Heilbronn Wellen. Anläßlich einer Gemeinderatsdebatte bezeichnete Stadtrat Herrmann die Petition als „Schande für das deutsche Volk", während andere die Agitation für berechtigt hielten und auch die Klage laut wurde, „daß die in den Händen der Juden befindliche Presse die christlichen Religionseinrichtungen in den Staub gezogen habe". Zustimmung äußerte der

Gemeinderat nicht, die Petition wurde lediglich *ad acta* genommen.

Die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg, als der Antisemitismus neue Nahrung fand, hat Hans Franke über das Jahr 1933 hinaus so ausführlich und eindrucksvoll dokumentiert, daß für diesen Zeitraum auf Frankes Darstellung verwiesen werden darf. Nur einige wenige Hinweise seien daher angeführt: Im März 1933 wurde Dr. Siegfried Gumbel aus dem Gemeinderat ausgestoßen, Max Rosengart das 1930 in Anerkennung seiner Verdienste um die Stadt verliehene Ehrenbürgerrecht aberkannt. Massive Presseagitationen mit böswilligen Verleumdungen waren an der Tagesordnung, die jüdischen Betriebe und Geschäfte litten unter Boykottmaßnahmen. 1936 mußte die israelitische Religionsgemeinde im „Adlerkeller" eine eigene Privatschule einrichten, im Oktober 1938 wurden die in der Stadt lebenden polnischen Juden („Ostjuden") nach Polen abgeschoben. Während der Kristallnacht im November 1938 wurde die Synagoge in Brand gesteckt, bei Ausschreitungen in der Nacht darauf jüdische Wohnungen und ihre Einrichtungen demoliert sowie Schaufenster jüdischer Geschäfte zertrümmert. Eine größere Anzahl von Juden kam in das Konzentrationslager Dachau. Die Auswanderung stieg rapide an: 1938 wanderten 146 Juden aus Heilbronn aus (davon 70 in die USA), 1939 folgten nochmals 157 (davon 48 nach England und 41 in die USA). Die Zurückgebliebenen wurden vornehmlich 1941/42 von Heilbronn oder anderen Orten aus (Eschenau, Haigerloch) nach dem Osten deportiert. Mindestens 171 Heilbronner Juden kamen nachweislich in Konzentrations- und Todeslagern, in Heilanstalten oder durch Freitod ums Leben. Die israelitische Gemeinde war bereits im August 1939 aufgelöst worden.

Heinsheim, Stadt Bad Rappenau

Seit spätestens Ende des 14. Jahrhunderts besaß der Deutsche Orden ein Drittel an der Herrschaft über Heinsheim, während der größere Teil des Dorfes nacheinander im Besitz der Adelsfamilien v. Ehrenberg, v. Helmstadt, v. Schade und v. Racknitz war. 1806 fielen beide Teile an Baden.

Juden waren in Heinsheim spätestens in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts ansässig. 1563 erteilte ein Jacob von Heinsheim, der damals in Owingen wohnhaft war, seinem Bruder Simon von Wimpfen Vollmacht in einer Klagesache. Im Zusammenhang mit Klagen wegen Vieh-, Frucht-, Wein- und Fellhandel, die vor dem Wimpfener Stadtgericht ausgetragen wurden, werden 1568 und 1579 Simon, 1592 Joseph, 1594 und 1598 Schmoll, 1597 Jacob und 1598 Koppelmann mit dem Zusatz „von Heinsheim" genannt. 1597 erhielt Jüdel von Wimpfen den deutschordischen Schutz in Heinsheim. Zwischen den Heinsheimer und Wimpfener Juden bestanden somit in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts engere Beziehungen, was auch aus der Wimpfener Judenordnung von 1630 hervorgeht. Den Wimpfener Juden wurde 1630 gestattet, sich am Sabbat in Wimpfen, allerdings ohne Zuziehung fremder Juden, zu versammeln, sie durften am Sabbat aber auch „wie vor alters" nach Heinsheim gehen.

Juden wurden in Heinsheim sowohl vom Deutschen Orden als auch von den jeweiligen Adelsfamilien aufgenommen. Als 1615 anläßlich eines Vogtstages die Gemeinde Heinsheim um „Fortschaffung" aller Juden bat, waren die Herren von Ehrenberg hierzu bereit, sofern auch der Deutsche Orden, unter dessen Schutz damals Veitle und die Witwe des Joseph lebten, seine Juden ausweise. Der Komtur zu Horneck, für den Juden „dem gantzen fleckhen mehr schedlich als nutz" erschienen, bat daraufhin die deutschordische Regierung in Mergentheim um eine Entscheidung, über die jedoch nichts bekannt wird. Ebenso wenig werden Ausweisungen bekannt, doch zwangen die Kriegsereignisse nach 1618 adelige und auch deutschordische Juden, vorübergehend in benachbarten Städten Zuflucht zu suchen, wo sie besseren Schutz als in einem offenen Dorf fanden. Einige der Heinsheimer Juden gingen in jener Zeit nach Gundelsheim, so zwischen 1630 und 1644 Joseph („roter Jude"), Schmul und Mosche.

Nach dem Dreißigjährigen Krieg erhöhte sich die Zahl der Juden wieder allmählich. So handelten zwischen 1652 und 1657 Joseph und zwei andere Heinsheimer Juden mit Pfeffer und anderen Waren fast täglich in Rappenau, und 1675 pachtete Aaron aus Heinsheim vorübergehend den Rappenauer Judenzoll für 5 Gulden jährlich. Um

1670 ist mit Mayer erstmals ein Judenschulmeister bezeugt, der keinen Handel betrieb und sich „sauer und kümmerlich" ernährte. 1681 legten die Heinsheimer Ortsherrschaften in einem Rezeß die Zahl der jeweiligen Juden fest. Der Deutsche Orden durfte 3, die adelige Seite 6 Juden annehmen, die alle den freien Zug im Dorf besaßen und somit von der einen zur anderen Ortsherrschaft wechseln konnten. Dieser freie Zug war auch der Grund dafür, daß der Deutsche Orden für seine Heinsheimer Juden noch 1691 keine Schutzbriefe ausstellte und mit 5 Reichstalern nur die Hälfte des sonst üblichen Schutzgeldes verlangte, um seine Juden nicht durch zu hohe Abgaben zu verlieren. Ob, wie der Rezeß von 1681 nahelegt, damals bereits 9 jüdische Familien im Ort ansässig waren, ist allerdings nicht gesichert. So lebten 1694 3 deutschordische Juden im Ort: Löw, der zwei Jahre zuvor von der adeligen auf die deutschordische Seite gezogen war und als „guter tüchtiger Jude" bezeichnet wurde, Moses, der sich mit Viehhandel und Krämerei beschäftigte und ein Sohn des Löw war, sowie Wolf, der sich als „miserabler Kerl" nur schlecht ernährte und 1704 mit allerhand Waren handelte. Auf adeliger Seite werden 1694 dagegen keine Juden genannt, nachdem sich kurz zuvor Moses Heß, der mit Pferden handelte, wegen der Kriegsnöte („harte Troublen") nach Gundelsheim begeben hatte.

Im Laufe des 18. Jahrhunderts blieb die Zahl der jüdischen Familien unter deutschordischem Schutz mit 3 bis 4 konstant, wobei zumeist Söhne deutschordischer Juden den deutschordischen Schutz erhielten. So sind 1752 Mayer Wolf Levi und Herz Löw sowie ihre Söhne Aaron Mayer und Löw Herz bezeugt. Auf adeliger Seite stieg dagegen die Zahl der Juden weit über die 1681 festgelegte Zahl an, um nach 1770 wieder leicht zurückzugehen: 1722 werden 6, 1744/45 9, 1767/68 17 und 1790/91 12 jüdische Familien unter dem Schutz der v. Schade bzw. v. Racknitz genannt, von denen zwischen 1730 und 1770 gelegentlich auch eine Familie auf dem Zimmerhof oder Kohlhof wohnte. Die Juden handelten mit Pferden, Vieh und „allerhand Waren", einige wie Mayer Wolf Levi, Herz, Joseph Mayer und dessen Sohn Mayer Joseph um und nach 1730 auch in größerem Umfang mit Korn, Dinkel und anderen Früchten, wobei die jährlichen Fruchtkäufe der Juden bei der Herrschaft Racknitz mitunter

1000 Gulden überstiegen. Die Herrschaft Racknitz wurde bei Bedarf mit Fleisch, Zuckerhüten, Muskatnüssen, Wolle, „Stippich", Unschlitt, Türschmiere, Eisen oder auch einmal mit Silbersand aus Mannheim versorgt, einige Juden übernahmen wie Hirschle um 1750 Botengänge, die zumeist nach Mosbach, Neckarsulm und Kochendorf, aber auch bis Darmstadt führten.

Im Hinblick auf die Vermögensverhältnisse bestanden zumindest in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts Unterschiede. So besaßen die deutschordischen Juden bereits 1704 eigene Häuser, während die adeligen Juden erst zwischen 1725 und 1757 Hausbesitz erwarben und bis dahin gegen einen Hauszins von 5 Gulden jährlich in herrschaftlichen Wohnungen oder einem herrschaftlichen „Judenhäusle" wohnten, das 1757/58 Wolf Seeligmann erwarb. Anläßlich einer Vermögensschätzung besaßen 1744 die 4 deutschordischen Juden Mayer Wolf Levi (geschätzt auf 10000 Gulden), sein Sohn Aaron (1400 Gulden) sowie Herz und sein Sohn Löw Herz (je 600 Gulden) zusammen mehr Vermögen als die damaligen 9 adeligen Juden Mayer Joseph (geschätzt auf 4000 Gulden), Joseph Mayer (1200 Gulden), Mannas Mayer (ein Sohn des Mayer Wolf Levi, 1000 Gulden), Raphael (ein Sohn des Herz, 800 Gulden), Jancoff (ebenfalls ein Sohn des Herz, 600 Gulden), Isaac (150 Gulden) sowie Hirschle, Ische und der Totengräber Seeligmann (je 50 Gulden).

Eine wesentliche Einnahmequelle für die adelige Ortsherrschaft war im 18. Jahrhundert der zu den größten jüdischen Friedhöfen in Süddeutschland zählende Heinsheimer Begräbnisplatz „in der Schlierbach", auf dem zeitweise bis zu 25 jüdische Gemeinden aus dem Gebiet zwischen Eppingen, Bad Wimpfen und Mosbach ihre Toten bestatteten. Der Friedhof dürfte wohl schon im 16. Jahrhundert angelegt worden sein, da er 1713 bereits „von uhralten unerdenklichen Zeiten her" bestand. 1701 und 1714 erneuerte Maria Catharina von Schade Vereinbarungen mit den Juden über den Friedhof, die für die Zurverfügungstellung des Platzes durch die adelige Ortsherrschaft jährlich 10 Gulden (ab 1766 12 Gulden) „Erbzins" sowie alle 50 Jahre „12 silberne Löffel Augsburger Probe" und eine englische Sackuhr im Wert von 24 Reichstalern bezahlen mußten, was erstmals 1701 geschah. Ferner war bei jeder Beerdigung ein Sterbegeld („Sterbhandlohn") von 30 Kreuzern bei Kin-



Der jüdische Friedhof in Heinsheim gehört zu den größten jüdischen Friedhöfen in Süddeutschland. Die abgebrochene Säule in der Bildmitte gilt als Symbol für ein früh beendetes Leben.

dern bis zu 10 Jahren, sowie 1 Gulden bei Kindern über 10 Jahren und Erwachsenen fällig. Die zum Heinsheimer Begräbnis gehörenden Juden mußten sich verpflichten, ihre Toten nicht woanders zu bestatten, was nach 1743 zu einem Streit zwischen den Herrschaften Racknitz und Gemmingen führte, als sich die Wollenberger Juden vom Heinsheimer Friedhof lossagten. Die zum Heinsheimer Begräbnis gehörenden Juden, die sich schon vor 1700 zu gewissen Zeiten in Heinsheim versammelten, um Streitigkeiten aus dem Bereich jüdischer Zeremonien von ihrem aus Worms nach Heinsheim kommenden Rabbiner entscheiden zu lassen, sollten sich nach den Vereinbarungen von 1701 und 1714 nunmehr alljährlich im August in Heinsheim versammeln, was für die Herrschaft Racknitz insofern von Bedeutung war, weil sie die Hälfte aller bei diesen Zusammen-

künften verhängten „Zeremonialstrafen", die nunmehr aber nicht mehr der Rabbiner aus Worms aussprach, erhielt. 1718 wurde der bis dahin von einem Zaun umgebene Friedhof ummauert.

Die Synagoge, für die jede jüdische Familie der adeligen Herrschaft jährlich 30 Kreuzer „Schulzins" bezahlen mußte, wurde im 18. Jahrhundert von den deutschordischen und adeligen Juden gemeinsam besucht und befand sich 1738 in einem Haus, das Mayer Joseph für 150 Gulden mit der Auflage erwarb, die „Judenschule" weiter zu dulden. Wegen der gemeinschaftlichen Synagoge kam es jedoch mehrmals zu Streitigkeiten, so 1725, als der deutschordische Jude Mayer Wolf Levi einen eigenen „Reben" hielt, weil er den von den adeligen Juden angenommenen Mosche als „Landläufer" ablehnte. Nach einem Rezeß von 1727 sollte es beiden Ortsherrschaften unbenommen bleiben, für ihre jeweiligen Juden eigene „Judenschulen" einzurichten, was Mayer Wolf Levi um 1744 nach erneuten „starken Disputen" wegen einer Vermögenseinschätzung dann auch in seinem Haus tat, wohin er auch die auf seine Kosten geschriebenen Zehn Gebote überführte. Die Herrschaft Racknitz stellte daraufhin zwar zufrieden fest, daß nunmehr „Friede und Eintracht" unter den Juden herrsche, beschwerte sich aber bei der Deutschordenskommende Horneck, weil Mayer Wolf Levi ein Gebet für die adelige Ortsherrschaft – in der gemeinschaftlichen Synagoge war stets für beide Ortsherrschaften gebetet worden – ablehnte. Daraufhin drohte 1745 der Komtur zu Horneck, den deutschordischen Juden einen eigenen Begräbnisplatz zu geben, da es nicht angehe, daß deutschordische Juden „tanzen, wie die von Racknitz pfeifen läßt", doch kam es dann zu keinen weiteren Kontroversen, da Mayer Wolf Levi der einzige deutschordische Jude war, der eine eigene Synagoge anstrebte und die deutschordischen Juden zudem zahlenmäßig gar nicht in der Lage waren, nach jüdischen Zeremonien einen eigenen Gottesdienst zu halten. So wurde nach 1746 wieder eine „gemeinschaftliche Schule" gehalten, für die 1796 eine neue Synagoge erstellt wurde. Die Heinsheimer Juden durften 1796 jedoch den ursprünglichen Plan eines „tempelförmigen Baues" mit einer Rundung ähnlich wie in Olnhausen nicht verwirklichen, denn beide Ortsherrschaften und auch die Gemeinde Heinsheim gestatteten einer nur „tolerierten Sekte" kein öffentliches Bethaus „nach Art



Die 1796 in Heinsheim errichtete Synagoge (Zustand 1964).

der Christen". So mußte die Synagoge 1796 auch ohne Turm gebaut werden, nur höhere Fenster wurden im Hinblick auf den „Weiberstand" geduldet. Vorbild war dann Freudental, wobei in Heinsheim aber „alles kleiner" gestaltet wurde.

Anläßlich der Annahme erblicher Familiennamen im Jahre 1809 werden folgende 17 jüdische Familien mit zusammen 61 Personen genannt:

Bisheriger Name	Künftiger Familienname
Samuel Levi	*Majer*
Samuel Levi	*Maas*
Löser Manasse	*Uhlmann*
Jos. Lazarus	*Rindkopf*
Aron Wolf	*Kalb*
Herz Samuel	*Oppenheimer*
Jos. Wolf	*Odenheimer bzw. Ottenheimer*

Moses Abraham	*Hochstetter*
Jos. Samuel	*Maas*
Wolf Marum	*Wiener*
Mandle Lazarus	*Uhlmann*
Seligmann Wolf	*Odenheimer bzw. Ottenheimer*
Moses Wolf	*Odenheimer bzw. Ottenheimer*
Gotz	*Kaufmann*
Hirsch Löser	*Rindkopf*
Seligmann	*Rindkopf*
Abraham Joseph	*Baer*

Die Zahl der jüdischen Einwohner betrug 1825 100, 1839 114, 1864 110, 1900 82, ging dann aber stark zurück und lag 1933 nur noch bei 24. Als die Heinsheimer Juden 1817 einen Prozeß wegen „Fertigung des Koscherweins" gegen das Racknitz'sche Rentamt gewannen, beklagte der das Rentamt vertretende Advokat Esser aus Mannheim eine gewisse „Schwäche und Blindheit" gegenüber den Juden, die für „Toleranz und Aufklärung" ausgegeben werde. 1819 wurden von dem vor allem durch eine allgemeine Unzufriedenheit unter der Landbevölkerung hervorgerufenen Hep-Hep-Sturm in Baden auch Heinsheimer Juden betroffen, da zwei im Dienste des Freiherrn von Racknitz stehende ledige Burschen für „durch höhnendes Geschrei verübten Unfug" vor dem Hause des Juden Hochstetter mit einer 24stündigen „Eintürmung" bestraft wurden.

1824 wurde die jüdische Gemeinde Heinsheim dem Rabbinatsbezirk Mosbach zugeteilt, 1831/32 neben der Racknitz'schen Kelter ein neues Frauenbad erstellt, 1857 für 200 Gulden die Abgaben vom jüdischen Friedhof abgelöst und dieser in das Eigentum der jüdischen Begräbniskongregation Heinsheim übergeben. Bereits 1871 besaßen die Juden mit Wolf Wiener, der einen Kramladen führte, ein Mitglied im Gemeinde- und Ortsschulrat. Die nach 1900 in Heinsheim noch ansässigen Juden lebten vom Vieh- und Pferdehandel, teilweise auch vom Handel mit Textilien sowie vom Betrieb eines Lebensmittelgeschäftes. Durch die allerdings nicht sehr einträglichen Geschäfte lebten die Juden wie die übrigen Einwohner in bescheidenen Verhältnissen, nur Jakob Strauß war mit seiner Pferdehandlung und einer kleinen Gastwirtschaft etwas wohlhabender. Da nach 1933 die

Umsätze immer geringer wurden, verkaufte auch in Heinsheim eine Familie nach der anderen ihr Eigentum und 16 Juden wanderten nach Argentinien, der Schweiz, den USA und Palästina aus. Wegen geringer Seelenzahl wurde die jüdische Gemeinde am 8. November 1937 aufgelöst, ein Teil der Synagoge 1936, der Hauptteil 1938 verkauft. Das rituelle Bad war bereits 1935 veräußert worden. Im November 1938 kam es in der Kristallnacht zu Ausschreitungen von SA-Leuten, die in 5 jüdischen Haushaltungen Hausrat und Mobiliar sowie die Fenster der Wohnungen zerschlugen. 1940 lebte noch Moses Ottenheimer mit seiner Familie in Heinsheim, der am 22. Oktober 1940 zusammen mit seiner Tochter Hedwig Freudenthaler und dem Enkelkind Anna nach Gurs deportiert wurde. Moses Ottenheimer starb 1942 in Südfrankreich, seine Tochter im gleichen Jahr in Auschwitz, Anna war bereits bald aus dem Lager befreit worden. Ihre Schwester Hilde wurde 1942 von Heilbronn aus nach Theresienstadt deportiert und 1945 in Bergen-Belsen befreit. Von 6 nach 1933 aus Heinsheim verzogenen Juden starben 3 in Auschwitz, Theresienstadt und Récébédou.

Während des Dritten Reiches sollte die politische Gemeinde den jüdischen Friedhof erwerben, einebnen und landwirtschaftlich nutzen. 1944 wurde zwar ein Kaufvertrag abgeschlossen, jedoch nicht im Grundbuch eingetragen und die Gräber nicht angetastet.

Hipfelhof, Stadt Heilbronn (Markung Frankenbach)

Ende des 16. Jahrhunderts waren ein oder mehrere Juden auf dem Hipfelhof, der dem Hospital Wimpfen gehörte, ansässig, denn die Wimpfener Judenordnung von 1598, die den Aufenthalt fremder Juden in der Reichsstadt regelte, nennt auch den „Hüpfelbawer Hoff". 1599 bat Salomon vom Hipfelhof den Wimpfener Rat um Befreiung von einem Judenzoll in Biberach, was der Rat mit dem Bemerken ablehnte, der Jude „solle den Bauern zu Biberach mit contrahieren müßig gehen". Genannt wird um 1600 auch Samuel, der durch einen pfälzischen Geleitknecht in einem der Reichsstadt Heilbronn gehörenden Dorf festgesetzt wurde.

Horkheim, Stadt Heilbronn

Während das Dorf Horkheim bereits 1504 an Württemberg kam und zum Amt Weinsberg zählte, blieb die Burg bis 1806 pfälzisches Lehen, das die Lemlin, von Seibold, von Engelbronn, von Schütz und Buhl innehatten.

Juden wurden erstmals gegen Ende des 17. Jahrhunderts unter den Seibold in der Horkheimer Burg aufgenommen. 1692 ist Abraham bzw. Abraham Mayer bezeugt, der zusammen mit seinem Schwiegervater Moses von Sontheim mit Vieh, Leinwand, wollenen Tüchern und Bettzeug handelte und 1700 nach Gundelsheim zog, wo sein Bruder Samson lebte. Da Württemberg im Dorf Horkheim keine Juden duldete, verfolgte der württembergische Vogt zu Weinsberg die Judenannahme in der Burg mit großem Unwillen und versuchte, den Handel des Juden so weit wie möglich zu unterbinden. So wurde einmal dem Juden ein in Lauffen erworbenes Tuch abgenommen, obwohl er Zoll entrichtet hatte, ein anderes Mal erhielt er 2 Gulden Strafe, weil er im Dorf ausgerufen hatte, daß er Fleisch zu verkaufen habe. Als sich der Jude 1694 in einer strittigen Kontraktsache nicht nach Weinsberg zitieren ließ, wurden ihm gar 200 Gulden „arretiert", die er dem Dorf Horkheim vorgestreckt hatte.

Das Vorgehen des Weinsberger Vogtes hielt jedoch die Lehensinhaber der Horkheimer Burg nicht davon ab, weiteren Juden Schutz zu gewähren, die für den freien Durchzug durch Württemberg jährlich 3 Gulden 12 Kreuzer bezahlten. So lebte um 1700 auch Simon David, Sohn des David von Sontheim, im Burgbereich und baute für sich eine „Behausung", in die nach seinem Wegzug nach Sontheim 1707 Samuel von Adelsheim einzog. Ansässig war um 1700 auch ein Sohn des Vaistle von Sontheim, bei dem es sich um Manasse Veit handeln könnte, der sich 1701 eine Wohnung über der Kelter einrichtete, die 1740 der Sohn Hirsch Manasse bezog.

In den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts nahm die Zahl der Juden vor allem unter den Familien Engelbronn und Schütz weiter zu, so daß 1744 12 und 1749 bereits 17 Namen bezeugt sind: Eleazar (Lazarus) Levi bzw. Löser der Alte, Liebmann Manasse, Isaac Manasse, Machol Manasse, Michael Samuel, Hirsch Manasse,

Machol Samuel, Süskind Kahn, Lazarus Mayer bzw. Löser Mayer, Wolf Lazarus bzw. Wolf Löser, Löw Löw (Sohn des Isaac Manasse), Feist Moses (Sohn des Moses von Sontheim), Nathan Joseph (gebürtig von Mannheim), Cusel Aaron (Tochtermann des Isaac), Falck, Löw Mayer und Gumpel bzw. Gumbel Veit. Die meisten dieser Juden lebten schutzgeldfrei, weil sie oder ihre Väter – wie bereits Simon David und Manasse Veit um 1700 – in Abgang geratene Wohnungen und eingefallene Gebäude in der Burg auf ihre Kosten renoviert oder neue Wohnungen und Häuser erbaut hatten. So erstellten u. a. 1715 Lazarus Levi und Valentin Samuel eine „neue Behausung" in der Burg, 1718 Mayer Löw eine neue Wohnung über der Kelter, 1725 Lippmann Manasse und Isaac Manasse ein neues Haus mit 2 Wohnungen, 1747 Veit Moses ein neues Haus vor der Schloßbrücke und Nathan Joseph eine weitere Wohnung über der Kelter. Auf eigene Kosten errichteten die Juden auch ein rituelles Bad im Schloßgraben, für das sie 1733 Steine kauften. Eine schon 1725 bezeugte Synagoge durften sie 1737 „auf Arth und Weiß, wie es ihnen dienlich seye", in den großen Turm der Burg verlegen, wobei sie für die erteilte Erlaubnis den einmaligen Betrag von 18 Gulden bezahlten.

Die Juden besaßen im Horkheimer Burgbereich in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine verhältnismäßig unabhängige Stellung, weil sie ihre Wohnungen auf eigene Kosten erstellt hatten und ihre Aufwendungen mit Abgaben wie Schutzgeld oder Hauszins verrechneten und auch als Geldgeber der Burgherren fungierten, mit denen es gelegentlich aber auch zu Auseinandersetzungen kam. So erhielt 1725 Löser wegen „impertinenter Reden" gegen Baron von Schütz 30 Gulden Strafe und 1726 sollte der kurpfälzische Amtskeller zu Hilsbach die Juden zu „besserem Gehorsam und Respektsbezeugung" anhalten. 1734/35 klagten die Juden ihrerseits über Schütz, weil dieser unter Assistenz einiger württembergischer Soldaten „Gewalttaten" verübt habe. 1744 führte schließlich auch der kurpfälzische Oberschultheiß zu Schluchtern über die „zaumlosen Juden" in Horkheim Klage, die sich seinem „obrigkeitlichen Stab" nicht beugen wollten. Zu leiden hatten die Juden 1739/40 unter „Jurisdictionaldifferenzen" zwischen Württemberg und Kurpfalz, als der württembergische Vogt Molventer zu Weinsberg wegen

einer an die Familie von Schütz ausgeliehenen namhaften Geldsumme die Horkheimer Burg unter württembergische Botmäßigkeit bringen wollte, aber „nächtlicher Weil" von einem kurpfälzischen Kommando festgesetzt und nach Mannheim gebracht wurde. Daß die Juden in dieser Auseinandersetzung treu zu Kurpfalz hielten, wurde ihnen später von der kurpfälzischen Regierung hoch angerechnet.

Erschwert wurden die Lebensbedingungen der Juden ab 1748, nachdem Johann Heinrich Buhl von Kurpfalz mit der Burg Horkheim belehnt worden war und seinen Wohnsitz in der Burg nahm. Buhl, ein eigenwilliger Mann, der in seinen Berichten an kurpfälzische Räte und Amtleute stets maßlos übertrieb und vom kurpfälzischen Amt Mosbach als „geschwülstiger Kläger" bezeichnet wurde, versuchte zunächst 1748, durch eine Neufestsetzung der Abgaben von Juden die Einkünfte seines Lehens zu steigern und, nachdem die Juden höhere Abgaben als bisher verweigerten, sie auszuweisen. Da die Juden (für Buhl „mediate Lehensschutzjuden", nicht aber „immediate kurpfälzische Schutzjuden") keineswegs gewillt waren, fortzuziehen und in ihrer Haltung zudem durch kurpfälzische Räte unterstützt wurden, die Buhl „alle ungebührliche Belästigung" der Juden untersagten, kam es in der Folgezeit zu heftigen Kontroversen zwischen Buhl und den Juden. Buhl beklagte 1749 nicht nur erneut, daß die Juden das von ihm neu festgesetzte Schutz- und Hauszinsgeld verweigerten, sondern daß sie auch den Ausbau einer Wohnung über der Synagoge verhinderten, daß von ihnen an Sonn- und Feiertagen „gebaucht", gewaschen, gebacken, Branntwein gebrannt, Vieh geschlachtet, Holz gespalten, Wein abgelassen und gespielt werde und daß sie Betteljuden und Vagabunden beherbergten. Die Juden ihrerseits waren besonders darüber erbost, daß Buhl einen Schweinestall neben dem Aufgang zur Synagoge erstellte, den Zugang zum Judenbad abschloß, nachts das Schloßtor zusperrte und von allen Wagen, mit denen Juden über die Burgbrücke in den Burghof fuhren, eine Abgabe von einem Batzen verlangte. Als im Dezember 1749 gar Machol Manasse bei seiner Rückkehr von einer Reise abends in den Burggraben stürzte, weil Buhl bereits die Schloßbrücke hinaufgezogen hatte, entstand ein „ziemlicher Aufruhr", in dessen Verlauf 2 Juden in die Wohnung Buhls eindrangen,

wodurch sich dieser bedroht fühlte, so daß das kurpfälzische Amt Mosbach mehrere Invaliden mit Ober- und Untergewehr zur Sicherheit Buhls nach Horkheim entsandte. Die von Buhl immer wieder geforderte Ausweisung der Juden lehnte jedoch die kurpfälzische Regierung sowohl aus rechtlichen Gründen als auch aus „politischen Ursachen" ab. Damit Burg Horkheim jedoch „nicht zu schand und spott der Nachbarschaft diene", forderte die kurpfälzische Regierung 1751, daß alle Horkheimer Juden um einen kurpfälzischen Schutzbrief baten und wie andere kurpfälzische Juden einen Landeshuldigungseid leisteten, eine Forderung, die jedoch keine Beachtung fand.

Eine erneute heftige Kontroverse zwischen Buhl und den Juden entbrannte 1771, als Buhl am letzten Tag des Laubhüttenfestes einen von ihm als „Rädelsführer" bei der Beherbergung von „Gesindel" bezeichneten Juden festnehmen wollte. Wiederum kam es zu einem Tumult, in dessen Verlauf der Burgknecht blutig geschlagen und das von Buhl verschlossene Burgtor eingehauen wurde. Nach einer Untersuchung der Vorfälle bestrafte 1774 die kurpfälzische Regierung fünf am „Aufstand" beteiligte Juden: Veit Lippmann, ein „doller Soldatenkopf", erhielt eine Zuchthausstrafe von einem halben Jahr, die aber wegen eines Armbruches des Verurteilten in eine Gefängnisstrafe abgemildert wurde, David Dessauer sollte ein Vierteljahr ins „Korrektionshaus", konnte aber flüchten, zu einer Turmstrafe von 8 Tagen wurden Hirsch Manasse, Lazarus Mayer und Samuel Isaac verurteilt. Zur Steuerung der bisherigen Unruhen erließ die kurpfälzische Lehenkammer 1774 zudem eine „zivil- und polizeiliche Einrichtung" für die Burg Horkheim, mit der erstmals schriftlich das Verhältnis zwischen Buhl und den Juden und damit die bislang strittigen Punkte geregelt wurden: Für die Synagoge und das Bad sollten die Juden künftig jährlich 10 Reichstaler bezahlen, Buhl aber Stiege und Geländer unterhalten. Die Klage der Juden über den Schweinestall beim Aufgang zur Synagoge wurde abgewiesen, doch durfte am Sabbat keine Säuberung erfolgen. Abgelehnt wurde auch die Forderung der Juden auf Ermäßigung der Schutzannahmegelder. Der Schutzbrief sollte künftig gegen eine Gebühr von 40 Gulden bei der kurpfälzischen Hofkammer eingeholt werden, das Schutzgeld selbst wurde mit 30 Gulden jährlich festgesetzt. „Privets"

mußten die Juden künftig alle 6 Monate auf ihre Kosten säubern. Bei Verhandlungen über „Glaubens- und Zeremonialsachen" der Juden durften Rabbiner und Vorsteher Strafen bis zu 12 Reichstalern verhängen. Wurden von Juden „Wellen" über die Burgbrücke geführt, war eine Abgabe von 3 Büscheln fällig, bei einem Wagen Holz 3 Scheiter oder 6 Kreuzer. Kosten zur Unterhaltung der Brunnen mußten die Juden zu zwei Dritteln, Buhl zu einem Drittel tragen, für die Erlaubnis zu „Tanz und Musik" mußte 1 Gulden bezahlt werden.

Anläßlich der Untersuchung der Vorfälle von 1771 finden sich auch Hinweise auf die berufliche Tätigkeit einiger Juden, die damals 89 Personen, darunter Rabbiner Samuel Igersheim und Judenschulmeister Salomon, umfaßten. David Dessauer, der aus Nordstetten stammte, betätigte sich als „Petschierstecher" und handelte mit Sackuhren, Fingerringen und Silber. Lazarus Mayer betrieb Viehhandel und eine Metzgerei. Hirsch Manasse handelte mit Silber, Gold, Kupfer, Vieh und allem, was ihm „vorkommt", Samuel Isaac mit Kleidern und Bettware, Moses Löw mit Vieh, Moses Abraham mit Vieh, Fellen und „Bettwerk". Von Löw Löw wird bereits 1760 bekannt, daß er umfangreiche Salzlieferungen nach Württemberg durchführte und dazu der Clemenshaller Saline jährlich 12 und mehr tausend Zentner Salz abnahm. Löw Löw hätte sich 1760 gerne in Neckarsulm niedergelassen, doch lehnte die deutschordische Regierung ab, da er ein „unruhiges Genie" sei.

Die vielfältigen Auseinandersetzungen mit Buhl sowie insbesondere die Kontroverse des Jahres 1771 dürften mit dafür ausschlaggebend gewesen sein, daß 1778/79 insgesamt 8 jüdische Familien, darunter die 1774 mit einer Turmstrafe belegten Samuel Isaac, Hirsch Manasse und Lazarus Mayer, Horkheim verließen (für Buhl „zum grösten Nutzen und ruhigem Leben dahier") und unter württembergischen Schutz in das sogenannte Schmidberg'sche Schlößchen nach Talheim zogen. 1789 lebten noch 8 jüdische Familien in der Horkheimer Burg, von denen aber noch 1789 der sehr wohlhabende Mayer Löw, der als „reicher Löwe" bekannt war, mit Juwelen, Bijouterien und Kapitallieferungen handelte und mit „reichen particuliers" in Heilbronn in Verbindung stand, zusammen mit einem Bruder in das noch näher bei Heilbronn gelegene Sontheim zog.

1803 folgte der ebenfalls wohlhabende Isaac Löw, weil er in Horkheim seine „Konvenienz" nicht mehr finden konnte.

Nachdem die Burg Horkheim zu Anfang des 19. Jahrhunderts württembergisches Lehen geworden war, bezog die Kameralverwaltung Heilbronn bis zur Aufhebung derartiger Abgaben ein Schutzgeld von 4 Gulden jährlich. Ab 1811 ließen sich Juden auch im Dorf nieder, 1827 waren es mit Michel Machol, Mendle Isaak, Joseph Mayer und Mayer Süskind 4 jüdische Familien. Die Juden in der Burg und im Dorf umfaßten 1828 insgesamt 54 Seelen, ihre Kinder besuchten die Ortsschule, für den Religionsunterricht sorgte der Vorsänger. Im Zuge der Neuorganisation der israelitischen Religionsgemeinden in Württemberg wurden die Horkheimer Juden 1832 Filiale von Sontheim, wo sie dann auch die Synagoge besuchten und nach 1840 ihr Begräbnis fanden, nachdem Bestattungen bis dahin in Affaltrach erfolgten. Nach 1860 kam es wie in Sontheim zu einem starken Rückgang der jüdischen Bevölkerung vor allem durch Abwanderung in das benachbarte Heilbronn. So stammte die Familie Victor aus Horkheim, deren Name mit der Lederfabrik Heilbronn verbunden ist und die zu den angesehensten Bürgern und Fabrikanten der Stadt zählte. Wurden 1841 64 und 1858 72 jüdische Einwohner gezählt, so waren es 1867 32, 1895 25 und 1933 noch 4. 1941/42 wurden der Viehhändler Max Meier, seine Frau, Tochter und Schwester nach Riga bzw. Theresienstadt deportiert und ermordet.

Ittlingen

Seit dem 14. Jahrhundert besaßen die Herren von Gemmingen (Gemmingen-Gemmingen und Gemmingen-Michelfeld) die Ortsherrschaft teils als Allod, teils als Lehen der Grafen von Öttingen. Nach dem Tode des Weyrich von Gemmingen-Michelfeld 1613 waren ab 1616 die Greck von Kochendorf Mitortsherren, an deren Stelle nach ihrem Aussterben 1749 die Gemmingen-Hornberg traten. 1806 fiel der reichsritterschaftliche Ort an Baden.

Da nach der Dorfordnung von 1556 und einer Ruggerichtsordnung von 1584 kein Untertan Geld von Juden entleihen durfte,

lebten möglicherweise schon im 16. Jahrhundert einzelne Juden im Ort, doch liegen aus jener Zeit keine Hinweise auf Namen vor.

Erst nach dem Dreißigjährigen Krieg finden sich sichere Hinweise auf Juden, die durch die Gemmingen und bis um 1700 auch durch die Greck aufgenommen wurden. 1663/64 wird Marx genannt, der wegen einer Wirtshausschlägerei gerügt wurde, 1680 lebten mit Morchel und seinem Sohn Gerson (Gersel) sowie Fromle, Daniel und Michael 5 Juden im Ort, 1697 werden mit Itzig dem langen, Klein Itzig, Morchel, Gerson, Herz, Eisig, Schmule und Fromle 8 Namen genannt. Einige Juden belieferten ihre Herrschaft – wie Coppel 1687/88 die Greck – mit Zucker, Gewürzen und anderen Waren, der Jude David betrieb kurz nach 1700 Salzhandel, Hauptnahrungserwerb der Ittlinger Juden war jedoch gegen Ende des 17. Jahrhunderts ein „zimlicher Vieh- und Roßhandel", so daß 1697 nach Klagen von Bürgern den Juden zeitweise verboten wurde, mehr als zwei Stück Vieh bei den Hirten mitlaufen zu lassen, das übrige „Handelsvieh" aber in ihren Ställen zu halten. Aus einer Klage von Pfarrer Johann Jakob Mayer geht hervor, daß die Juden bereits 1686 eine „Schul und Synagog" besaßen, was für den Pfarrer allerdings „gar zu ärgerlich" war, der sich 1686 auch darüber beschwerte, daß Juden vor christlichen Predigten an Buß-, Bet- und Feiertagen „allerhand Gauckeley und Getümmel" trieben und „frembde Juden in großer Anzahl zum Pracht und Übermuth" in den Ort einluden. Gerügt wurden Juden auch von Kirchenumgängern: So erhielt 1686 Morchel eine Strafe von 1 Gulden, weil er während der Predigt auf seiner Hausschwelle „Tabak getrunken" hatte. 1682 wurde Gerson angezeigt, weil er am Sonntag während des Gottesdienstes sein Pferd bei offener Stalltür putzte. 1691 traf eine Rüge Gersons Frau, weil sie zur Gottesdienstzeit „ihren Kindern auf der Gasse Läuse gefangen".

Kurz vor 1700 verließen mit zwei Juden Herz sowie Gerson, die nach Stockheim bzw. Richen zogen, drei jüdische Familien den Ort. Da in der Folgezeit nur von der Herrschaft Gemmingen (Linie Gemmingen-Gemmingen), nicht aber von den Greck und bis 1795 auch nicht von den Gemmingen-Hornberg Juden aufgenommen wurden, vermehrte sich ihre Zahl im 18. Jahrhundert nur allmählich. 1722 lebten mit Eisig, David, Itzig, Lemli und Manneli 5 jüdische

Familien mit insgesamt 21 Personen in Ittlingen, 1739/40 waren es 9, 1762 nunmehr 16: Rabbi Abraham, Marum, Salomon, Joseph, Marx Gerson, Alt Kajum, Jung Jankoff, Alt Jancoff, Jung Marx, Josel, David Hayum, Judas Hayum, Alt Marx, Mayer, Seligmann und Samuels Witwe. Bis um 1800 erhöhte sich die Zahl der Juden dann nicht mehr, denn 1785 werden 13 und 1795 15 Familien genannt. Unter ihnen lebte schon 1709 mit Moses ein Judenschulmeister, der später auch als Rabbi bezeichnet wurde. 1758 wurde ein „hoch studirter" Sohn eines Ittlinger Rabbi in Heinsheim begraben. Um „vielfältige Zwistigkeiten, Zank und Streit" zu beenden und um vor allem eine Autorität zur Schlichtung von Streitigkeiten aus dem Bereich jüdischer Zeremonien zu haben, berief die Herrschaft Gemmingen 1771 den Richener Rabbiner Marx Aaron als Oberrabbiner für Ittlingen (zugleich auch für Gemmingen), dessen Nachfolge 1782 Isaac Veit aus Flehingen antrat.

Die Ittlinger Juden betrieben auch im 18. Jahrhundert einen umfangreichen Vieh- und Pferde- aber auch Fruchthandel. Noch vor 1778 wurde den Juden auf Gemeindekosten eine besondere „Metzel" zum Schächten von Vieh unten im Rathaus eingerichtet, bei deren Benutzung 4 Kreuzer für jedes Stück Vieh an die Gemeindekasse bezahlt werden mußten. Wie umfangreich sich der Handel einzelner Ittlinger Juden gestaltete, mögen einzelne ausgewählte Beispiele erhellen, die aus den Akten bekannt werden: So kaufte Marum 1759 u. a. in Wäschenbeuren für 1800 Gulden Ochsen, um sie zur preußischen Armee zu führen. 1768 handelte Salomon mit Früchten (vor allem Getreide) und Vieh in Reihen, Adelshofen, Kirchardt, Richen und Hilsbach. 1769/70 hatten Alt Marx und Jekoff Kaufmann eine „Handlungsgemeinschaft" gebildet und kauften Früchte in Adelshofen, Ehrstädt, Neuhaus, Grombach, Gemmingen und Treschklingen, um diese in Bruchsal und Heilbronn wieder zu verkaufen. 1782 besuchte Joseph mit Krämerwaren im Wert von 3000 Gulden den Stockheimer Jahrmarkt, gegen Ende des 18. Jahrhunderts handelten einzelne Juden auch mit „feinen Ellenwaren". Zwar wurden von der Herrschaft Gemmingen einzelne Juden immer wieder als Bettler bezeichnet, doch zählte Ittlingen vor allem in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu den wohlhabenderen jüdischen Gemeinden, so daß der gemmingische Amtmann

Rothmund um 1795 zufrieden feststellte, daß ganz im Gegensatz zu den Gemminger Juden die Ittlinger stets pünktlich ihre Schutzgeldzahlungen leisteten und fast nie wegen Schulden verklagt wurden.

Nach einer Aussage von Amtmann Rothmund aus dem Jahre 1796 lebten die Juden mit der Bürgerschaft weitgehend „in aller Verträglichkeit", doch war ihr Verhältnis zur bürgerlichen Gemeinde im 18. Jahrhundert nicht immer frei von Spannungen und Auseinandersetzungen, was in Ittlingen aber auch auf die zahlreichen Spannungen zwischen der Gemeinde und der Ortsherrschaft, die die Juden nicht zuletzt aus finanziellen Erwägungen heraus aufnahm, zurückgeführt werden darf. Um 1720 lieferte die Besteuerung Anlaß zu einem Streit, 1739 war es das viele an den Wegen und Straßen weidende Handelsvieh der Juden, das wegen nicht ausreichender Aufsicht Schäden an Äckern, Wiesen und Krautgärten verursachte, und 1764 führte der Hauskauf eines Juden in unmittelbarer Nähe der Kirche zu Protesten. Darüberhinaus reagierte die bürgerliche Gemeinde mehrmals „äusserst empfindlich" bei Schutzaufnahmen von Juden. So befürchteten die Ittlinger 1759, daß eine Erhöhung der Judenzahl Holz, Früchte und andere zum Lebensunterhalt benötigte Waren verteuern könnten und mangels Wohnungen erwachsene Söhne sich auswärts niederlassen müßten. Die Herrschaft Gemmingen rügte daraufhin die „unbefugte, pflichtwidrige und respect vergessene Opposition" der Ittlinger. Als auch 1796 Proteste seitens der Gemeinde gegen die Aufnahme eines Juden laut wurden, wunderte sich der gemmingische Amtmann Rothmund, da Juden doch zu allen Kriegslasten wie andere Bürger herangezogen würden, erst kürzlich für den nicht *in natura* übernommenen Teil eines Winterquartiers 210 Gulden an die Gemeindekasse gezahlt hätten und zudem in Ittlingen bei dem Reichtum der Bürger Geldverleihungen von Juden an Christen höchst selten seien, vielmehr bei der starken Handelschaft der Ittlinger Juden der umgekehrte Fall häufiger eintrete. Die Proteste der Ittlinger gegen die Aufnahme von Juden im 18. Jahrhundert dürften daher auch Teil eines Protestes gegen die Ortsherrschaft gewesen sein, mit der die Ittlinger, wie Gustav Neuwirth aufgezeigt hat, im 18. Jahrhundert etliche Auseinandersetzungen führten.

Zu einer heftigen Kontroverse – zunächst innerhalb der jüdischen

Gemeinde, dann zwischen Juden und bürgerlicher Gemeinde, in die auch die Ortsherrschaft eingriff – kam es 1799 auch wegen der Synagoge. Diese befand sich um die Mitte des 18. Jahrhunderts in einem nahe beim Rathaus gelegenen Haus, das Samuel, einem Sohn des kurz vor 1700 nach Richen gezogenen Gerson, gehörte und war von Samuels Witwe gestiftet worden. Dieses Haus wurde 1757 von den Erben des Samuel an Marum und seinen Tochtermann Joseph verkauft, die die Synagoge daraufhin als ihr Eigentum ansahen und allein über die Stände in der Synagoge verfügen wollten, worüber 1765 ein erster Streit innerhalb der jüdischen Gemeinde entstand, den die Herrschaft Gemmingen zugunsten von Marum und Joseph entschied. Als 1799 eine Synagogenerweiterung erörtert wurde, entbrannte ein erneuter Streit, da 11 jüdische Familien die Erweiterung befürworteten und vier, darunter der Hauseigentümer Joseph Moses, sich dagegen aussprachen. Als daraufhin die Mehrzahl der Juden von Wilhelm Wolf einen Bauplatz für einen Synagogenbau erwarb, erhob nunmehr die bürgerliche Gemeinde Proteste, wobei es auch zu Drohungen kam, nach Baubeginn nachts dasjenige zu zerstören, was tagsüber gebaut werde, worauf die Juden, die ohne „weitläufige Streitigkeiten" mit den Ittlinger Bürgern leben wollten, sich um eine Auflösung des bereits abgeschlossenen Vertrages über den Bauplatzkauf bemühten. Dies wiederum veranlaßte den gemmingischen Amtmann, der im Zuge des Bauplatzverkaufs einen Hauskauf des Bauplatzverkäufers und damit stattliche Einnahmen durch die Abgabe des dritten Pfennigs erwartete, den Juden „furchtsame Gefälligkeit" gegenüber der Bürgerschaft und dieser Republikanismus, Egoismus, Prozeßlust sowie Geringschätzung herrschaftlicher Befehle vorzuwerfen. Auf herrschaftlichen Befehl durften die Juden nicht vom Kauf des Bauplatzes zurücktreten, auf dem dann 1805 ein Synagogenneubau in der Mühlgasse erstellt wurde.

Anläßlich der Annahme erblicher Familiennamen im Jahre 1809 werden folgende 15 jüdische Familien mit zusammen 75 Personen und Hinweisen zur beruflichen Tätigkeit genannt, wobei der ehemals umfangreiche und einträgliche Vieh- und Pferdehandel nicht mehr vertreten ist, sondern nunmehr Not- und Trödelhandel überwiegt:

Bisheriger Name	Künftiger Familienname
Salomon Hirsch, Trödelhandel	*Ladenburger*
Moses Marum, Nothandel aller Gattungen	*Weil*
Moses Marx, Nothandel aller Gattungen	*Brüsler*
David Judas, Nothandel aller Gattungen	*Mannheimer*
Salomon Marum und sein Sohn Moses Salomon, beide Trödelhandel	*Weil*
Joseph Moses, Krämerei und Trödelhandel, sowie sein Sohn Kallmann Joseph, Trödelhandel	*Wimpfheimer*
Moses Herz, Trödelhandel	*Wimpfheimer*
Maier Moses und seine Söhne Moses Maier, Isac Maier und Kallmann Maier, Nothandel aller Gattungen bzw. Krämerei und Trödelhandel	*Wimpfheimer*
Aron Maier, Trödelhandel	*Eichtersheimer*
Isac Gabriel, Krämerei und Trödelhandel	*Karlsruher*

Die Zahl der Juden vermehrte sich im Laufe des 19. Jahrhunderts zunächst, um dann nach 1860 durch Abwanderungen – zwischen 1851 und 1884 sind zumindest 10 Auswanderungen nach Amerika bekannt – allmählich abzusinken: 1825 wurden 86 jüdische Einwohner gezählt, 1839 153, 1864 163, 1900 113, 1925 46, 1933 37. Die jüdische Gemeinde wurde 1827 dem Rabbinatsbezirk Sinsheim, nach 1877 Bretten zugeordnet. Ab 1819 wurden Bestattungen, die zuvor zumeist in Heinsheim erfolgten (1815 war noch ein Drittel der Ittlinger Juden in Heinsheim „eingekauft"), auf dem neuen jüdischen Friedhof in Eppingen durchgeführt. 1887 wurde in Ittlingen im Richener Bühl ein eigener jüdischer Friedhof angelegt. Die jüdischen Kinder besuchten die Ortsschule, für den Religionsunterricht war ein israelitischer Religionslehrer angestellt, der auch als Vorsänger wirkte. Der 1842 gestellte Antrag auf Einrichtung einer öffentlichen



Der 1887 angelegte jüdische Friedhof in Ittlingen

israelitischen Schule wurde im Hinblick auf die damit verbundenen Kosten wieder zurückgezogen.

Die 1933 noch in Ittlingen ansässigen Juden betrieben einen Feinkosteinzel- und -großhandel, ein 1863 gegründetes Manufakturwarengeschäft, eine Landesproduktenhandlung sowie eine Mehl-, Getreide- und Altmaterialienhandlung, drei hausierten mit Ölen, Fetten, Waschmitteln und Altmaterialien, Arthur Ladenburger handelte mit Vieh, nebenbei auch mit Häuten, Fellen und Tabak. 1937/38 wurden die Wandergewerbescheine eingezogen, Ladengeschäfte mußten schließen. 19 Juden wanderten zwischen 1935 und 1938 in die USA aus, die Familie Orbeck ging nach Frankreich. Im November 1938 wurde die Synagoge zerstört. 8 Ittlinger Juden wurden am 22. Oktober 1940 nach Gurs deportiert, von denen 3 an Hunger und Krankheiten starben, 3 in Auschwitz ermordet wurden. Das Schicksal eines Deportierten ist unbekannt, nur Erwin Wimpfheimer wurde aus dem Lager Gurs befreit und lebte später in Frankreich.

Kirchardt

In dem bis 1803 zur Kurpfalz gehörenden Ort lebten möglicherweise schon um 1650 vorübergehend einzelne Juden. In einem Verzeichnis der Richener Juden erscheint nämlich 1730 ein aus Kirchardt gebürtiger Gerson, der 1742 im Alter von 96 Jahren starb. Gerson und sein Vater Morchel waren 1679 in Ittlingen ansässig.

Weitere Hinweise auf Juden finden sich erst seit 1718, als Gersons Sohn Samuel zuzog, der in Ittlingen geboren war und dort zuvor unter dem Schutz der Herren von Gemmingen gestanden hatte. 1718 besaß Samuel noch ein Haus in Ittlingen. In Kirchardt blieb er nicht lange ansässig und wechselte spätestens 1722 in das kurpfälzische Richen. Dafür erscheint in Kirchardt um 1722 für kurze Zeit ein Moyses. Ihm folgte 1724 der aus Mühringen oder Haigerloch stammende Wolf Löw, dessen Haushalt 1730 mit 5 Kindern, einem Knecht und einer Magd 9 Personen umfaßte. Wolf Löw hatte 1730 zunächst geringes Vermögen, gehörte 1743 aber zu den „vermöglichen" Juden. Er handelte mit Pferden, Kühen und Ochsen und trat zwischen 1738 und 1743 in Treschklingen mehrmals als Verkäufer von Vieh auf. 1744 bezahlte er jedoch seinen Anteil von 75 Gulden an der auf die Landjudenschaft in der Pfalz gelegten Umlage anläßlich einer Schutzerneuerung nicht und zog fort.

Seit 1763 lebte mit dem aus Horkheim nach Kirchardt gezogenen Gumbel Veit wieder ein Jude im Ort, der jährlich 30 Gulden Schutzgeld an Kurpfalz entrichtete und dessen Haushalt 1775 aus fünf Personen bestand. 1809 nahm Feist Gumpel – sehr wahrscheinlich sein Sohn – nach der Herkunft den erblichen Familiennamen Horkheimer an. Bei Volkszählungen wurden 1825 9, 1875 noch ein Israelit gezählt.

Kirchhausen, Stadt Heilbronn

In Kirchhausen nahm der Deutsche Orden, der den Ort seit 1404 nach und nach mit allen Rechten erworben hatte, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts Juden auf: Die Wimpfener Judenord-

nung von 1598, die den Aufenthalt fremder Juden in der Reichsstadt regelte, nennt Kirchhausen als einen der Orte, aus denen Juden nach Wimpfen kamen.

Die Zahl der Kirchhausener Juden war stets klein. Namen werden erstmals 1606 bekannt, als Lemblin Schutz auf 12 Jahre erhielt. Der auch als Geldverleiher tätige Lemblin – der württembergische Obervogt von Geislingen, Georg Valentin Lemlin aus Horkheim, entlieh 780 Gulden – starb jedoch noch vor Ablauf der 12 Jahre. An seiner Stelle wurde sein „Nachfahre" und damit wohl sein Sohn Mosche für den noch ausstehenden Zeitraum aufgenommen, zur gleichen Zeit auch David, der zuvor bereits 3 Jahre ohne Erlaubnis der deutschordischen Regierung in Kirchhausen gelebt hatte.

Im Dreißigjährigen Krieg flüchteten 2 Kirchhausener Juden, Abraham und David, in die Stadt Neckarsulm, wo 1639 Bürgermeister und Gericht von dem in der Schloßgasse wohnenden Abraham ständig wegen dessen Roß- und Viehhandel „überlaufen" wurden. Auch David handelte damals mit Pferden, Vieh und allerhand Waren.

Nach dem Dreißigjährigen Krieg hören wir um 1660 wieder von Abraham in Kirchhausen anläßlich einer Klagesache wegen eines Pferdetausches. Ein zweiter Jude war Aaron, der schon seit etwa 1620 den deutschordischen Schutz besaß, sich zuvor in Neckarsulm aufgehalten hatte und einen Tochtermann Herz bzw. Hirsch hatte. 1656 wurde Aaron, in dessen Hause ein Judenschulmeister Jacob lebte, in einen Streit mit dem Heilbronner Handelsmann Georg Philipp Eckstein wegen Geldlieferungen und Wechsel verwickelt. Aaron beklagte 1656, daß durch Eckstein alle seine Mittel „versunken" seien, worauf er 1657 „flücht- und haimblicher weiß" zunächst nach Schluchtern und 1658 nach Eschenau zog.

Nach 1660 lebten für einige Jahre keine Juden in Kirchhausen. 1680 berichtete der deutschordische Amtmann Georg Wilhelm Seuling, daß fast täglich Wimpfener, Biberacher und Schluchterner Juden in den Ort kommen, ohne daß die Herrschaft irgendeinen Nutzen („das genies") von ihnen habe. Seuling hielt es daher für „vorträglicher", wenn der Deutsche Orden wieder einem eigenen Juden Schutz in Kirchhausen gebe, wodurch dem stetigen Handel fremder Juden begegnet werden könne. Seuling empfahl Sießle

(Süßle) von Wimpfen, der mit Pferden und Vieh handele und sich dabei „gar wohl" betragen habe und der noch 1680 gerne wegen scharfer gegen ihn und andere Juden gerichteten „comportements" des Wimpfener Magistrats nach Kirchhausen wechselte, hier 1685 ein „schönes sauberes Haus" baute, ein Jahr später jedoch starb. Zu Sießle kam 1683 als Knecht Elias, der ein als schlecht bezeichnetes kleines Haus kaufte und sich vor allem durch Handel mit Pferden und Vieh im Württembergischen ernährte. 1690 wird auch einmal ein Leßer von Kirchhausen genannt.

Die Kriegsereignisse anläßlich des Pfälzischen Krieges ab 1688 und des Spanischen Erbfolgekrieges ab 1701 führten zu Vermögensverlusten bei den Juden und auch zum Fortzug. So heißt es 1694 von Elias, daß er beim feindlichen Einfall „hart eingebüßt" habe. 1695 war das Haus der Witwe des Süßle ruiniert und sie selbst „erarmt", und 1698 heißt es von Elisäus (wohl der genannte Elias), daß er sich mit Verlust all seiner „armuthey" zeitweise aus Kirchhausen habe entfernen müssen. Eine in jenen Jahren hier lebende Witwe des „Esaias von Gelenhusen" diente bei anderen Juden in der Nachbarschaft. 1709 gab schließlich der wenige Jahre zuvor aufgenommene Lazarus seinen Schutz wieder auf, weil er durch „harte Kriegs- und schlechte Brotzeiten heruntergekommen" war. Für Lazarus kam Aaron, Sohn des Wolf von Biberach, nach Kirchhausen. Aaron, später auch Aaron Wolf genannt, hatte das Haus des Lazarus für 275 Gulden übernommen.

Nach 1710 lebten in Kirchhausen noch die beiden Familien des Elias (auch Elias Jacob genannt) und des Aaron Wolf, für die sich die Bürgerschaft 1710 sehr einsetzte, als nach Errichtung der Metzgerzunft den Juden das Schächten von Vieh und der Fleischverkauf nicht mehr wie im bisherigen Umfang gestattet werden sollte (vgl. den Abschnitt Biberach). Elias, der eine Familie mit 8 Kindern hatte, lebte vom Handel mit Vieh und allerlei geringen Waren, erwarb damit aber kein großes Vermögen. Ganz anders der als Handelsjude bezeichnete Aaron Wolf, der 7 Kinder hatte, und außer mit Eisen und Kleinwaren vor allem mit Wein und Früchten (u. a. Korn, Haber, Dinkel) handelte. Zwischen 1720 und 1732 ersteigerte er fast jährlich einen großen Teil der herrschaftlichen Früchte in Massenbachhausen, die ihm die Massenbachhausener

Bauern an den Neckar führten, wofür er ihnen für jedes Pferd einen Schoppen Wein reichte. Auch in Gemmingen trat Aaron Wolf 1732/33 als Fruchtaufkäufer auf. Die Erträge vor allem des Fruchthandels erlaubten Aaron Wolf, eine aus Wollenberg gebürtige Magd und einen eigenen Schulmeister für seine Kinder zu halten sowie seinen vermögenslosen Schwager Moyße in Massenbachhausen finanziell zu unterstützen.

Die Bemühungen des Deutschen Ordens in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts, Juden mit nur geringem oder keinem Vermögen auszuweisen, trafen 1727 Elias. Obwohl Elias damals bereits 46 Jahre in deutschordischem Schutz stand und 74 Jahre alt war und obwohl die Gemeinde Kirchhausen bezeugte, daß er in schweren Kriegsjahren „mit Ausborgung benötigter Victualien" vielen aus größter Not geholfen habe, mußte er, da seine Schulden sein Vermögen überstiegen, das Gebiet des Deutschen Ordens bis zum 1. April 1728 verlassen.

Nach Elias wurden 1728 noch einmal mit den Brüdern Juda und Moyses Hochhauser 2 Juden nach Kirchhausen aufgenommen, die ein deutschordischer Gesandter empfohlen und die zuvor deutschordischen und kaiserlichen Hoffaktoren gedient hatten. Es wird jedoch nicht bekannt, ob die Brüder sich tatsächlich nach Kirchhausen begaben. Somit war Aaron Wolf der letzte der Kirchhausener Juden, der 1733 starb. 1743 berichtete jedenfalls der deutschordische Amtmann Wachter aus Kirchhausen, daß seit 10 Jahren keine Juden mehr im Ort wohnhaft seien.

Kleingartach, Stadt Eppingen

Der 1109 erstmals urkundlich genannte Ort gehörte 1332 Baden und gelangte 1335 durch Verpfändung an Württemberg. Ende des 13. Jahrhunderts war in Kleingartach eine größere jüdische Gemeinde mit mindestens 140 Personen ansässig, wie aus dem Bericht über ihren Untergang anläßlich der Rindfleisch-Verfolgung 1298 ersichtlich wird. Auch im 14. Jahrhundert haben sich einzelne Juden in Gartach angesiedelt oder nannten sich nach ihrem Herkunftsort, da

in Speyer 1340 bis 1342 ein Mosse von Gartach und zwischen 1372 und 1385 ein Samuel von Gartach bezeugt sind. Möglicherweise stammte auch die Familie des 1473 anläßlich einer Klagesache vor dem Hofgericht Rottweil genannten Jakob „von Lenburg" zu Speyer aus Kleingartach (Leinburg).

Kochendorf, Stadt Bad Friedrichshall

Seit 1532 waren die sich nach Kochendorf nennenden Herren von Greck alleinige Ortsherren, die 1670/72 ein Drittel des Ortes an die Herren von Saint André verkauften. Nach dem Aussterben der Greck 1749 gelangte das Reichslehen Kochendorf an die Herren von Gemmingen-Hornberg, während die Eigengüter von einer Erbin 1762 an den Ritterkanton Odenwald verkauft wurden, der damals auch das Drittel der Saint André erwarb und in Kochendorf seine Kanzlei einrichtete. 1805/06 fiel der Ort an Württemberg.

Die Geschichte der Kochendorfer Juden ist bereits von Egon Fieß und Lothar Hantsch untersucht worden, so daß auf diese ausführlichere Darstellung verwiesen werden darf. Erste Hinweise auf Juden in Kochendorf finden sich in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Als um 1535 Deutschmeister Walter von Cronberg die Zahl der Juden im deutschordischen Gebiet vermindern und zugleich benachbarte Herrschaften zur Ausweisung ihrer Juden bewegen wollte, wird auf Gespräche verwiesen, die in dieser Angelegenheit mit dem 1534 gestorbenen Wolf Greck geführt worden waren. Ein weiterer Hinweis auf Juden, ebenfalls noch ohne Nennung von Namen, liegt aus dem Jahr 1556 vor, als sich der Kochendorfer Ortsherr beim Kaiser um die Hochgerichtsbarkeit über seine Untertanen bemühte und dabei vermerkte, daß er unnötigen Ärger mit seinen Juden habe, deren anfallende Prozesse nur in Rottweil ausgetragen werden könnten.

Ein Name begegnet 1588, als Isaak von Kochendorf wegen 3 1/2 Gulden, die aus einem Mantelverkauf herrührten, vor dem Stadtgericht Wimpfen gegen Wolf Bayer klagte. 1592 folgte eine Klage Isaaks gegen Wilhelm Aff wegen verkaufter Häute, 1594 wird Esaias anläßlich einer Klage gegen Jerg Betz wegen „geliehener 60 Gulden

grober Münze" bezeugt. Kochendorfer Juden handelten gegen Ende des 16. Jahrhunderts nach der ersten erhaltenen Wimpfener Judenordnung von 1598 wiederholt in der Reichsstadt.

Weitere Namen werden in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts erwähnt. 1617 bezahlte Lazarus eine Abgabe von 6 Denaren für sein Haus, 1620 wurde er wegen eines Passierscheins zur kurpfälzischen Kanzlei beschieden. Im gleichen Jahr erscheint auch wieder Isaak, in dessen Haus über einen Streit zwischen Juden aus „Bises" und Bieringen verhandelt wurde. Angesichts der Kriegsunruhen begaben sich auch Kochendorfer Juden nach Neckarsulm, denn in einem Verzeichnis von 1639 erscheint die mit Hausrat handelnde Witwe des Joseph, die zuvor in Kochendorf Schutz genoß.

Nach dem Übergang von einem Drittel des Ortes an die Saint André 1670/72 lebten unter beiden Ortsherrschaften Juden. Bekannt werden um 1670 Mayer, 1676 Moses, der sich damals wegen gefährlicher Kriegszeit nach Neckarsulm begab und 1683 in Kochendorf in einem Haus in der Nähe des Mühltores wohnte, 1683 ferner Isaak, der bei der Linde, und Marum, der im Judenhaus wohnte. 1693 tätigten Mannes, Mosche (Moses), Bebele und Hirsch „allerhand" Geschäfte in Neckarsulm, Itzig und Emanuel zu gleicher Zeit u. a. in Dahenfeld und Gellmersbach, wo sie auf Früchte schon vor der Ernte Geld ausliehen und mit Vieh handelten. Dieser ausgeprägte Handel von Kochendorfer Juden mit deutschordischen Untertanen wurde von der Kommende Horneck seit 1672 vor allem deshalb ungern gesehen, weil der Deutsche Orden keine direkten Einkünfte von den Kochendorfer Juden erhielt. Daher siedelte der Deutsche Orden 1697 mit dem „wohlbemittelten" Moses aus Kochendorf seinerseits einen Juden in Oedheim an, dem sogleich die Einrichtung einer Synagoge in seinem Oedheimer Haus gestattet wurde, die anfangs auch von Juden aus Kochendorf besucht wurde, wo Moses nach einem Bericht der Gemeinde Oedheim eine entsprechende Erlaubnis nicht erhalten hatte.

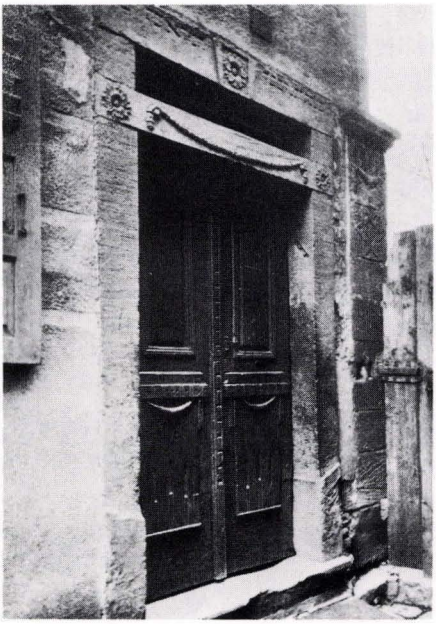
Die Kochendorfer Juden waren allerdings mit den deutschordischen Juden am Neckar dadurch verbunden, daß sie ihr Begräbnis in Neckarsulm besaßen und Streitigkeiten, die in den Bereich der jüdischen Zeremonien fielen, durch den deutschordischen Judenvorgänger und einen deutschordischen Rabbiner entschieden wurden,

wodurch die Hälfte der verhängten Strafgelder an den Deutschen Orden kam. Als die Kochendorfer Juden 1726 den deutschordischen Judenvorgänger umgehen wollten, drohte ihnen der Komtur zu Horneck damit, den Neckarsulmer Friedhof sowie Handel und Wandel im deutschordischen Territorium zu verbieten. 1727 kam es daraufhin zur Bestattung einer Jüdin und eines jüdischen Kindes aus Kochendorf in Neudenau, doch verpflichteten sich im gleichen Jahr die Kochendorfer Juden gegenüber dem deutschordischen Judenvorgänger Jancoff in Gundelsheim, sich künftig wegen der jüdischen Zeremonien „wie gebräuchlich ist" zu verhalten. Genannt werden dabei die Namen Veit Joseph, Mayer Jacob (ein Sohn des Jancoff von Gundelsheim), Joseph Isaak, Nathan Baruch, Jecoff Benedict, Jung Veit, Isaak Jung (der junge Isaak), Abraham, Abraham Herz, Abraham Joseph, Aron Manuel und Jacob Manuel. Zu einer ähnlichen Auseinandersetzung kam es 1740, als Mayer Jacob bei einem Streit mit den anderen Kochendorfer Juden den deutschordischen Rabbiner in Mergentheim als Schiedsrichter anrief, seine Kontrahenten diesen aber ablehnten. Der deutschordische Oberrabiner rügte daraufhin „ungerechte widerspenstige Kochendorfer Juden", denen wiederum jeglicher Handel in deutschordischen Landen untersagt werden sollte. Eine Einigung muß wiederum erfolgt sein, denn es wird nicht bekannt, daß ein solches Handelsverbot tatsächlich wirksam geworden ist, auch erfolgte kein Ausschluß vom Nekkarsulmer Begräbnis. 1787 bedurfte es allerdings einer besonderen Erlaubnis, als Isaak Moses von Kochendorf gegen ein Gewerbegeld von 3 Gulden den Vertrieb von Mergentheimer Fabrikwaren („Zeig- und Strimpfsorten") im Oberamt Horneck übernahm.

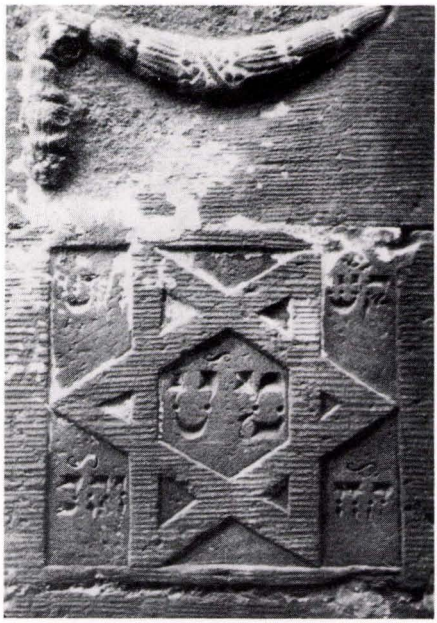
Nachdem die Kochendorfer Juden zu Anfang des 18. Jahrhunderts vorübergehend die Synagoge in Oedheim besuchten, liegen spätestens um 1740 Hinweise vor, daß eine solche auch in Kochendorf eingerichtet war. Das schon Ende des 17. Jahrhunderts bezeugte „Judenhaus" nannte man 1738 Synagoge, und nach einem Vertrag aus dem Jahre 1744 gestattete Mayer Jacob der Kochendorfer Judengemeinde, in seinem Hause „Schule" zu halten, kündigte das Abkommen jedoch 1745 und wurde hierüber und über andere Punkte in einen Streitfall mit seinem Schutzherrn Christian von Saint André verwickelt, was ihn veranlaßte, sich unter den Schutz

der Greck zu begeben. 1766 ist Judenschulmeister Mordachay Abraham in Kochendorf bezeugt.

Die Zahl der Juden stieg bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts beständig an. 1807 lebten 78, 1828 106, 1841 132 und 1854 155 jüdische Einwohner im Ort, die damit zeitweise bis zu 9% der Bevölkerung ausmachten. Aus dem Jahr 1808 hat sich ein aufschlußreicher Bericht von Schultheiß Gerhard über die jüdische Gemeinde erhalten: Die Juden bezahlten damals dem Kameralamt jährlich 6 Gulden 56 Kreuzer Frongeld, 33 Kreuzer Kutschengeld, 30 Kreuzer Schulgeld, 10 Gulden Schutzgeld, 1 Simri „Fahrkorn" sowie der Gemeindekasse 1 Gulden für Gemeindefron und 6 Kreuzer für Kaminfegerlohn. Auf den 12 Häusern, die Juden gehörten, ruhten weitere herrschaftliche und „Communhellerzinsen". Hauptnahrungserwerb war der Handel mit Vieh, Früchten, alten Kleidern, Alteisen und anderen Waren, einige besaßen die Erlaubnis zum Handel mit „Ellen und Gezeug", eine Familie durfte Fleisch aushauen, 2 Familien hatten die Konzession zum Weinschank für ihre Religionsgenossen. Zwei von der Herrschaft ernannte Vorsteher,



Der ehemalige Eingang in die 1806 erbaute und 1925 geschlossene Synagoge in Kochendorf



Traustein in einer Wand der Synagoge in Kochendorf

die alle 2 Jahre im Amt wechselten, waren der Judenschaft vorgesetzt und durften bei Streitigkeiten im Bereich der jüdischen Zeremonien Strafen verhängen. Die 1806 in größerer Form erbaute Synagoge befand sich im Eigentum der jüdischen Gemeinde, die mit Callman Löw auch einen eigenen Rabbiner hielt – die Verbindung zur deutschordischen Judenschaft am Neckar war somit vor 1808 gelöst worden. Auf bürgerliche „beneficien" hatten die Kochendorfer Juden keinen Anspruch, waren aber hinsichtlich der Last des Boten- und Scharwachtgehens den Bürgern gleichgestellt.

Anläßlich der Annahme erblicher Familiennamen 1828 erscheinen folgende 25 jüdische Haushaltungen mit Hinweisen auf Berufe:

Bisheriger Name	Künftiger Familienname
Gella, Witwe des Abraham Moses	*Neumann*

Lazarus Abraham, Handelsmann	*Neumann*
Bär Herz, Metzger	*Herz*
Jacob Herz, Metzger	*Herz*
Kaufmann Herz, Handelsmann	*Herz*
Moses Herz, Metzger	*Herz*
Rahel, Witwe des Baruch	*Baruch*
Kandel, Witwe des David Joseph	*Däfele*
Haym Salomon, Handelsmann	*Salomon*
Herz Salomon, Handelsmann	*Kahn*
Seligmann Nathan, Handelsmann	*Gutmann*
Heinlein Seligmann, Handelsmann	*Gutmann*
Isaak Lämmle und sein Bruder Benjamin Lämmle, beide Schacherhändler	*Weissenburger*
Edel, Witwe des Rabbiners Callmann Löw	*Kalmann*
Kela Mändel, Witwe des Moses Maier, und ihr noch lediger Sohn Abraham Moses, Handelsmann	*Levi*
Löw Lämmlein, Handelsmann	*Levi*
Kalmann Moses, kein Gewerbe	*Moses*
Moses Isak Eisig, Handelsmann und Güterbesitzer	*Eisig*
Michael Eisig, Handelsmann	*Eisig*
Jacob Eisig, Bäcker	*Eisig*
Moses Oppenheimer, Handelsmann	*Oppenheimer*
Samuel Löws Kinder Zedik und Guttel Samuel	*Löw*
Schencha, Witwe des Seligmann Herz	*Herz*

Bei der Organisation der kirchlichen Verhältnisse der israelitischen Religionsgemeinschaft in Württemberg 1828/32 wurden die Juden aus Neckarsulm, Gundelsheim und anfangs auch Oedheim als Filialen der jüdischen Gemeinde Kochendorf zugewiesen, wo zunächst auch ein Rabbinatssitz vorgesehen war, den dann aber Lehrensteinsfeld erhielt, da hier eine Stiftung die Unterbringung eines Rabbiners ermöglichte.

Im oberen Teil des 1829/30 in Privathand übergegangenen Grekkenschlosses richteten um die Mitte des 19. Jahrhunderts die Gebrüder Levi zunächst eine Zigarren-, später eine Likörfabrik ein, die Fabrikanten Maier unterhielten eine Schürzenfabrik, die sie nach Heilbronn verlegten, nachdem sie in Kochendorf kein geeignetes Gelände für einen Fabrikneubau erhielten. Durch Auswanderung nach Amerika und durch Abwanderung in größere Städte der näheren und weiteren Umgebung wie Heilbronn (hier bat bereits 1832 Max Eisig, der zusammen mit seinem Vater eine Handlung mit Bandwaren führte, allerdings noch vergeblich um das Bürgerrecht), Stuttgart oder Frankfurt nahm die Zahl der Kochendorfer Juden seit der Mitte des 19. Jahrhunderts allmählich ab. 1880 wurden 71 jüdische Einwohner, 1900 40, 1925 und 1933 nur noch 7 gezählt. Um 1920 lebten in Kochendorf u. a. noch Viehhändler Emanuel Herz, der auch eine Anzahl Ländereien besaß, Jakob Herz genannt Julius



Briefkopf der Firma Gebrüder Levi in Kochendorf 1867 mit Ansicht des Greckenschlosses

Herz, der eine Mehl- und Getreidehandlung besaß, sowie die Familie Weisenburger (Weißburger), die eine Eisenhandlung führte, ihr Anwesen aber 1921/22 verkaufte und nach Stuttgart übersiedelte. Noch vor 1933 wurde die israelitische Gemeinde aufgelöst und die Synagoge an die evangelische Kirchengemeinde verkauft, die sie später weiterveräußerte.

Von den 1933 noch in Kochendorf lebenden Juden wanderte ein Teil bis 1936 aus, drei ältere Personen kamen in das jüdische Altersheim in Sontheim. Auf dem zwischen 1871 und 1873 neu angelegten jüdischen Friedhof wurden in den Jahren nach 1933 die Grabsteine umgeworfen. Folgende 5 in Kochendorf geborene Personen kamen in der Deportation bzw. in Konzentrationslagern ums Leben: Hedwig Stern geborene Herz 1940 in Grafeneck, Julie Herz 1942 im Lager Trostinec, Hannchen Herz, Lina Salomon und Jakob genannt Julius Herz 1942/43 in Theresienstadt.

Kochertürn, Stadt Neuenstadt am Kocher

In Kochertürn nahm der Deutsche Orden, dem der Ort seit 1484 gehörte, im 17. Jahrhundert einige Juden auf. 1625 wird Mayer genannt, der sich angesichts der damaligen Kriegsereignisse ebenso wie Juden aus Kochendorf in Neckarsulm aufhielt. 1639 lebten 3 andere Juden aus Kochertürn wegen des Krieges mit ihren Familien in Neckarsulm, wo sie bürgerliche Häuser bewohnten: Isaac, der mit Zinn, Kupfer und allerhand Sachen handelte, sowie Gumprecht (Gumpele) und Aberlein (Aberle), die mit Pferden, Vieh und ebenfalls allerhand Sachen Handel betrieben.

Aus einem Verzeichnis des Jahres 1648 geht hervor, daß Gumprecht an Stelle von Joel um Schutz in Neckarsulm bat, wo er 1666 noch mit dem Zusatz „von Kochertürn“ genannt wird und sehr wahrscheinlch mit dem Gumpel identisch ist, der zwischen 1671 und 1674 bei seinem Tochtermann Hirsch lebte. Als Juden zu Kochertürn erscheinen 1648 Isaacs Witwe und Abraham, zuvor Aberlein bzw. Aberle genannt.

Als der Deutsche Orden 1668 neue Schutzbriefe ausstellte, lebte nur Abraham in Kochertürn. 1671 wurde Mayer, der Neckarsulm

verlassen mußte, vorübergehend der Aufenthalt in Kochertürn gestattet. Von ihm, einem Sohn des Joseph, heißt es jedoch bereits 1673, daß er „ausgeschafft" und fortgezogen sei. Seit 1674 lebte dann bei Abraham sein aus Neckarzimmern gekommener Tochtermann Henlein (auch Hänle, Hönle genannt). Beide mußten 1675 wegen Truppendurchzügen als Folge des Krieges König Ludwigs XIV. von Frankreich gegen Holland ihr Hab und Gut im nahen Neuenstadt in Sicherheit bringen.

1683 erhielt „Maron zu Kochertürn" den deutschordischen Schutz, 1692 lebten keine Juden mehr im Ort. Abraham, 1675 bereits 75 Jahre alt, war noch in Kochertürn gestorben, Henlein begab sich in das Schloß Presteneck in Stein am Kocher unter den Schutz der Herren von Gemmingen, von wo aus er 1693 in Kochertürn mit Dinkel und Haber handelte. Der Deutsche Orden wollte, so hieß es 1692, statt in Kochertürn nunmehr Juden im Amt Heuchlingen ansiedeln.

Korb, Stadt Möckmühl

Das Dorf kam 1806 aus dem Besitz der Herren von Berlichingen zunächst an Württemberg und 1846 durch Tausch an Baden.

Juden waren schon im 18. Jahrhundert ansässig und hatten ihr Begräbnis in Berlichingen. 1806 lebten 86, 1828 90 jüdische Einwohner im Ort. Anläßlich der Annahme erblicher Familiennamen werden 1829 folgende 25 jüdische Haushaltungen mit Hinweisen auf die Berufe genannt:

Bisheriger Name	Künftiger Familienname
Joseph Löb, Warenhandel	*Straus*
Simon Löb, Kurzwarenhandel	*Straus*
Hindel, Witwe des Gumpel Jakob	*Neumann*

Löb Gumpel, Warenhandel	*Neumann*
Moses Israel, Viehhandel	*Ehrenberg*
Gumprich Israel, geringer Nothandel	*Ehrenberg*
Jacob Seeligmann, Kurzwarenhandel	*Rosenthal*
Salomon Isaak, geringer Nothandel	*Maas*
Nathan Salomon, Lumpensammler	*Maas*
Wolf David, Nothandel	*Neuberger*
Isaak Wolf, Warenhandel	*Neuberger*
David Seeligmann, Nothandel	*Neuberger*
Löb Seeligmann (ledig), Nothandel	*Neuberger*
Joseph Salomon, Metzger	*Rosenfeld*
Isaak Salomon, Nothandel	*Rosenfeld*
Isaak Joseph, geringer Nothandel	*Stein*
Roseta Hirsch (Witwe),	*Hirsch*
Löb Mayer (Maier), Nothandel	*Bauland*
Samuel Salomon, kein Gewerbe	*Levi*
David Samuel, Viehhandel	*Levi*
Salomon Wolf (ledig), Nothandel	*Blum*
Löb Abraham (ledig), Lumpensammler	*Stern*
Jokibet (Witwe des Abraham Löb), Lumpensammlerin	*Stern*
Isaak Michael (ledig), Kurzwarenhandel	*Maas*
Löb Michael (ledig), Kurzwarenhandel	*Maas*

Anläßlich der Organisation der kirchlichen Verhältnisse der israelitischen Religionsgemeinschaft in Württemberg wurden die Korber Juden 1832 Filiale der jüdischen Gemeinde Olnhausen und mit

dieser dem Rabbinat Berlichingen zugeteilt. Nach Protesten aus Korb, daß der Gottesdienst in Olnhausen „wegen der Beschwerlichkeit des Wegs über 2 hohe Berge" hinweg nur mit großen Mühen besucht werden könne und keine Mittel für Übernachtungen vorhanden seien, da die meisten von ihrem täglichen Verdienst leben müßten, wurde 1835 die Einrichtung eines Filialgottesdienstes in Korb mit einem eigenen Vorsänger gestattet, der zugleich auch Lehrer der jüdischen Kinder war, die 1828 noch die christliche Ortsschule besucht hatten. Wegen der geringen Aussicht auf Nebenverdienste wechselten die Vorsänger und Lehrer jedoch ungewöhnlich rasch. Genannt werden als Schulprovisor bzw. Lehramtsgehilfe und Vorsänger 1836 Jakob Kuhn von Nordstetten, 1837 Alexander Elsässer von Freudental, 1839 Hermann Schlesinger von Unterdeufstetten, 1841 Jakob Löwenstein, 1844 Gumpel Wiener und 1845 Samuel Ries von Michelbach. Als 1844 Jakob Löwenstein nach Hohebach wechselte und die jüdischen Kinder wieder zum Besuch der Ortsschule angehalten werden sollten, wurde dies als „sehr nachteilig" bezeichnet, weil die jüdischen den christlichen Kindern hinsichtlich ihrer Leistungen „weit voran" seien, was allerdings zur Folge hatte, daß sie 1844 monatelang ohne jeglichen Unterricht blieben. Nachteilig für Korb war in jenen Jahren auch, daß sich die 1846 erfolgte Zuordnung von Württemberg nach Baden schon einige Jahre zuvor abzeichnete, was nach Rabbiner Waelder aus Berlichingen zu einer „sehr betrübenden Anarchie" führte.

Nach dem Übergang an Baden wurden die Korber Juden dem Rabbinatsbezirk Merchingen unterstellt. Lebten 1833 noch 102 jüdische Einwohner im Ort, so ging ihre Zahl seit der Mitte des 19. Jahrhunderts durch Auswanderung nach Amerika und durch Fortzug nach Adelsheim und Sennfeld auf 54 im Jahre 1864 und 17 im Jahre 1900 zurück. Da kein Zuzug in das hochgelegene und vom Eisenbahnverkehr entfernte Korb zu erwarten war, wurde die jüdische Gemeinde mit Entschließung vom 27. August 1903 aufgelöst und die noch verbliebenen Juden der jüdischen Gemeinde Sennfeld zugewiesen, wo sie nach Errichtung eines neuen jüdischen Friedhofs seit 1885 auch ihr Begräbnis hatten. 1926 verließen mit der Familie Rosenfeld die letzten Juden den Ort. An sie erinnern heute noch die Reste der früheren Synagoge im Dachgeschoß des ehemaligen





Ehemaliges Wohnhaus der Familie Rosenfeld in Korb mit Resten der Synagoge im Dachgeschoß

Wohnhauses der Familie Rosenfeld in der Sennfelder Straße 4, wo sich noch ein kleines Reststück der blau gestrichenen und mit goldenen Sternen bemalten Innenverkleidung erhalten hat. Das Synagogengebäude mit Wohnung für Vorsänger und Schullehrer war nach einem Bericht aus dem Jahre 1834 im Jahre 1824 neu erbaut worden und wurde 1866 mit Verputz und Anstrich versehen. 1866 befand sich im unteren Stock das Schullokal, und eine Steintreppe führte zum Eingang der Synagoge. Auch ein Frauenbad ist bereits 1846 ohne nähere Hinweise auf die Lage bezeugt und wurde 1851 aus einem Raum im hinteren Teil eines Hauses in ein links vom vorderen Eingang befindliches Zimmer verlegt.

Lauffen am Neckar

In der *Germania Judaica* wird auch Lauffen am Neckar unter Hinweis auf Guda, Tochter Salmans von „Loufen", aufgeführt, die 1348 eine Schuldforderung in die Gerichtsbücher der Stadt Frankfurt eintragen ließ. Bei „Loufen" könnte es sich jedoch auch um einen anderen Ort gleichen Namens handeln, möglicherweise Lauffen ob Rottweil.

Lehrensteinsfeld

Der bis Anfang des 19. Jahrhunderts reichsritterschaftliche Ort wuchs aus den beiden Wohnplätzen Lehren und Steinsfeld zusammen und hieß noch im 19. Jahrhundert „Steinsfeld mit Lehren". 1535 gehörten beide Orte den Herren von Gemmingen und gelangten 1649/50 durch Verkauf an Ludwig von Schmidtberg, 1778/79 an die von Gemmingen-Hornberg. 1805/06 fiel die Landeshoheit an Württemberg.

Juden sind bereits gegen Ende des 16. Jahrhunderts bezeugt. So klagte 1592 Hans Dorn vor dem Wimpfener Stadtgericht gegen Jacob von Lehrensteinsfeld, weil dieser ihm einen schlechten Gaul verkauft habe. Wegen „böser trutziger Worte" gegen den Schultheißen wurde Jacob zu einer Geldstrafe von 3 Pfund verurteilt. Auch in

der Folgezeit waren einzelne Juden ansässig, die aber während des Dreißigjährigen Krieges in Städte abwanderten, die größere Sicherheit boten. So lebte 1639 in Neckarsulm der mit Silber, Gold und allerhand Sachen handelnde Wolf, der zuvor Schutz in Lehrensteinsfeld besaß.

Nach dem Dreißigjährigen Krieg wurden – nunmehr durch die Schmidtberg – erneut Juden aufgenommen, wobei als Herkunftsbezeichnung im 17. Jahrhundert zumeist der Ortsteil Steinsfeld erscheint, während die Juden später ausschließlich im Ortsteil Lehren wohnten. Bekannt werden 1655 die Brüder Benjamin und Abraham, Söhne des Raphael von Binswangen, die vor ihrer Niederlassung in Lehrensteinsfeld unter deutschordischem Schutz gelebt hatten und 1655 wieder nach Binswangen zogen. 1693 handelten Juden aus Lehrensteinsfeld vor allem an Markttagen in Neckarsulm und anderen deutschordischen Orten. Genannt werden dabei Pfeiffer und Isack, die Geld an deutschordische Untertanen in Gellmersbach ausgeliehen hatten. Um 1693 ließ sich auch Nathan Samuel in Lehrensteinsfeld nieder, der ein Nachkomme des Raphael von Binswangen war, sich als Krämer betätigte und 1708 nach Neckarsulm zog, wo er sich mit diversen Lieferungen für das Hochstift Bamberg und den fränkischen Kreis Verdienste erwarb. Daß im 17. Jahrhundert Lehrensteinsfelder Juden besondere Beziehungen zum Deutschen Orden besaßen, zeigt auch das Beispiel des 1707 in Stockheim lebenden Mayer, der von „Steinsfeld" gebürtig war.

Ausführliche Hinweise auf sämtliche Namen der zu Anfang des 18. Jahrhunderts auf 9 bis 15 Familien angewachsenen Juden vermitteln Verzeichnisse der Jahre 1718, 1722, 1725 und 1729 (der zweite Name erscheint ab 1725):

Löw, genannt 1718, gestorben vor 1722. Seine Witwe Kühle lebte 1722 bei ihrem Sohn Lämlin. Löw besaß ein zweistöckiges Haus.

Unterwolf bzw. Wolf Aaron, genannt 1718 bis 1729. Der „untere" Wolf (zur Unterscheidung von Pfeiferwolf) besaß ein einstöckiges Haus und 1725 einen Weinvorrat von 10 Fudern.

Pfeiferwolf bzw. Wolf Pfeifer, genannt 1718 bis 1729. Er wurde 1725 bereits als alter Mann bezeichnet, der keinen Handel mehr treiben könne und außer einem halben Haus kein Vermögen hatte.

Nathan bzw. Nathan Moses, genannt 1718 bis 1729. Er besaß ein einstöckiges Haus und 1725 einen größeren Weinvorrat von 18 Fudern.

Esaias bzw. Esaias Marx, genannt 1718 bis 1725. Er besaß ein halbes einstöckiges Haus und war Gesetzschreiber.

Lämlin bzw. Lämlin Löw, genannt 1718 bis 1725. Er war ein Sohn des Löw und besaß 1725 bei einem seiner zwei Häuser ein „Baurengut" mit Feldgütern, darunter 29 Morgen Acker sowie Wald und Gärten. Lämlin zog spätestens 1727 nach Affaltrach und wurde 1728 von Kurpfalz wegen eines Münzvergehens verhaftet.

Aaron bzw. Aaron Michel, genannt 1718 bis 1725. Er wurde 1722 als „bettelarmer Jud" bezeichnet und nährte sich 1725 außer durch Bettel auch durch Schächten. Außer einem halben Haus hatte er 1725 kein Vermögen.

Isaac der lange, genannt 1718 und 1722. Er besaß ein halbes Haus, war aber bettelarm. Er ist möglicherweise identisch mit dem 1725 genannten Isaac Marx.

Isaac bzw. Isaac Moses, genannt 1718 bis 1725. Er war ein „bettelarmer Gesell" und ernährte sich mit Öltragen.

Moses bzw. Moses Aaron, genannt 1718 bis 1729. Er war ein Sohn des Aaron und ernährte sich durch Bettel, Felltragen und schlechten Ölhandel.

Alexander bzw. Alexander Heyum, genannt 1718 bis 1729. Er war ein Schwiegersohn des Esaias, besaß ein halbes einstöckiges Haus und hatte 1725 einen Weinvorrat von 20 Fudern.

Herz bzw. Herz Wolf, genannt 1722 bis 1729. Er wohnte bei seinem Vater Pfeiferwolf und hatte 1725 einen Weinvorrat von 6 Fudern.

Salomon, genannt 1722.

Joseph, genannt 1722, lebte damals aber bereits seit einem Jahr in Ungarn.

Esaias Abraham, genannt 1725 und 1729. Er ließ sich kurz vor 1725 in Lehrensteinsfeld nieder, wo er für 60 Gulden ein halbes Haus erwarb und sich durch Handel ernähren wollte.

Löw Moses, genannt 1725. Er besaß damals den vierten Teil eines Hauses und einen Weinvorrat von 4 Fudern.

Lämlin Moses, genannt 1725 als Schulmeister und 1729 als Rabbiner.

Baruch Nathan, genannt 1725. Er besaß ein halbes Haus, einige Fuder Wein und ernährte sich zumeist auswärts mit „Wemstein Klopfen".
Isaac Mandel, genannt 1729 als Ölträger.
Moses Isaac, genannt 1729.
Samson Wolf, genannt 1729.
Rebecca, Witwe des Aaron Eleasar, genannt 1729.

Von den 11 im Jahre 1718 genannten Familien waren vier in die mittlere und fünf in die geringste Steuerklasse eingestuft, zwei wurden als Betteljuden geführt. 1729 umfaßten die jüdischen Familien 35 Personen ohne die Kinder unter 13 Jahren. Ihr Begräbnis hatten sie in Affaltrach, 1740 ist allerdings auch eine Bestattung in Heinsheim bezeugt („Lämmle aus Lehren"). An Rabbinern wirkten in Lehrensteinsfeld außer dem 1725/29 erwähnten Lämlin Moses 1735 Oscher Lämlein, 1745 Aaron, 1753 Abraham Halberstadt, um 1760 Löb David und von etwa 1791 bis zu seinem Tode 1833 Salomon Abraham. Sie waren spätestens nach 1750 auch für die Juden in Affaltrach und Eschenau tätig.

Zu Anfang des 19. Jahrhunderts war die Zahl der im Ortsteil Lehren lebenden Juden auf etwa 100 angewachsen. 1807 wurden 107, 1818 87 und 1828 105 jüdische Einwohner gezählt, die damit rund ein Drittel der Lehrener Einwohnerschaft ausmachten. Anläßlich der Annahme erblicher Familiennamen 1828 wurden folgende 39 Namen mit Hinweisen auf ihr Gewerbe genannt:

Bisheriger Name	Künftiger Familienname
Salomon Abraham, Rabbiner	*Abraham*
Samuel Löb, der als 80jähriger kein Gewerbe mehr betrieb, seine Kinder Henle Samuel, Manaße Samuel, Jule Samuel, alle Schacherhändler, und Madel Samuel, Dienstmagd	*Juda*
Wolf Maier, Detailhändler, sein Bruder Gumpel Maier, Schacherhändler, die Witwe Brendel eines weiteren Bruders Aaron Maier sowie	

ihre Kinder Maier Aaron, Metzger, Viehhändler und Gassenwirt, Löb Aaron, Schacherhändler, und Jidle Aaron, Dienstmagd	*Maier*
Seligmann Hirsch, Schacherhändler	*Hirsch*
Seligmann Elias, Schacherhändler	*Freudenthaler*
Viktor Jakob, Schacherhändler, sowie Brendel, Witwe eines Bruders	*Strauß*
Samuel Jakob, Schacherhändler	*Jakob*
Joseph Wolf, Vorsänger und Schächter	*Chan*
Herz Aaron, Schacherhändler	*Rothschild*
Lazarus Löb, simpelhaft, und sein Bruder Aaron Löb, Viehhändler	*Stern*
Hajum Abraham, Schacherhändler	*Alexander*
Wolf Moses und sein Bruder Ascher Moses, beide Schacherhändler, sowie die Witwe Jidle eines weiteren Bruders Salomon Moses	*Hirschheimer*
Blümche, Witwe des Hajum Aaron, Feldbau	*Adler*
Gabriel Marx, Schacherhändler	*Thalheimer*
Löb Manaße, Schacherhändler und Spezereikrämer, sowie sein Bruder Wolf Manaße, Schacher- und Viehhändler, Söhne eines Bruders des Samuel Löb	*Juda*
Viktor Judel, Schacher- und Viehhändler	*Levi*
Hienle, Witwe des Maier Moses, Schacherhändler	*Wertheimer*
Sprinz Moses, Witwe des Isaak Löb, Metzger, Gassenwirt und Viehhändler	*Falk*
Gidele, Witwe des Löb David	*Wolf*

Jacob David, Schacherhändler, und seine Schwester Rees David, Dienstmagd	*David*
Löb Joseph, Dienstknecht, Sohn eines Bruders des Wolf Moses	*Hirschheimer*
Benle Hajum und die Schwester Gidele Hajum	*Hajum*
David Seligmann, Schacherhändler	*Seligmann*

Anläßlich der Organisation der kirchlichen Verhältnisse der israelitischen Religionsgemeinden in Württemberg wurde Lehrensteinsfeld 1832 Sitz eines Rabbinats, dem auch die israelitischen Religionsgemeinden Affaltrach, Eschenau, Kochendorf, Sontheim und Massenbachhausen mit den jeweiligen Filialen zugeordnet wurden. Lehrensteinsfeld wurde dabei Kochendorf vorgezogen, weil 1832 eine Rabbinatsstiftung von noch 1250 Gulden vorhanden war, die die Unterbringung eines Rabbiners ermöglichte. Die Stiftung ging auf Aaron Nathan zurück, der schon im 18. Jahrhundert „die alte Synagoge viele Jahre in meinem Wohnhause zu einer Klause einrichtete" und „einen Rabbiner mit einer fixen Besoldung darauf hielt". Im September 1834 wurde Dr. Naphtali Frankfurter als Rabbinatsverweser eingesetzt, dem ab November 1834 Rabbiner Seligmann Grünwald folgte, der mit seinen „ewigen Streitigkeiten" der Israelitischen Oberkirchenbehörde in Stuttgart mehr als die übrigen 12 Rabbiner zusammen genommen zu „schaffen" machte. Auf Grünwald folgten ab 1844 die Rabbiner Maier Hirsch Löwengart, Salem, Marx Kallmann, Weimann sowie ab 1862 Dr. Moses Engelbert, unter dem 1867 der Rabbinatssitz endgültig nach Heilbronn verlegt wurde. Für die jüdischen Kinder, die 1828 die allgemeine Ortsschule in Steinsfeld besuchten, was 1842 in zwei Abteilungen geschah (die erste Abteilung von 6 bis 9 Uhr morgens), bestand bis 1905 zeitweise auch eine israelitische Volksschule. Das im Stern'schen Haus untergebrachte israelitische Schullokal und das Wohnzimmer des israelitischen Lehrers wurden 1860 für die etwa 20 jüdischen Kinder im Stockwerk unterhalb der Synagoge eingerichtet. Wie bescheiden die Wohnverhältnisse des Lehrers zuvor waren, zeigt der 1860 gegebene Hinweis, daß im Winter zuvor das Bett des damals schwindsüchtigen Lehrers im Unterrichtszimmer stehen

mußte, weil das Wohn- bzw. Schlafzimmer nicht geheizt werden konnte.

Die Zahl der jüdischen Einwohner, die 1843 124 und 1854 122 betrug, ging seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts allmählich zurück: 1869 waren 84, 1900 64 und 1933 noch 11 Juden ansässig. Um 1860 betrieb ein Teil der Israeliten, wie die christlichen Einwohner, auch Landwirtschaft und Viehzucht, die übrigen ernährten sich durch Handel, insbesondere Viehhandel. Ein Jude besaß einen kleinen Kramladen, außerdem gab es jüdische Gastwirtschaften wie den „Ochsen", für den Metzgermeister Moses Falk 1833 die Schildgerechtigkeit erhalten hatte, nachdem sein Vater sich bereits als Schenk- und Gassenwirt betätigte. Die Wohngebäude der vermöglicheren Israeliten zeigten um 1860 einen städtischen Anstrich, waren aber zum Teil nur einstöckig.



In diesem Hause in Lehrensteinsfeld waren 1935/36 junge Juden untergebracht, die auf einem jüdischen landwirtschaftlichen Lehrgut ihre Ausbildung erhielten.

Im Ersten Weltkrieg fielen Josef Henle und Hirsch Hirschheimer, Leutnant Max Thalheimer kehrte mit hohen Auszeichnungen zurück. Nach Aussagen älterer Bürger von Lehrensteinsfeld war das Verhältnis zwischen Juden und Christen im großen und ganzen gut. Bei finanziellen Schwierigkeiten wurden die Bauern durch Kredite und Naturalien sowie Vieh von Juden unterstützt, mußten ihre Schulden aber innerhalb einer bestimmten Frist wieder begleichen. Bei Vereinsfesten sollen Juden regelmäßig ein Faß Bier gestiftet haben.

Von den wenigen 1933 noch hier wohnhaften Juden unterhielt Leopold Henle eine Gastwirtschaft, Wolf Hirschheimer betrieb neben seinem Viehhandel eine 22 Morgen große Landwirtschaft. In den Jahren 1935/36 bestand ähnlich wie in Sennfeld ein jüdisches landwirtschaftliches Lehrgut, auf dem zahlreiche junge Juden ausgebildet wurden. Der letzte Gottesdienst in der Synagoge fand am 26. Juni 1938 statt. Die Synagoge wurde noch 1938 verkauft, später umgebaut und dient heute als Obstlagerschuppen. In der Reichskristallnacht kam es zu schlimmen Ausschreitungen: Jüdische Einwohner wurden mißhandelt, Wohnungen und Gebäude demoliert. Von den 11 im Jahre 1933 wohnhaften jüdischen Bürgern kamen zwei in der Deportation um, die übrigen konnten auswandern. An die Lehrener Juden erinnern heute noch die Flurnamen Mosesrain, Judengarten und Judenbad sowie die Judengasse.

Löwenstein

Für Löwenstein, nach dessen Burg sich nacheinander drei Grafenfamilien nannten, finden sich zwei Hinweise auf Juden: 1527 und 1529 erlaubte der Heilbronner Rat, der nicht lange zuvor alle jüdischen Einwohner vertrieben hatte, daß die beiden Brüder und Judenärzte Gumprecht von Löwenstein und Seeligmann von Wimpfen ihren Beruf in Heilbronn ausüben, doch nur, um „Kranken Leibsarznei mitzuteilen, nicht aber um Wucherei und Commerz zu treiben". 1531 bat der Rat, daß Gumprecht, der die Tochter des Bürgermeisters Peter Kistenmacher geheilt hatte, erneut nach Heilbronn komme. Gumprecht ist möglicherweise identisch mit dem 1544 in

Neckarsulm bezeugten Gumprecht, der nach einem Bericht der württembergischen Ämter Möckmühl und Neuenstadt 1544 bereits ungefähr 8 Jahre in Neckarsulm lebte und von dem es heißt „geprauchт sich der artzney".

Im Jahre 1562 erschien ein Jacob von Löwenstein vor dem Wimpfener Rat und trug vor, daß er und Simon von Wimpfen, der von seinem Schwiegervater Seeligmann vor dem Rat vertreten wurde, für 100 Taler gemeinsam Zwillich gekauft hätten. Wegen dieses Kaufes war es zu einem nicht näher erläuterten Streit gekommen. Da in den Wimpfener Ratsprotokollen 1562/63 an anderer Stelle mehrmals ein Jacob als Bruder des Simon von Wimpfen bezeichnet wird, dürfte dieser Jacob sehr wahrscheinlich personengleich mit Jacob von Löwenstein sein. Als Jacob im Dezember 1563 seinem Bruder Simon eine Vollmacht erteilte, bezeichnete er sich als „Jud von Heinsheim", der nunmehr in Owingen in der Grafschaft Zollern wohnhaft sei.

Der im Deutzer Memorbuch neben Speyer und Germersheim genannte Ort Löwenstein, wo Juden zur Zeit des Schwarzen Todes der Verfolgung zum Opfer fielen, wird in der *Germania Judaica* auf die bei Obermoschel gelegene Stammburg der Grafen von Löwenstein-Randeck bezogen, neben der somit im 14. Jahrhundert auch eine Siedlung bestanden haben müßte.

Massenbach, Stadt Schwaigern

(unter Mitarbeit von Karl Wagner)

In dem reichsritterschaftlichen Dorf, bis zum Übergang an Württemberg 1805/06 kurpfälzisches Lehen der Freiherren von Massenbach, waren möglicherweise bereits im 16. Jahrhundert vorübergehend Juden ansässig, denn in einem Privileg Kaiser Karls V. aus dem Jahr 1556 wird den Freiherren von Massenbach die Aufnahme von Juden gestattet.

In der Folgezeit begegnen Hinweise auf Juden erst seit Beginn des 18. Jahrhunderts. 1713 hören wir, daß der Jude Mayer von Massenbach nach Massenbachhausen zog, und 1717 wohnte mit Lazarus eine jüdische Familie im Ort, die 10 Gulden Schutzgeld und einen

Hauszins von 6 oder 7 Gulden für ihre Wohnung in einem herrschaftlichen Haus an die Freiherren von Massenbach entrichtete. 1722 lebten Lazarus Levi „ohne sonders groß treibenden Handel und Wandel" sowie Moses, ein „purer Betteljude", im Ort, aus dem 1725 mit Völckele ein weiterer Jude nach Massenbachhausen zog. 1729 waren mit Lazarus, Moses und Hajum, dem Schwiegersohn des Lazarus, 3 jüdische Familien mit zusammen 9 Personen ansässig. 1723 hielt Lazarus für seine Kinder auch einen erst 13 Jahre alten „Schulmeister" mit Namen Schmole.

Die Zahl der jüdischen Familien erhöhte sich bis 1746/47 auf 5 und 1748/49 auf 7: Joseph (Sohn des Lazarus), Löw, Mosche, Joseph Mosche, Jekoff, Bärle und Marx Spihlmann. Deputierte der Gemeinde Massenbach beschwerten sich 1749 über die Aufnahme von „zumeist armen und unvermögenden Juden", die unter herrschaftlicher „Assistenz" keine Monatsgelder an die Gemeinde bezahlten und denen zum Schaden der Gemeinde auch der Salzhandel „verakkordiert" werde. Erfolg hatten die Gemeindedeputierten mit ihrer Beschwerde jedoch nicht, denn Wilhelm von Massenbach wies darauf hin, daß Juden nach einer Vereinbarung von 1744 von allen „bürgerlichen Anlagen" mit Ausnahme eines Wasser- und Weidegeldes von 1 Gulden 30 Kreuzer jährlich befreit seien, weil sie keine liegenden Güter besäßen. Der „Salzverschluß" sei zwar für jährlich 3 Gulden an einen Handelsjuden verpachtet, doch sei es den Bürgern freigestellt, Salz auch in der Nachbarschaft zu erwerben.

In der Judenschutzgeldabrechnung von 1773 über die Jahre 1761 bis 1767 sind 10 Namen aufgeführt mit je 11 Gulden und 15 Kreuzer pro Jahr. Diese Schutzsteuer war in 4 Quartalsbeträgen zu bezahlen. Es wird vermerkt, daß auch Juden ohne Genehmigung aus dem Elsaß sich im Ort aufhielten und ihn wieder verlassen mußten. Am 25. August 1790 wurde 5 Schutzverwandten der Schutz aufgekündigt, weil der Ort überbelegt sei. Im Archiv der Freiherren von Massenbach findet sich ein Plan ohne Datum für die Erstellung einer herrschaftlichen Judenwohnung für 8 Haushaltungen. Allgemein wird immer wieder betont, daß die Juden in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in sehr bescheidenen Verhältnissen lebten. Allerdings muß eine Familie unter den Juden finanziell sehr gut gestellt gewesen sein, denn am 6. November 1797 verkauften die Freiherren

von Massenbach, darunter Christian Karl August von Massenbach, damals königlich preußischer Major und Träger des Ordens „Pour le mérite" und späterer Generalquartiermeister und Kommendator des Johanniterordens, den Wilhelmstaler Hof (Gebäude und abgerundeter Hof mit 163 Morgen Äcker, 23 Morgen Wiesen und 1 Morgen Garten) an Herz Behr und Söhne in Massenbach um 51500 Gulden in Gold oder Silber. Die Käufer haben den Hof im Jahre 1820 an den badischen Rat von Degenfeld wieder verkauft.

Nach einem Bericht über die Juden in Massenbach aus dem Jahre 1808 lebten damals 12 jüdische Familien (darunter 1 Witwer und 2 Witwen) mit insgesamt 50 Personen im Ort. 5 Häuser waren in jüdischem Besitz, die übrigen Juden wohnten gegen Miete bei Bürgern. Für jüdische Zeremonien und Eheschließungen wurde der Rabbiner von Schluchtern (später Freudental) berufen, Bestattungen erfolgten in Heinsheim. Die Juden genossen keine „bürgerlichen Beneficien", trugen aber auch nicht wie diese gewisse Lasten (Botengehen, Jagd- und Vorspanndienste), allein in Kriegszeiten zahlten auch Juden für Quartier- und Vorspannleistungen, die sie aber nicht selber erbrachten, von Fall zu Fall festgesetzte Geldbeträge an die Gemeindekasse. Kinder vom 4. bis 11. Lebensjahr wurden nach „Massenbacher Gewohnheit" von einem Judenschulmeister unterrichtet, der im 18. Jahrhundert auch als „Rabbi" in den schriftlichen Quellen begegnet, 1830 besuchten die jüdischen Kinder die Ortsschule. Eine Synagoge bestand seit etwa 1796 (1834 hieß es, daß sie vor 38 Jahren erbaut worden sei). Sie war eine Stiftung des Behr Herz (Familie Behr), der auch zur Unterhaltung der Kirchengeräte ein Kapital von 1000 Gulden gestiftet hatte, von dem im Laufe des 19. Jahrhunderts noch 300 Gulden vorhanden waren. 1870 befand sich diese Synagoge über einer Scheuer des Simon Behr. In der Synagoge, welche die Reichskristallnacht überlebt hat, aber 1940 wegen Unterbringung einer Wehrmachtseinheit ausgeräumt wurde, befand sich nach einer im Juli 1985 gegebenen Mitteilung von Albert Behr aus New York eine Urkunde der Freiherren von Massenbach mit der Erlaubnis zur Abhaltung von Gottesdiensten. 1939 wurde die Synagoge, die zuletzt im Eigentum des Kirchenvorstehers Louis Abraham stand, an die Familie Heinrich Burkhardt verkauft, weil Louis Abraham zu seiner in den USA lebenden

Tochter Berta Blum geb. Abraham zog. 1952 wurde das Gebäude an Schmiedmeister Robert Dörr verkauft, der in der Nachbarschaft aufgewachsen war und dessen Eltern ein ausgezeichnetes Verhältnis zu dem früheren Nachbarn Louis Abraham gehabt hatten. 1954 wurde das Anwesen wegen Baufälligkeit abgebrochen und der Platz neu mit einem Wohnhaus mit Autoreparaturwerkstätte überbaut.

Die Zahl der jüdischen Bevölkerung stieg im Laufe des 19. Jahrhunderts zunächst auf 60 im Jahre 1828 und 85 im Jahre 1843 an, sank dann aber seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf 52 (1869), 41 (1886), 36 (1900), 18 (1910) und 15 (1933). Anläßlich der Annahme erblicher Familiennamen im Jahre 1828 werden folgende jüdische Familien genannt:

Bisheriger Name	Künftiger Familienname
die Brüder Moses Behr und Herz Behr, beide „Negotiant"	*Behr*
David Herz, Sohn des Herz Behr, Trödler	*Behr*
Sara Abraham, Witwe des alt Abraham Jakob, Metzger	*Abraham*
Golde Abraham, Witwe des Krämers jung Abraham Jakob und Stieftochter der Sara Abraham, Krämerin	*Abraham*
ihre Söhne Manuel Abraham, Krämer, Joseph Abraham, Kleinhändler und Isaac Abraham, Krämer	*alle Rosenfeld*
Simon Abraham, Stiefsohn der Sara Abraham, Metzger	*Abraham*
Moses Joseph, Handelsmann	*Öttinger*
Levi Feiß, Handelsmann	*Feiß*
Joseph Maier, Vorsänger und Schächter	*Wiener*

Etel, ledige Tochter des verstorbenen Maier Wolf und ihr Bruder Wolf Michael Maier, Kleinhändler	*Kahn*
Isaac Aaron, Kleinhändler	*Reichert*
Heinrich David Armhold, Kleinhändler	*Armhold*

Im Jahre 1832 wurden bei der Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse der israelitischen Religionsgemeinschaft in Württemberg die Massenbacher und Bonfelder Juden zunächst Filiale von Massenbachhausen. Nachdem die Zahl der Massenbachhausener Juden bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts stark abgenommen hatte, wurde in den sechziger Jahren der Sitz der Religionsgemeinde nach Massenbach verlegt, wohin auch der Lehrer und Vorsänger Reiß zog. Im Hinblick auf den Erlös aus dem Verkauf der Massenbachhausener Synagoge 1872 wurde bereits 1870 in Massenbach aus der Gantmasse der Witwe des Heinrich Harr ein Haus zur Schaffung eines Schulraumes für den israelitischen Religionsunterricht und für ein Frauenbad erworben, zuvor war das rituelle Bad in Massenbachhausen besucht worden. Nachdem seit 1905 der Unterricht in hebräischer Sprache in dem der bürgerlichen Gemeinde gehörenden Schulhaus erteilt wurde, wurde das seitherige Schulhaus der Israeliten 1908 an Christian Braun verkauft, von dessen Familie es die Spar- und Darlehenskasse erwarb, die es 1951 wegen Baufälligkeit abbrechen mußte. An seiner Stelle wurde ein Bank- und Lagergebäude errichtet.

Fast alle jüdischen Familien in Massenbach lebten im 19. Jahrhundert in der Regel in kleinen Häusern und bescheidenen Verhältnissen. Einige führten einen kleinen Lebensmittelladen, eine kleine Metzgerei oder Schankstätte oder waren als Nagelschmiede, im Mehleinzelhandel oder Viehhandel tätig. Die Viehhändler hatten keinen großen Umsatz und führten in der Regel nur Kleinvieh wie Kälber und Ziegen. Im Viehverkaufsprotokoll der Waldensergemeinde Nordhausen von 1736 bis 1828 ist nur einmal ein Viehkäufer aus Massenbach aufgeführt (1784 Elias Behr), während 90% der Viehverkäufe mit Juden aus Zaberfeld, Gemmingen, Berwangen, Stebbach, Schluchtern, Freudental, Walldorf bei Heidelberg, Feu-

denheim, Ittlingen, Grombach, Hüffenhardt, Neckarbischofsheim und anderen Gemeinden getätigt wurden. Auch in Massenbach, wo erst seit der Zugehörigkeit zu Württemberg ab 1806 von 1812 bis 1832 ein solches Viehverkaufsregister eingeführt wurde, sind viele jüdische Käufer der Umgebung genannt. Auch nach dem Ersten Weltkrieg und bis 1933 war der Handel durch einen jüdischen Geschäftsmann aus dem eigenen Ort eine Seltenheit. Dafür kamen solche regelmäßig aus Gemmingen, Schluchtern, Talheim und anderen Gemeinden. Sie haben nicht nur Vieh beim Bauern gekauft, sondern solches auch verkauft oder zur Verfügung gestellt, wenn eine Schaff- oder Milchkuh für die Erhaltung des kleinen Landwirtschaftsbetriebs oder für die Familienernährung notwendig war.

1928 wohnten in Massenbach noch folgende jüdische Familien:

Abraham, Louis	*2 Personen*
Abraham, Siegmund	*2 Personen*
Behr, David	*3 Personen*
Behr, Hermann	*1 Person*
Blum, Fritz	*2 Personen*
Meyer, Max	*7 Personen*
Wiener, Blanda	*2 Personen*
Strauß, Johanna	*1 Person*

Die vorstehenden Familien hatten als Beruf bzw. Lebenserwerb: Louis Abraham Kleinhandel mit Kleinvieh, Kälber, Ziegen und Mithilfe im Textilhandel des Schwiegersohnes Blum. Siegmund Abraham betrieb eine Metzgerei und Schankwirtschaft. David Behr besaß einen sehr gutgehenden Textilhandel nicht nur am Ort, sondern er nahm auch in Schwaigern, Großgartach und Nordheim Bestellungen auf und lieferte sie aus (sehr viele Aussteuerartikel). Hermann Behr handelte ab und zu noch mit Großvieh. Fritz Blum betrieb wie David Behr einen Textilgroßhandel am Ort und nahm auch aus der Gegend von Gundelsheim und Mosbach Bestellungen entgegen. Max Meyer war jüdischer Lehrer, Vorsänger und Schächter in den Gemeinden Massenbach und Bonfeld, seine Ehefrau hatte einen Lebensmittelladen. Johanna Strauß war eine ca. 80 Jahre alte Rentnerin, Blanda Wiener führte zusammen mit ihrer Schwägerin ein gutgehendes Lebensmittelgeschäft.

Diese jüdischen Einwohner hatten unter sich ein gutes Verhältnis und lebten mit der gesamten Bevölkerung in gutem Einvernehmen, insbesondere auch mit den Nachbarn. Sie hielten am Sabbat und an ihren Festtagen ihre religiösen Verpflichtungen ein, und da sie nur selten ihre Gottesdienste in der Synagoge halten konnten, erfolgte dies zu Hause. Nach ihren Bestimmungen konnte der Gottesdienst in der Synagoge nur gehalten werden, wenn mindestens 10 Männer ab 13 Jahren daran teilnahmen. Deshalb waren sie darauf aus, nur an ganz besonderen Festtagen ihren Gottesdienst in der Synagoge zu halten und dazu von auswärts Juden als Gäste teilnehmen zu lassen. Die Familien am Ort hatten diese Gäste – um 1896 waren es vor allem reisende polnische Juden – zu verpflegen und zu beherbergen.

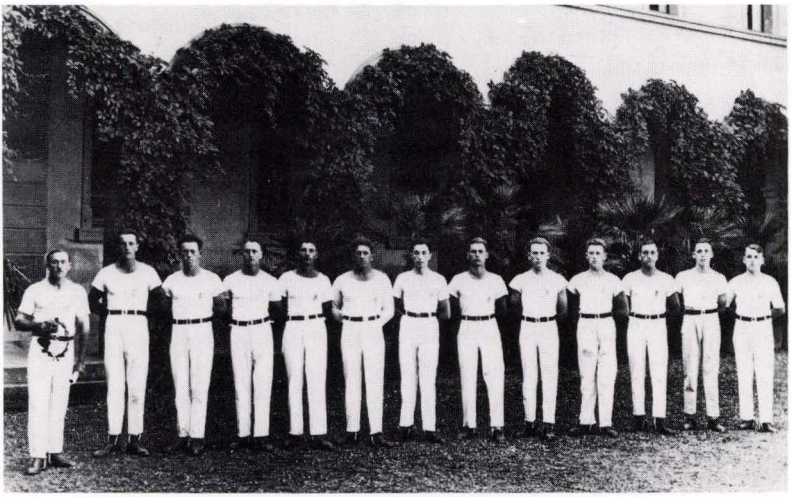
Die Massenbacher Juden waren viel unterwegs. Dadurch hatten sie reiche Erfahrungen und ein großes Wissen, auch im Rechtsleben. Deshalb sind sie für viele Einwohner für Auskünfte in Anspruch genommen worden. Mancher Geschäftsmann hat mit einem Kunden erst abgeschlossen, wenn er sich über ihn erkundigt hatte und dazu waren häufig die viel unterwegs lebenden jüdischen Männer geeignet. Auch in den beiden genannten Lebensmittelgeschäften, wo gute und preiswerte Waren verkauft wurden, konnte manche Käuferin Auskünfte über den Haushalt und anderes Wissenswertes erfahren.

Vor dem Ersten Weltkrieg ist bei dem Lebensmittelgeschäft Wiener noch die Post beherbergt gewesen. Die Tochter Fanny hat diese Post versehen und hat den Einwohnern in allem geholfen und für sie telefoniert oder Auskünfte erteilt, bis sie einen evangelischen Lehrer geheiratet hat. Dieser war früher in Massenbach Unterlehrer und wohnte später mit seiner Familie in Forchtenberg und Pfedelbach.

In den Beziehungen zwischen der Bevölkerung und den jüdischen Geschäftsinhabern herrschte in der Regel Nüchternheit; es war kaum einmal bei einem Geschäftsabschluß Alkohol im Spiele. Obwohl die jüdischen Männer durch ihren Beruf viel auswärts und zu Hause noch durch religiöse Verpflichtungen in Anspruch genommen waren, zeigten sie sich in der Regel an allen Vereinen und sonstigen öffentlichen Einrichtungen interessiert. Bei der Pflichtfeuerwehr von 1890 bis 1929 machten alle Dienst, und es fehlte außer an hohen Festtagen kaum einer. Der im Jahre 1929 gegründeten Freiwilligen

Feuerwehr traten sie auch alle bei. David Behr war bis zum altersmäßigen Ausscheiden im März 1933 Zugführer. Er war auch einer der Gründer des Turnvereins und hat sich an der Vereinsleitung beteiligt und war sehr angesehen. Auch dessen Sohn Albert Behr war aktiver Turner und noch kurz vor seiner Auswanderung nach den USA im Juli 1933 mit der Musterriege beim Deutschen Turnfest in Stuttgart. Auch Fritz Blum hat sich für den Turnverein eingesetzt. Wenn ein örtlicher Verein ein größeres Fest mit Festzug durchführte, waren auch die jüdischen Wohnhäuser beflaggt. Als nach Einführung des Rundfunks die Familie Fritz Blum den ersten Apparat im Dorf hatte, stellte sie ihn lange Zeit an den Abenden ans Fenster, damit auch die Nachbarn und sonstige Interessenten die neuesten Nachrichten erfahren und die Neuheit bewundern konnten.

Auch unter christlichen und jüdischen Kindern herrschte ein gutes Einvernehmen. Sie gingen miteinander in die Schule, es wurde keinem irgendetwas vorgehalten wegen seiner religiösen oder sonstigen Einstellung. Sie behielten in der Regel auch nach der Schulzeit ein gutes Verhältnis bei. Manche jüdischen Kinder sind früher in die Mittelschule Schwaigern, später in die Realschule Heilbronn oder eine sonstige höhere Schule gegangen.



Riege des TSV Massenbach beim Deutschen Turnfest 1933 in Stuttgart mit Albert Behr (siebter von links)



Fahnenweihe des Gesangvereins Eintracht in Massenbach 1930, im Hintergrund die Synagoge und das Wohn- und Geschäftshaus Louis Abraham

Alle Männer der oben aufgeführten Familien waren Teilnehmer am Ersten Weltkrieg. Der alte Hermann Behr nahm am Kriege 1870/71 teil und war stolz darauf. Die Teilnehmer am Ersten Weltkrieg erhielten Auszeichnungen, so David Behr das EK II.

In der Unterhaltung über die politischen Verhältnisse ist von den jüdischen Männern ohne weiteres zugegeben worden, daß sie glücklich waren, daß 1918 keine große Revolution oder schwieriger Umsturz stattfand, sondern eine ordnungsgemäße Demokratie gebildet werden konnte. Sie bejahten dies sehr. Sie waren jedoch besorgt über die Propaganda der sog. Dolchstoßlegende. Besorgt erlebten sie die politischen Morde von Erzberger und Rathenau 1921 und 1922 und die nicht verständliche Hetze gegen die sog. Ostjuden. Bedenken und gewisse Sorgen hatten die Juden, als die NSDAP stärker wurde und dann im November 1923 mit dem Marsch auf die Feldherrnhallè in München die Macht übernehmen wollte.

Im Jahre 1917 kam von Stuttgart der am 6. Januar 1889 geborene Pfarrer Karl Steger nach Massenbach, der ein hervorragender Red-

ner und Musiker war. Pfarrer Steger promovierte 1923 mit einer Arbeit über „Die politischen Gedanken Moritz Mohls" zum Dr. phil., in der er zahlreiche Gedanken Mohls ablehnte, aber diesem in der Ansicht zustimmte, daß Juden durch ihre Religion und Ablehnung der Familienvermischung niemals dem deutschen Volk angehören könnten. 1924 wurde er vom völkisch-sozialen Block, der auch bisherige Mitglieder der NSDAP auf die Liste nahm, dazu bewogen, sich für die Landtagswahl in Württemberg zur Verfügung zu stellen. Bei einer Wahlversammlung auf dem Massenbacher Rathaus, an der einige Juden des Ortes sowie der als Demokrat bekannte Fabrikant Peter Bruckmann aus Heilbronn teilnahmen, ließ sich Steger auch über das internationale Judentum aus, das für Deutschland ein Unglück sei und dessen Macht gebrochen werden müsse. Fabrikant Bruckmann trat ihm entgegen und auch zwei Juden wollten wissen, was er mit diesen Worten sagen wolle. Es herrschte große Aufregung unter der Bevölkerung, daß der Pfarrer der evangelischen Kirche sich so gegen die Juden ausließ und in ihnen einen Nachteil für das Volk sah. Dies vor allem deshalb, weil ja die gesamte Gemeinde bisher mit der jüdischen Bevölkerung gut zusammengelebt hatte. Bei der Landtagswahl erhielt Dr. Steger von 372 Stimmen nur 36, also rund 10%. Daraus ersieht man, wie die Bevölkerung dachte.

Mit der offiziellen Machtübernahme durch die NSDAP im Januar 1933 begann die Leidenszeit für die jüdische Bevölkerung auch in Massenbach. Das Schicksal der im Jahre 1928 in Massenbach wohnhaften und zuvor genannten jüdischen Familien ist folgendes:

1. Abraham, Louis und Regine geb. Westheimer, er geboren 1871, die Ehefrau 1876. Der Ehemann war lange Zeit schwer krank und starb am 23. Februar 1942 im sog. Judenheim bei Siegmund und Jenny Abraham. Bei seiner Beerdigung wurden von Parteileuten Fotos von den Teilnehmern gefertigt. Die Leiche wurde von dem Landwirt Wilhelm Essig, der mit der Familie Abraham sehr befreundet war, nach Heilbronn gefahren und dort beigesetzt. Das Grab ist heute nicht mehr zu finden. Die Witwe war eine der beiden bis zuletzt in Massenbach lebenden jüdischen Frauen und wurde im August 1942 zusammen mit Frau Jenny Abraham deportiert,

zunächst nach Theresienstadt, später nach dem weiteren Osten. Über ihren Verbleib ist nichts bekannt geworden. Sie ist auf Kriegsende durch Veranlassung ihrer in den USA lebenden Tochter Berta für tot erklärt worden. Das Ehepaar Louis Abraham war ein sehr angenehmes Paar und hatte ursprünglich nicht die Absicht gehabt, auszuwandern. Nachdem die Tochter mit ihrem Mann Fritz Blum in die USA gezogen war, dachten sie schließlich doch noch ans Auswandern und verkauften am 24. Mai 1939 ihr Wohnhaus samt der darauf befindlichen Synagoge an das Ehepaar Heinrich Burkhardt um 6000 Mark. Vereinbart war, daß sie das Haus bis zur Auswanderung, spätestens jedoch bis zum 1. 5. 1940 benützen dürfen. Dieser Vertrag wurde zwar genehmigt, eine Auswanderung jedoch nicht, weshalb sie in das Haus Siegmund und Jenny Abraham, Ecke Kirchhausener und Kirchstraße, ziehen mußten, das als sog. Judenheim bezeichnet wurde. Frau Regine Abraham, die mit allen Menschen auf freundschaftlichem Fuß stand, hat schon mehrere Monate vor der Deportation davon gesprochen, daß sie als Juden verschickt und umgebracht würden. Als es dann so weit war und die Bekannten Anteil nahmen, hat sie diese getröstet und erklärt, daß sie das ihnen auferlegte Los eben hinnehmen müßten. Zahlreiche befreundete Familien haben sie, soweit dies möglich war, mit Milch und Lebensmitteln unterstützt.

2. Abraham, Siegmund, geb. 1892 und seine Mutter Jenny, geb. Kahn, geb. 1866, haben die Metzgerei und die Schankstätte nach dem Tod des Vaters und Ehemannes im Jahre 1910 geführt. Gern sind Gäste in die Gaststätte gegangen, weil sie einen reellen Wein erhielten und auch in der Metzgerei nur gutes Fleisch bekamen. Dies alles wurde durch den Boykott und die Schwierigkeiten bei Beschaffung von Vieh und auch durch das Verbot des Schächtens unmöglich. Siegmund Abraham war ein gutmütiger und gerechter Mensch, der ab und zu Kleinvieh zum Verkauf vermittelte und, wenn er nur einige Mark mehr erlöste, als er ursprünglich glaubte, den Tierhaltern noch etwas nachbezahlte. Im Jahre 1941 wurden die männlichen jüdischen Einwohner, soweit sie noch arbeitsfähig waren, eingezogen bzw. deportiert. Siegmund Abraham soll im Osten bei Straßenarbeiten von einem Massenbacher, der bei der Wehrmacht war, gesehen worden sein. Über seinen Verbleib ist nichts bekannt

geworden. Die Mutter wurde mit Frau Regine Abraham, die ja im gleichen Haus wohnte, im August 1942 nach Theresienstadt deportiert, wo sie am 26. September 1942 starb.

3. Behr, David, geb. 1885 und Ehefrau Ida geb. Marx, geb. 1886, sind durch den Boykott im Geschäft allmählich ohne Arbeit und Einkommen gewesen. Aber sie wollten noch in Massenbach bleiben, solange der alte Vater Hermann-Herz Behr, der fast 90 Jahre alt und krank war, noch lebte. Der Sohn Albert, geb. 30. September 1912, der in Heilbronn in Ausbildung war, wanderte bereits am 26. August 1933 nach den USA aus. Das Ehepaar David Behr betrieb dann die Auswanderung und siedelte nach dem Tod des Vaters am 11. Dezember 1937 nach den USA über. Dort lebten sie zusammen mit dem Sohn Albert in New York. Der Vater David Behr ist im Jahre 1978 im Alter von 93 Jahren gestorben, während die Frau 78 Jahre alt geworden ist. Sohn Albert Behr ist verheiratet und lebt heute noch in New York. Mit David Behr und seiner Frau zog ein außerordentlich tüchtiger, aber sehr reeller Geschäftsmann aus Massenbach fort. Überall, auch in den anderen von ihm besuchten Orten, hat er heute noch einen guten Namen. Bis zu seiner Auswanderung hatte er noch Unterstützung von Leuten, die mit ihm zusammengearbeitet haben. Ein Wagner von Nordheim fertigte ihm zur Auswanderung 3 Kisten zur Verpackung beweglicher Gegenstände und fuhr sie mit einem Leiterwagen nach Massenbach. Als einige SA-Männer ihm unterwegs die Kisten abnehmen wollten, vertrieb er sie durch einen Schreckschuß aus seiner Pistole.

4. Behr, Herz-Hermann, der frühere Viehhändler und Privatier, geb. 1847, starb am 11. Dezember 1937 nach längerer Krankheit in Massenbach. Er war Kriegsteilnehmer 1870/71 und stolz darauf. Seine Ehefrau Cilly starb bereits 1910 und wurde auf dem jüdischen Friedhof in Schluchtern beigesetzt. Das Ehepaar Hermann Behr, das wohl zu den begütertsten im Ort gehörte, hatte 10 Kinder, wovon 3 im Kindesalter starben. Alle übrigen Kinder waren tüchtig. Der jüngste Sohn Siegfried wanderte bereits 1909 mit 14 Jahren nach den USA aus. Die Tochter Rosa heiratete den Vorsänger und Lehrer Max Meyer in Massenbach, der Sohn David hatte einen Textilbetrieb in Massenbach inne. Alle übrigen Kinder – Amalie, Nelly, Jeanette und Max – wanderten wie Siegfried in die USA aus.

5. Blum, Fritz, 1894 in Mosbach geboren und 1922 durch Eheschließung mit Berta geb. Abraham nach Massenbach gekommen, war Textilvertreter. Durch seine Redseligkeit und oft etwas spitze Zunge rief er bei manchen Einheimischen etwas Widerspruch hervor. Dadurch war er nicht nur einer der ersten, dem der Boykott galt, sondern auch Zielscheibe von persönlichen Angriffen und körperlichen Mißhandlungen. Er konnte keine Geschäfte mehr tätigen und wanderte deshalb bereits am 21. März 1934 nach den USA aus. Seine Ehefrau Berta geb. Abraham, geb. 1898, die keine Kinder hatte, folgte ihm am 29. November 1937. Blum starb 1954, seine Witwe besuchte im Sommer 1960 Massenbach. Sie starb etwa 1974 in New York.

6. Meyer, Max, geboren 1879, Lehrer, Vorsänger und Schächter der Israelitischen Gemeinde, wanderte mit seiner Ehefrau Rosa geb. Behr, geboren 1874, die ein Lebensmittelgeschäft führte, am 8. Juli 1938 durch Vermittlung von Siegfried Behr nach den USA aus. Meyer starb 1957, seine Ehefrau 1958 mit 84 Jahren. Von den 6 Kindern wanderte Sohn Karl mit nicht ganz 15 Jahren bereits im September 1923 in die USA aus, Tochter Irma folgte im März 1926, die Schwester Toni im April 1926. Der Sohn Bruno ging am 27. März 1933 zunächst nach Holland und 1935 nach Uruguay, die Tochter Elsa am 30. August 1933 nach den USA, ebenso im März 1936 der jüngste Sohn Siegfried, der die Mittelschule Heilbronn besucht hatte, dann keine entsprechende Ausbildungsstelle in einem kaufmännischen Betrieb fand und zunächst Schreiner geworden war. Siegfried besuchte im März 1956 mit seiner Familie Massenbach, die Schwester Irma um 1970 ebenfalls.

7. Strauß, Hannchen, Kaufmannswitwe, geboren 1851, lebte als Rentnerin in Massenbach und starb am 31. Juli 1931 bei der einzigen Tochter Karoline in Heilbronn, wo sie auf Besuch war. Diese Tochter war seit 1897 mit Isaak Meyer, Pferdehändler in Wimpfen und später in Heilbronn, verheiratet. Das Wohnhaus an der Schwaigerner Straße in der Nähe vom Löwen wurde noch im Jahre 1931 an die Schwestern Mina und Elise Schuster verkauft.

8. Wiener, Blanda, geboren 1856, Witwe des Leopold Wiener, führte ein Lebensmittelgeschäft mit ihrer einzigen zunächst ledigen Tochter Fanny, geboren 1883, die auch die Posthilfsstelle übernahm.



Ehemaliges Wohn- und Geschäftshaus des Lehrers und Vorsängers Max Meyer und seiner Ehefrau Rosa in Massenbach, die ein Lebensmittelgeschäft führte



Familientreffen Behr–Meyer in den USA im Jahre 1967

Nachdem sich die Tochter 1911 mit dem evangelischen Hauptlehrer Hermann Alt, der früher in Massenbach als Unterlehrer tätig gewesen war, verheiratet und nach Sindringen verzogen war, führte die Mutter das Lebensmittelgeschäft zunächst allein weiter und nahm später ihre Schwägerin zu sich. Frau Wiener war nicht nur fleißig und umsichtig, sondern auch als Geschäftsfrau gern gesehen. Die NSDAP brachte sehr bald nach der Machtübernahme 1933 auch an ihrem Geschäft ein Plakat an, daß Deutsche nicht bei Juden kaufen sollten. Die alte Frau wunderte sich, daß ihr Geschäft, nachdem sie doch niemandem etwas zuleide getan hatte, immer mehr zurückging. Sie wurde krank und starb am 26. Dezember 1933 in Massenbach. Sie wurde auf dem jüdischen Friedhof in Schluchtern beigesetzt. Die Schwägerin Mina Wiener, geboren 1850, zog später in das jüdische Altersheim in Sontheim, von wo sie in eine Pflegeanstalt nach Heggbach verlegt wurde. Am 5. Juli 1942 ist sie dort gestorben und wurde auf dem israelitischen Friedhof in Laupheim begraben.

Massenbachhausen

(unter Mitarbeit von Karl Wagner)

Der bis zu Beginn der 20. Jahrhunderts Hausen bei Massenbach genannte Ort kam 1585 von den Herren von Neipperg an die Echter, später an die Dalberg, dann an die Ingelheim und 1737 wieder an die Neipperg. 1806 fiel der Ort an Württemberg.

Von Juden hören wir erstmals aus einer Amtsrechnung in Dalberg'scher Zeit, als der 1684/85 nach Massenbachhausen gezogene Berlein für ein halbes Jahr Schutzgeld entrichtete. 1686/87 waren mit Berlein und David zwei, 1687/88 mit Berlein, Löw („anstatt David") und Moses, der „ins Melchiors Hauß" zog, drei Juden ansässig. 1688/89 hatte Moses den Ort bereits wieder verlassen, während Berlein und Löw noch für ein 3/4 Jahr Schutzgeld bezahlten und dann ebenfalls, wohl bedingt durch die damaligen Kriegsereignisse, fortzogen.

Kurz darauf ließen sich erneut Juden im Ort nieder, denn 1707/08 sind mit Machol, Joseph, den Brüdern Layßer und Moses sowie Cavalle und seinem von Bürg nach Massenbachhausen gezogenen Vater Isaac 6 jüdische Familien bezeugt, die wegen eines Einfalls

französischer Truppen 1707 nicht nur wie Layßer für mehrere Monate in Wimpfen oder anderen Orten Zuflucht suchen mußten, sondern auch um ihr gesamtes Vermögen gebracht wurden. Von Joseph, Moses und Layßer hieß es noch 1720, daß sie durch diesen französischen Einfall verarmt, „verdorben" oder „in Ruin" geraten seien, der völlig verarmte Cavalle war 1711 hinweggezogen, für seinen verarmten Vater Isaac bezahlte ab 1718 sein aus dem Elsaß stammender Schwiegersohn Salomon (Salomon Leefzy) das Schutzgeld, das um 1715 von der Ortsherrschaft angesichts der bescheidenen wirtschaftlichen Verhältnisse der Juden nach Vermögen gestaffelt wurde: Ein vermögender Jude sollte das volle Schutzgeld in Höhe von 9 Gulden entrichten, ein verarmter Jude nur die Hälfte, einer, „der noch im bösen Stand aber Handelschaft treibt", 6 Gulden. Zur Bezahlung des vollen Schutzgeldes war 1714 aber von damals 8 genannten Juden nur der 1711 von Stockheim zugezogene Jacob in der Lage, der Fleisch und Salz an die Herrschaft verkaufte und zunächst in einem herrschaftlichen Haus wohnte, 1719 aber für 150 Gulden ein eigenes erwarb.

1726 sind 6 jüdische Familien bezeugt: Jacob und sein Tochtermann Völckle, der nach 1730 wiederholt herrschaftliche Früchte aufkaufte und sich im Fruchthandel betätigte, Samuel, der 1730 ebenfalls herrschaftliche Früchte kaufte, Mayer, der 1724 von Gundelsheim zuzog und 1726 für 170 Gulden ein Haus erwarb, der mit Mayer verwandte Joseph sowie der 1725 von Schluchtern nach Massenbachhausen gekommene Lecust bzw. Lekusch Isaak, der sein Schutzgeld zum Teil mit Waren wie Fleisch, Unschlitt und Tüchern bezahlte. Bei den Massenbachhausener Juden lebte im 18. Jahrhundert auch ein Rabbi bzw. Vorsänger und Schulmeister (1709 „Rebe" Marum, 1769 Rabbi Abraham). Sie bestatteten ihre Toten in Heinsheim und besaßen schon früh eine Synagoge, denn 1736 hieß es, daß sie der Ortsherrschaft „für das synagogische exercitium" bislang nichts gegeben hätten, künftig aber hierfür jährlich 6 Gulden bezahlen sollten.

Als 1737 die Grafen von Neipperg Massenbachhausen erwarben, gestatteten sie den Juden den weiteren Aufenthalt im Ort, obwohl sie in jener Zeit keine Juden in anderen ihnen gehörenden Städten und Dörfern aufnahmen. Allerdings wurde das Schutzgeld noch

1737 von 9 auf 15 Gulden jährlich erhöht, und die Zahl der jüdischen Familien vermehrte sich im Laufe des 18. Jahrhunderts nicht weiter: 1740/41 werden 7, 1762/63 5, 1784/85 6 und 1794 ebenfalls 6 Namen genannt. Eine gegen Ende des 18. Jahrhunderts von den Juden geäußerte Bitte, ihnen Bauholz aus dem Gemeindewald zum Unterhalt ihrer Häuser zur Verfügung zu stellen, da sie wie andere Hausbesitzer die auf Häusern ruhenden Lasten (Monatsgelder, Vorspann, Einquartierung) bezahlten, wurde abgelehnt.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts erhöhte sich die Zahl der Juden leicht: 1823 werden 8 jüdische Familien und 1828 43 jüdische Einwohner genannt, 1843 waren es 50, 1854 54. Anläßlich der Annahme erblicher Familiennamen 1828 sind folgende Namen mit Hinweisen auf das Gewerbe bezeugt:

Bisheriger Name	Künftiger Familienname
Alexander David, Kleinhändler und Branntweinbrenner	*Wertheimer*
Machul Gumpel, Kleinhändler und Branntweinbrenner	*Meinhold*
Seelig Gumpel, Kleinhändler	*Meinhold*
Moses Lämle, Vieh- und Fruchthändler	*Strauß*
Lekusch Lämle, Viehhändler	*Strauß*
Lämle Moses, Viehhändler	*Strauß*
Mayer Joseph, Handelsmann	*Ettinger*
Lazarus Mayer, Lumpensammler	*Wollenberger*
Samuel Mayer, Metzger	*Dreifuß*
Lämle Samuel, Metzger	*Dreifuß*
Elias Bär, Handelsmann	*Meckesheimer*

Die Juden lebten somit zu Anfang des 19. Jahrhunderts vor allem vom Handel (insbesondere Schacherhandel), was der Massenbach-

hausener Gemeinderat 1823 vor allem deshalb als „zerstörend" für den Wohlstand der Gemeinde beklagte, weil der Handel „stocke" und Juden, die sich nur vom Handel ernährten, ein „Opfer der Zeit" werden müßten. Der Gemeinderat forderte daher, daß Juden die infolge zahlreicher Gantfälle zur Versteigerung kommenden Güter erwerben, um Grund und Boden zur Quelle ihres Erwerbs zu machen.

Bei der Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse der israelitischen Religionsgemeinschaft in Württemberg wurde 1832 Massenbachhausen Sitz einer israelitischen Religionsgemeinde, der die Massenbacher und Bonfelder Juden als Filialen zugeordnet wurden. Ausschlaggebend hierfür war für das Oberamt Brackenheim die erst 1826 neu erbaute Synagoge „beim Seegraben", die bei einer eventuellen Mitbenutzung durch Juden aus den Filialen nicht hätte erweitert werden müssen. Da jedoch kurz nach 1850 eine starke Abwanderung von Juden aus Massenbachhausen erfolgte (1854 noch 54, 1869 16 jüdische Einwohner), wurde der Sitz der Religionsgemeinde in den sechziger Jahren nach Massenbach verlegt, Thorarolle und Subsellien in die Massenbacher Synagoge gebracht und die Massenbachhausener Synagoge 1872 verkauft. Das in der Gartenstraße stehende und heute im Besitz der Gemeinde befindliche Gebäude ist das Geburtshaus des 1876 geborenen Franziskanerbruders und Bildhauers Firminus Wickenhäuser.

1886 lebten noch 8, 1910 7 Juden im Ort. Mit Karoline Dreyfuß, geborene Wollenberger, starb 1926 die letzte jüdische Einwohnerin. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts hatte der aus Berwangen stammende Kaufmann Bernhard Hochherr, der mit einer Tochter des letzten jüdischen Lehrers und Vorsängers Reiß verheiratet war, eine Zigarrenfabrikation in Massenbachhausen eingerichtet. 1908 siedelte Hochherr nach Heilbronn über und wurde 1942 nach Theresienstadt deportiert, wo er wenige Tage später starb. Seine jüngste Tochter, die 1985 als Gast an der Begegnung mit früheren Juden in Heilbronn teilnahm, erzählte, daß ihr Vater um 1900 auch in Kirchhausen eine Zigarrenfabrikation betrieb, die er aber, nachdem an Aborten und an anderen Stellen Judensterne gezeichnet worden seien, einstellte und alles nach Massenbachhausen verlegte, wo er sich wohlgefühlt habe.

Möckmühl

Möckmühl war im 13. Jahrhundert würzburgisches Lehen der Herren von Dürn und gelangte Ende des 13. Jahrhunderts an die Herren von Hohenlohe, 1445 an Kurpfalz, 1504 an Württemberg.

Eine jüdische Gemeinde bestand hier im 13. Jahrhundert, von der 33 Mitglieder anläßlich der Rindfleisch-Verfolgung 1298 als Märtyrer starben.

Mühlbach, Stadt Eppingen

In Mühlbach, bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts im Besitz der Stadt Eppingen und somit kurpfälzisch, waren nach einem Bericht des Eppinger Stadtrats aus dem Jahre 1820 seit 1714 Juden ansässig, die zur Erhaltung der Brunnen und für die Erlaubnis, ihr Vieh an den Wegen und Straßen weiden zu dürfen, Wasser- und Weidegeld bezahlen mußten.

Die Zahl der Juden war stets gering. 1714 sollen es 2 jüdische Familien gewesen sein, 1771 lebte Jacob Aron, der 1749 einen Schutzbrief erhalten hatte, mit seiner Frau, 2 Söhnen und 4 Töchtern im Dorf, 1815 waren es mit Löw Fleischer, Jacob Fleischer, Joseph Fleischer und Gumpel Metzger 4 jüdische Familien. 1827 wurde Mühlbach als selbständige israelitische Gemeinde anerkannt und zunächst dem Rabbinatsbezirk Sinsheim, später Bretten zugeordnet. Die Mühlbacher Juden betrachteten sich, wie 1885 der aus Mühlbach stammende und nach Pforzheim gezogene Bernhard Fleischer schrieb, stets als nach Eppingen gehörig, wo sie nach Errichtung eines jüdischen Friedhofs ab 1819 ihre Toten bestatteten und wo auch die meisten jüdischen Frauen das rituelle Bad benutzten. In Mühlbach befand sich 1844 ein Frauenbad auf einem freien Platz im Garten der Witwe des Johannes Reimold.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts begegnen in Steuerlisten nur noch Mitglieder der Familie Fleischer, so die Handelsmänner Aron, Samuel und Joseph Fleischer, der Metzger David Fleischer, der Schneider Hirsch Fleischer und der Schuhmacher Emanuel Fleischer. Betroffen wurden die Mühlbacher Juden von Ausschreitun-

gen anläßlich des Märzaufruhrs 1848. Die Juden mußten um ihre Habe fürchten, und bei den Familien Bernhard, Hirsch, Aron und Samuel Fleischer wurden Fensterscheiben eingeschlagen, die der Schreiner Baptist Werner auf Kosten der Gemeinde am 24. März 1848 und nach einem erneuten Exzeß am 3. Oktober 1848 ersetzte.

Vor 1854 wurden religiöse und gottesdienstliche Handlungen in Privatwohnungen abgehalten. 1854 kauften dann die damals 6 jüdischen Familien von dem nach Amerika ausgewanderten Adam Diefenbacher das einstöckige Wohnhaus Nr. 96 im unteren Dorf an der Hauptstraße und erweiterten es zur Einrichtung einer Synagoge um ein Stockwerk. Nachdem sich jedoch seit 1862 die Zahl der jüdischen Einwohner durch Wegzug verringerte und der „Schulengang" kurz nach 1870 aufhörte, verkauften 1884 die noch in Mühlbach verbliebenen Juden, Kappenmacher Hirsch Fleischer und Handelsmann Jacob Fleischer, das Haus an Jakob Frey. Eine Thora kam in die Pforzheimer Synagoge, eine andere nach Göppingen, wo sich der aus Mühlbach stammende Fabrikant Aron Fleischer niedergelassen hatte. Als die israelitische Gemeinde Mühlbach mit Entschließung vom 18. Februar 1885 aufgelöst wurde, bezeichnete der Oberrat der Israeliten Badens die kurz zuvor erfolgte Veräußerung des Synagogengebäudes als rechtswidrig und beanspruchte das Haus für den israelitischen Religionsschulfonds, dem das Vermögen der aufgelösten israelitischen Gemeinde Mühlbach zugewiesen wurde.

Nach 1885 lebten nur noch wenige Juden im Ort, die letzte jüdische Einwohnerin Mühlbachs starb 1935.

Neckarsulm

Über die Herren von Weinsberg, die der Siedlung um 1300 ein Marktprivileg gewährten und sie zur Stadt erhoben, gelangte Neckarsulm zusammen mit der Herrschaft Scheuerberg 1335 an das Erzstift Mainz und 1484 an den Deutschen Orden. 1805 fiel die Stadt an Württemberg.

Juden waren schon früh in Neckarsulm ansässig. Anläßlich der von dem fränkischen Ritter Rindfleisch ausgelösten Judenverfolgung wurden am 19. Oktober 1298 in Heilbronn Rabbi Vives aus Sulm,

seine Frau Meitin und eine gleichnamige Enkelin ermordet. Auch 1349 wurden Juden aus Neckarsulm Opfer von Verfolgungen zur Zeit der Pest.

In der Folgezeit begegnen Juden wieder in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Sie gehörten sehr wahrscheinlich zu dem Kreis der aus der Reichsstadt Heilbronn Ausgewiesenen. Bekannt werden 1477 Jakob von Sulm sowie zwischen 1474 und 1483 Samson, der bei Graf Eberhard im Bart von Württemberg eine Vertrauensstellung besaß. 1474 teilte Graf Eberhard der Reichsstadt Heilbronn mit, daß sein Keller zu Lauffen mit der Stadt wegen Samson verhandeln werde, 1483 durfte Samson Heilbronner Bürgern nichts mehr leihen. 1486 wandte sich Deutschmeister Reinhold von Neipperg an den Heilbronner Rat wegen etlicher Tuche, die zwei Heilbronnern abgenommen und den Juden zu Neckarsulm zugekommen sein sollten.

Zwischen 1529 und 1532 hören wir von Hirsch und Michel aus Neckarsulm, die in jenen Jahren eine Reihe von Schuldnern aus Heilbronn vor dem Hofgericht in Rottweil verklagten. Nachdem 1530 Kaiser Karl V. allen Juden im Reich die von Kaiser Maximilian gegebenen Privilegien, insbesondere den freien Handel und Wandel, bestätigt hatte, wandten sich Michel und Hirsch im Namen „gemeiner Judenschaft" an den Heilbronner Rat, ließen durch einen kaiserlichen Boten die Privilegien nebst Bestätigung in Heilbronn verlesen und baten um eine schriftliche Antwort, ob der Rat den kaiserlichen Mandaten nachkommen wolle. Obwohl der Heilbronner Syndikus Jakob Ehinger eine Antwort empfahl, damit die Juden den Rat nicht „verunglimpfen", wird eine solche nicht bekannt. Vielmehr beschwerte sich die Reichsstadt beim Kaiser über die „unverschamt und gräulich Jüdischeit" und erreichte schließlich 1543 einen auch in Neckarsulm bekannt gemachten Freiheitsbrief König Ferdinands, der den Juden untersagte, ohne Wissen des Rates Bürgern der Stadt auf Pfand oder Gut in wucherischer Weise zu leihen oder Handel zu treiben.

Die Tätigkeit der Neckarsulmer Juden wurde zwischen 1530 und 1540 aber nicht nur durch die Reichsstadt Heilbronn, sondern ebenso von ihrem Schutzherrn, dem Deutschen Orden, beschränkt. So zeigte sich der den Juden wenig günstig gesinnte Deutschmeister

Walter von Cronberg besonders darüber verärgert, daß auch deutschordische Untertanen von Juden beim Hofgericht in Rottweil verklagt worden waren, so daß Juden in verpfändete Güter hätten eingesetzt werden müssen, was zum Fortzug einzelner deutschordischer Untertanen geführt habe. 1535 war von den bislang zwei in Neckarsulm ansässigen Juden Michel und Hirsch einer „lengest" hinweg, der andere wurde nur deshalb noch geduldet, weil es um 1535 Walter von Cronberg nicht gelungen war, die benachbarten Herrschaften wie die Lomersheim in Untereisesheim, die Greck in Kochendorf oder die Reichsstadt Wimpfen zur sofortigen Ausweisung aller Juden zu bewegen. Der Handel der Juden wurde jedoch dadurch beschränkt, daß 1538 deutschordischen Untertanen verboten wurde, von Juden etwas zu entleihen oder sich in einen wucherlichen Handel einzulassen, ein Verbot, das 1542 König Ferdinand durch ein Dekret sanktionierte. Bezeichnend, daß in jenen Jahren auch keine neuen Handel treibenden Juden in Neckarsulm aufgenommen wurden. Als 1544 württembergische Amtleute über die in ihrer Nachbarschaft ansässigen Juden berichteten, lebte in Neckarsulm seit ungefähr 1536 nur der Arzt Gumprecht („geprauchт sich der artzney"), der möglicherweise mit dem zuvor in Löwenstein bezeugten Gumprecht identisch ist und dessen Sohn sich 1544 der „Krämerei" widmete.

In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts finden sich nur vereinzelt Hinweise auf Juden. 1562 klagte Joseph von Gundelsheim vor dem kaiserlichen Kammergericht auf Freilassung seines Schwagers Aaron von Neckarsulm, der zu Unrecht beschuldigt worden war, ein von einem „Übeltäter" in Untereisesheim geraubtes Christenkind gekauft und erwürgt zu haben. Aaron, ein Arzt, ist noch bis 1598 in Neckarsulm bezeugt. Außer ihm werden 1577 und 1593 ein Joseph und 1587 ein Jögle genannt, 1598/99 nach Lothar Hantsch Abraham Weinstein und Isaac Schmutz. Die Wimpfener Judenordnung von 1598 enthält den Hinweis, daß auch Juden aus Neckarsulm in der Reichsstadt Handel betrieben.

Ausführlichere Hinweise auf die Neckarsulmer Juden liegen seit der Zeit des Dreißigjährigen Krieges vor. 1625 lebten 45 jüdische Einwohner in der Stadt, zu denen sich wegen der Kriegsunruhen bereits Mayer von Kochertürn und Lazarus von Kochendorf nebst

Tochtermann geflüchtet hatten. Aus dem Jahr 1625 hat sich eine Beschwerde der Neckarsulmer Bürgerschaft über die Juden erhalten, die der deutschordische Amtmann vor allem auf die „vor etlich wenig Jahren zue höchstem Despect unserer allein seligmachenden wahren catholischen Religion" errichtete Synagoge zurückführte, zu der auch Juden aus benachbarten Orten „haufenweise" zum Gottesdienst strömten, so daß an jüdischen Festtagen mitunter mehr Juden als Christen in der Stadt gesehen würden. Anstoß hatte bei den Bürgern ferner erregt, daß die Juden bereits 7 Häuser besaßen oder bestandsweise bewohnten, Vieh schächteten und Viktualien auf dem Markt „den Burgern aus den Händen reißen, auf das höchst bezahlen, ja ihnen mit Fingern under das Angesicht schnalzen". Auch der Betrag von jährlich 5 Gulden, den jeder jüdische Haushalt der Stadt für Fron, Hut und Wacht entrichtete, wurde 1625 angesichts der Kriegszeit als nicht mehr ausreichend empfunden. Die Juden sahen in der Beschwerde der Neckarsulmer Bürger „Übertreibungen", auch Haß und Feindschaft, bezeichneten ihre Synagoge lediglich als „Kemmerlein", sahen Vorteile für die Bürgerschaft, wenn fremde Juden ihren Zeremonien beiwohnten, da ein Zoll von 8 Denaren bei Betreten der Stadt gezahlt werde, und sie sahen auch keine Nachteile für die Bürger hinsichtlich der Viktualien auf Wochenmärkten, da Juden die stattlichsten Waren dieser Märkte, Butter und Käse, nicht kauften, sondern lediglich „umb ein Pfenning etlich Zwippelkrauth", das sie als „Leibsnahrung" benötigten. Zum Vorteil der Bürgerschaft brächten Juden aus benachbarten Dörfern Früchte und andere Waren in die Stadt.

Aus dem Jahre 1635 liegt ein früher Hinweis auf den jüdischen Friedhof vor. In einem Dekret des Hoch- und Deutschmeisters Johann Kaspar von Stadion werden Bedenken geäußert, den deutschordischen Juden am Neckar, zu denen auch die Neckarsulmer Juden gehörten, „einen gewissen Ort zum Begräbnis in unserer Jurisdiktion" zuzuweisen, wohl aber könnten sie vorübergehend an einen wüsten Ort in Neckarsulm gewiesen werden, „in Ansehung künftiger Zeit sie sich ihrer alten Begrebnuß widerumb werden bedienen mögen". Das Dekret nennt diesen alten Begräbnisort nicht, nach dem Wortlaut darf jedoch vermutet werden, daß er außerhalb des deutschordischen Territoriums lag und um 1635 wohl

wegen der Kriegsereignisse oder aus einem anderen Grund nicht benutzt werden konnte.

Alle Namen der Neckarsulmer Juden sind erstmals 1639 überliefert, zugleich mit aufschlußreichen persönlichen Hinweisen. Genannt werden:

Aaron, Männlins Sohn, mit Frau und 2 Kindern. Er besaß ein von seinen Eltern ererbtes Haus mit Scheuer an der Stadtmauer, war nach eigener Angabe ein „einfeltiger Rabiner" ohne Vermögen und suchte seine Nahrung außerhalb mit Betteln.

Gumbrecht, ebenfalls Männlins Sohn, mit Frau und 1 Kind. Er war „Schulknecht", hatte von Christen ein Haus gekauft und nährte sich mit Salzverkauf.

Aaron der Junge, mit Frau, 2 Kindern, 1 Base und 1 Magd. Er war Judenschultheiß, hatte ein bürgerliches Haus in der Schloßgasse, trieb Frucht- und allerhand Wechselhandel und hatte zuvor Schutz in Untereisesheim gehabt.

Meyer, mit Frau und 3 erwachsenen Söhnen. Er hatte zuvor in „Neudenheim" (Neudenau?) unter kurmainzischer Herrschaft gelebt, sich nach einer Bestrafung nach Neckarsulm begeben und handelte mit Pferden, Vieh, Früchten und allerhand Waren.

Josephs Witwe, mit 1 Magd. Sie besaß eine „bürgerliche Behausung", handelte mit Hausrat und hatte zuvor Schutz in Kochendorf gehabt. Ihre Kinder lebten nicht in Neckarsulm.

Lemblins Witwe, mit 1 Kind. Ihr noch 1639 gestorbener und wegen Kriegsunruhen von Erlenbach nach Neckarsulm gezogener „Schweher" Hirtz hatte in Neckarsulm ein Haus gekauft, worin die Juden ihre Synagoge errichteten. Hirtz hatte mit „allerhand Sachen" gehandelt.

Wolff, mit Frau, 5 Kindern und 1 Magd. Er wohnte in einer „bürgerlichen Behausung, darin die Judenweiber ihr Bad haben" und trieb „seinen Wechsel mit Silber und Gold auf allerhand Sachen". Er hatte zuvor in Lehrensteinsfeld Schutz gehabt.

Schmul, mit Frau und 3 Kindern. Er war von Wimpfen gekommen, wohnte in einer „bürgerlichen Behausung", besaß aber keinen Schutzbrief. Sein Handel wurde mit „nichts dann ligen und betriegen" bezeichnet.

Außer diesen lebten 1639 noch weitere Juden in Neckarsulm, die Schutzbriefe für ihre Herkunftsorte besaßen und sich nur wegen der Kriegsereignisse nach Neckarsulm begeben hatten: Johel von „Hüttenheim", der in der Schloßgasse wohnte, Raphael aus Binswangen, Isaac, Gumbrecht und Aberlein aus Kochertürn sowie Abraham und David aus Kirchhausen, von denen Abraham auch in der Schloßgasse lebte.

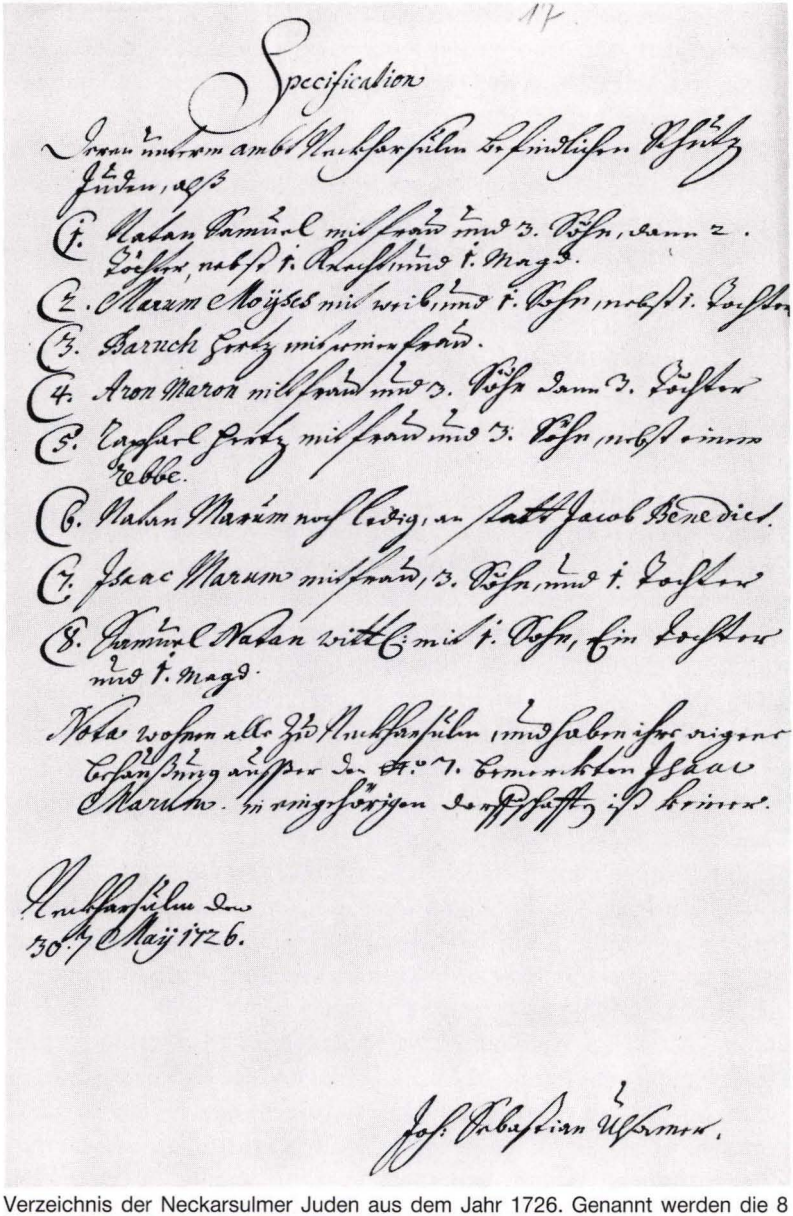
Nicht zuletzt bedingt durch die zahlreichen infolge des Kriegsgeschehens von auswärts in die Stadt gekommenen Juden kam es 1643 zu einer erneuten Klage der Bürgerschaft gegen die „uhnnütze, sehr schädliche, aussaugende, gottlose Judenschaft". Besonders gerügt wurde wiederum das „abschäuliche, gräuerliche Schächten", das in jenen Jahren auch die Kapuziner von der Kanzel herab als eine den Christen widrige Sache verurteilten, als besonders ärgerlich zudem das „Gassentreten, Laufen, Reithen, Rennen, Juchzen, Handeln, Faylhaben, Laugen anstellen, Wäsch aushenckhen, Säubern, Butzen, Trückhnen" durch Juden an Sonn- und Feiertagen bezeichnet. Die deutschordische Regierung in Mergentheim lehnte jedoch wie schon 1625 alle Forderungen nach Ausweisung der Juden ab. Sie sei zwar „kein großer Liebhaber" der Juden, doch müsse man sehen, daß diese auch Menschen seien, von denen etliche der Herrschaft ersprießliche Dienste und Hilfe geleistet hätten. Klagen wegen des Schächtens seien „närrisch", da auch am kaiserlichen Hof hohe und niedere Standespersonen Fleisch von Juden annehmen, da man dieses „um ein merkliches wohlfeiler" erhalten könne. Und der deutschordische Amtmann in Neckarsulm ließ durchblicken, daß die Bürger bei einer näheren Untersuchung ihrer Klagen nicht viel gewinnen würden, da sie 1642/43, als die Juden vor einrückenden Truppen vorübergehend nach Heilbronn flüchteten, den Soldaten die Vorräte der Juden an Frucht und Wein verraten hätten, um die eigenen zu schonen.

1650 verlangte die deutschordische Regierung in Mergentheim, daß alle fremden noch in Neckarsulm lebenden Juden wieder in den Ort gehen, für den sie Schutzbriefe erhalten hatten, da nunmehr jeder sicher auf dem Lande wohnen könne. In der Folgezeit lebten bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts zwischen 5 und 8 jüdische Familien in der Stadt. Genannt werden 1673 Joseph, Benjamin,

Benedict, Hirsch und Löw, 1685 Benedict, Hirsch, Götz (Sohn des Benjamin), Mosche bzw. Moses, Löw (Sohn des Benjamin), Abraham (Sohn des Benedict), Josephs Witwe und Maron (Sohn des Joseph), 1694 Benedict, Herz (wohl personengleich mit dem 1686 von Stein zugezogenen Hirzel), Maron (Sohn des Joseph) und sein Sohn Aaron, Jacob (Sohn des Benedict), Mayer (Tochtermann des Herz), Baruch (Sohn des Herz) sowie ein weiterer Maron (Sohn des Moses). Sie waren 1694 in „allerhand Handlungen", hauptsächlich mit Pferden, verwickelt und verfügten fast ausnahmslos über Hausbesitz, der sich am Ende der Rathausgasse neben dem Amorbacher Hof häufte, wo auch die Synagoge mit dem Frauenbad stand. Allerdings wohnte ein Teil der Juden auch verstreut in anderen Stadtteilen, denn 1695 erwog der deutschordische Amtmann, ob die Juden „nicht näher zusammengezogen" werden könnten, damit beispielsweise nicht „Benedict der Rabi" über den Markt und durch mehrere Gassen zur Synagoge gehen müsse. Gerügt wurde gelegentlich das „Geschrey und Hornblasen" an jüdischen Festtagen, doch hieß es 1680, daß sich die Juden, „welches sonsten etwas rares ist", ziemlich „ohnsträfflich" verhielten und niemand über Gebühr belästigten. 1695 wurde allerdings jede jüdische Haushaltung mit 5 Reichstalern bestraft, weil die Juden am Gründonnerstag und Karfreitag in und außerhalb der Stadt „zu allgemeinem scandal spaciren gangen", was ihnen nach ihrem Schutzbrief in der Zeit zwischen Palmsonntag und Ostern nicht gestattet war. Sehr aufschlußreich auch ein Verzeichnis aus dem Jahre 1693, das diejenigen Orte nennt, aus denen Juden damals zum Handeln nach Neckarsulm kamen: Kochendorf („handeln allerhand"), Stein („handeln was ihnen anständig"), Bürg, Neudenau („kommen wenig her"), Lehrensteinsfeld (an Markttagen), Wimpfen (mit Pferden), Affaltrach (an Markttagen) und Eppingen(„sehr viel, fast täglich", insbesondere mit Pferden).

Im Laufe des 18. Jahrhunderts lag die Zahl der jüdischen Haushaltungen einschließlich Witwen zunächst bei 7 (1715), stieg dann auf 8 (1726 und 1733), 9 (1742) und 13 (1752), sank dann aber allmählich wieder auf 9 (1761, 1773 und 1781) und schließlich auf 7 (1796 und 1802). Die jüdische Gemeinde erlebte somit in einer Zeit ihren zahlenmäßigen Höhepunkt, als der Deutsche Orden zwischen 1740

und 1752 die Zahl seiner Schutzjuden aus „Kameralinteresse" erhöhte. Genannt werden 1752 die beiden wegen ihres Alters und geringen Vermögens vom Schutzgeld befreiten Raphael Herz und Isaac Marum, Juda Nathan und Löw Beyersdorf (Sohn und Schwiegersohn des Nathan Samuel), die beiden im Hinblick auf Vermögen als „verdorben" bezeichneten Levi Raphael und Herz Raphael, die beiden Brüder und Hoffaktoren Nathan Marum Levi und Abraham Marum Levi, von denen letzterer über mindestens 50000 Gulden Vermögen verfügte, David Samuel, Cusel Aaron, Bunfel Moses (Buchhalter bei Abraham Marum Levi) sowie die Witwen von Samuel Nathan und Joseph Isaac. Besonders einflußreich war zweifellos Hoffaktor Abraham Marum Levi, der bei seiner Schutzannahme 1746 die „besondere hohe Gnade" erhalten hatte, bei Klagesachen nicht dem Oberamt Horneck, sondern unmittelbar der deutschordischen Regierung in Mergentheim zu unterstehen und der in seinem Hause auch ein eigenes Judenbad eingerichtet hatte. Wie schon im 17. Jahrhundert wohnten die Juden auch im 18. Jahrhundert in der Regel in eigenen Häusern, doch durften Häuser von Christen nur ausnahmsweise erworben werden. So bat 1738 Nathan Marum Levi vergeblich darum, sein bei der Stadtmauer gelegenes und an den Pfarrgarten stoßendes Haus gegen ein Haus an der Hauptstraße eintauschen zu dürfen. Die gesamte Bürgerschaft erhob Einwände, weil das Haus an der Front ein Muttergottesbild zeigte und Prozessionen durch die Hauptstraße führten, so daß Juden „ihr gotteslästerliches Gespött und abscheulichste Verunehrungen des in dem Heiligsten Sacrament eingefleischten Weltheylands, obschon nicht offentlich, doch in der Stille hinter ihren Fenstern" treiben könnten. Zunächst vergeblich bat 1748 auch Abraham Marum, der zusammen mit seinem Bruder bereits zweieinhalb „schön tapezierte" Häuser besaß, um den Kauf des mitten in der Gasse zum herrschaftlichen Schloß stehenden Klamm'schen Hauses. Erst als er sich 1750 gar für das vornehmste Haus in der Hauptstraße interessierte, das dem nach Heidelberg ziehenden Apotheker Ignaz Gartenweg gehörte, wurde der Kauf des Hauses Klamm gestattet, obwohl die deutschordische Regierung im Erwerb so großer Häuser durch Juden „puren Hoch- und Übermut" sah. 1758 wurde Abraham Marum verboten, für seinen erst fünf bis



Specification

Was Neckarsulm anbelangt, so befinden sich darinnen Juden, als

1. Natan Samuel mit Frau und 3. Söhn, dann 2. Töchter, nebst 1. Knecht und 1. Magd.
2. Marum Moyses mit Weib und 1. Sohn, nebst 1. Tochter
3. Baruch Hertz mit seiner Frau.
4. Aron Maron mit Frau und 3. Söhn dann 3. Töchter
5. Raphael Hertz mit Frau und 3. Söhn, nebst einem Lehrbe.
6. Natan Marum noch ledig, an statt Jacob Benedict.
7. Isaac Marum mit Frau, 3. Söhn, und 1. Tochter
8. Samuel Natan Witt. mit 1. Sohn, 1 Tochter und 1. Magd.

Nota wohnen alle Juden in Neckarsulm und haben ihre eigene Synagog ausser der 4. 7. bemerkten Isaac Marum. in einigen Jahren den Anfang ihr Haus.

Neckarsulm den 30. May 1726.

Joh. Sebastian Ulmer.

Verzeichnis der Neckarsulmer Juden aus dem Jahr 1726. Genannt werden die 8 Namen Natan Samuel, Marum Moyses, Baruch Hertz, Aron Maron, Raphael Hertz, Natan Marum, Isaac Marum und Samuel Natan

sechsjährigen Sohn ein weiteres vornehmes Haus in unmittelbarer Nachbarschaft des Amorbacher Hofs zu erwerben, das ebenfalls ein Muttergottesbild zeigte und von dem aus man direkt in die Hauskapelle der Amorbacher sehen konnte.

Zu den Gründen, die im Laufe des 18. Jahrhunderts gegen den Verkauf größerer Häuser an Juden vorgebracht wurden, gehörte auch die Befürchtung, daß die Juden dank der großen Keller unter den vornehmeren Häusern der Stadt den Weinhandel beherrschen könnten. So betrieb um 1720 Noe aus Mergentheim unter Assistenz von Raphael aus Neckarsulm einen sehr starken Handel mit Neckarweinen, und der Komtur zu Horneck berichtete 1723 an den Hoch- und Deutschmeister Franz Ludwig von Pfalz-Neuburg, daß Raphael nicht nur zwei der größten Keller in Neckarsulm gepachtet habe, sondern auch viele Kocherweine nach Neckarsulm bringe, um sie dann für Neckarsulmer Weine zu versilbern, wodurch die Stadt bei Weinhändlern aus Schwaben und Bayern „verschreyet" werde. Obwohl Raphael in den Vorwürfen das Werk „einiger gegen mich aufgewickhelter passionirter Gemüther" sah, erging der Befehl, daß jüdische Familien künftig nur für den Bedarf ihrer Haushaltung Wein zum Koschern und Einlegen erwerben durften, und erst 1752 wurde ihnen wieder gestattet, soviel Most in ihre Keller zu nehmen, wie sie wollten, weil die deutschordische Regierung das „commercium, das am Neckar allein im Wein besteht", hierdurch zu vermehren hoffte. Bemerkenswert, wie in jenen Jahren reichere Bürger wie Gastwirte, Bäcker und Metzger wohl aus Furcht vor Konkurrenz den Weinhandel durch Juden immer wieder zu beschränken suchten, während die ärmeren Bürger für die Juden eintraten, weil sie aus Mangel an Fässern und Kellern auf den Weinverkauf im Herbst angewiesen waren und dabei mit Most zurückzahlen konnten, wenn Juden zuvor für Weinbergpfähle oder andere Ausgaben mit Geld ausgeholfen hatten. Außer im Weinhandel waren Juden im 18. Jahrhundert im Pferdehandel und einige auch als Krämer tätig, da sie nach ihren Schutzbriefen mit Gewürzen und sonstigen Spezereien handeln konnten, wobei allerdings Gewürze, um Übervorteilungen zu verhüten, nur „ohnzermalmet und ganz" verkauft werden durften. 1760 wurde dem Arzt Jesaias Juda, Sohn des Juda Nathan, der Aufenthalt bei freiem Schutz gestattet.

Die Zahl der Mitglieder der kleinen jüdischen Gemeinde stieg in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts leicht an und verminderte sich nach 1860: 1810 lebten 40 Juden in Neckarsulm, 1829 43, 1843 51, 1869 54, 1886 18, 1900 24 und 1933 17. Die Neckarsulmer Juden beriefen nach einem Bericht aus dem Jahre 1828 den Rabbiner aus Freudental und schickten ihre Kinder in die Ortsschule, 1832 wurden sie anläßlich der Neuordnung der israelitischen Religionsgemeinden in Württemberg Filiale von Kochendorf und dem Rabbinat Lehrensteinsfeld zugeordnet. Die Synagoge bestand bis Mitte des 19. Jahrhunderts, wurde dann verkauft, in eine Scheune umgewandelt und 1945 durch Kriegseinwirkungen zerstört. Anläßlich der Annahme erblicher Familiennamen wurden 1829 folgende 11 Namen genannt:

Bisheriger Familienname	Künftiger Familienname
Abraham David, Schacherhändler, und seine Söhne David Abraham, Schacherhändler, und Herz Abraham, Schneider	*Rosenfeld*
Bär Kusel und Wolf Kusel, beide Schacherhändler	*Hilberth*
Herz Isak und Kosmann Isak, beide Schacherhändler	*Mannheimer*
Bär Moses, Ochsenwirt, Metzger und Viehhändler	*Gutmann*
Hirsch Abraham, Handelsmann und Wirt	*Rheinganem (Rheinganum)*
Michael Magul, Schacherhändler	*Magul*
Jesaias Bär, Schacherhändler	*Bär*

Die Wege und Schicksale dieser Familien hat Lothar Hantsch in einer Übersicht bis in das 20. Jahrhundert zusammengestellt.

Bei der Machtübernahme durch den Nationalsozialismus betrieb David Strauß eine Viehhandlung, der in sämtlichen Vereinen hoch geachtete Hermann Rheinganum war Inhaber eines Textilgeschäftes, David Stern besaß ein Kaufhaus, die als Ostjüdin 1933 ausgewiesene Rebekka Nadelreich geb. Bleicher seit 1930 ein führendes Schuhgeschäft. Die meisten jüdischen Familien wanderten bis 1938 aus. Amalie Bodenheimer wurde von Neckarsulm aus, Sophie Jacob von Stuttgart aus und David Strauß von Holland aus, wohin er 1937/38 ausgewandert war, deportiert und fanden den Tod. Werner Römmele, ein sog. jüdischer Mischling, starb 1942 im Konzentrationslager Dachau.

Der jüdische Friedhof wurde während der Herrschaft des Nationalsozialismus verwüstet, nach dem Krieg durch die Stadt wieder hergerichtet und die Trümmer der zerschlagenen Grabsteine zu Hügeln aufgeschichtet.

Neckarwestheim

Nach der Vertreibung der Juden aus der Reichsstadt Heilbronn im Laufe des 15. Jahrhunderts wandten sich einige der Ausgewiesenen in benachbarte Orte, so auch zumindest einer in das den Herren von Liebenstein gehörende Neckarwestheim (bis 1884 Kaltenwesten). Nachdem Kaiser Friedrich 1487 die Ausweisung der Juden aus Heilbronn sanktioniert und 1490 den Heilbronner Rat veranlaßt hatte, ihm die Synagoge nebst Friedhof für 250 Gulden und 24 Gulden Kanzleigebühr abzukaufen, erhoben 1491 Abraham von Kaltenwesten und Nathan von Talheim vergeblich Ansprüche auf das Gut der Heilbronner Juden, das ihnen vor 200 Jahren „hochgefreit" und bestätigt worden sei und für das die Stadt Heilbronn stets „den schuldigen Zins und den bedingten Zoll" erhalten habe.

1493 unterstützte Gerhard von Talheim als Vogt zu Lauffen die Bitte der Juden zu Talheim, Neckarwestheim, Bönnigheim und Erligheim, den Heilbronner Wochenmarkt besuchen zu dürfen. 1521 wandten sich die Brüder Hans und Bernhard von Liebenstein mit der Bitte an den Heilbronner Rat, ihrem Juden Abraham, der nun schon „bei 30 Jahren im Land gesessen und sich keines wucheri-

schen Handels gebraucht habe", zusammen mit seinem Sohn den Handel und Wandel in der Reichsstadt zu gestatten, was der Rat jedoch ablehnte. 1539 sind Jacob und sein Sohn Borich bezeugt.

Ein oder mehrere Juden lebten nach einem Bericht des württembergischen Amtes Weinsberg auch noch 1544 in Neckarwestheim.

Neipperg, Stadt Brackenheim

In einem Verzeichnis von Blutorten, die ein im 14. Jahrhundert geschriebenes Gebetbuch aufführt, wird auch Neipperg genannt. Da dies nach Heilbronn und Kleingartach erfolgt, wo 1298 Judenverfolgungen stattfanden, wird angenommen, daß 1298 auch Juden in Neipperg den Tod fanden. Weitere Hinweise auf Juden sind nicht bekannt.

Neudenau

Gründer der Burg und des 1263 erstmals urkundlich als Stadt bezeugten Ortes waren vermutlich auf einst Amorbacher Besitz die Herren von Dürn. Im 14. Jahrhundert waren zeitweise die Herren von Weinsberg, von Heinriet und von Sturmfeder im Besitz der Stadt, die 1364 Kurmainz erwarb. 1803 fiel Neudenau für kurze Zeit an die Grafen von Leiningen-Heidesheim, 1806 an Baden.

Juden werden erstmals gegen Ende des 13. Jahrhunderts erwähnt. Sie hatten 1298 unter der Verfolgung durch den Ritter Rindfleisch und danach wieder unter der Pestverfolgung zu leiden. 1454 wird eine Judengasse erwähnt. Aufschlußreich für die Geschichte der Neudenauer Juden, aber auch für die der Juden über Neudenau hinaus ist eine Urkunde des Erzbischofs Bertold von Mainz aus dem Jahre 1492. Bertold bekennt in jenem Jahr, daß er der „Judischeit" in und um Heilbronn, Wimpfen und dem Lande in Schwaben gegönnt habe, „das Juden-Begräbniß, so derselben Juden vorbemelten von langen Jahren here ußwendig unserer Stadt Nydenau gehabt haben, das dannoch vor Augen stehet, widerumb ufzurucken und fürdter ihre begräbniß sonder Intragk dazu haben". Der Wortlaut

der Urkunde läßt erkennen, daß die Juden in und um Heilbronn, Wimpfen und – ein bemerkenswert umfassender Begriff – dem Lande in Schwaben außerhalb der Stadt Neudenau einen Judenfriedhof gehabt hatten, der lange nicht benutzt worden war, 1492 aber noch vorhanden war und nun erneut benutzt werden sollte. Die Formulierung „und dem Lande in Schwaben" läßt vermuten, daß es sich um einen der ältesten jüdischen Friedhöfe handeln dürfte, dessen Wiedererrichtung 1492 eng mit Ereignissen in Heilbronn zusammenhing, da Kaiser Friedrich die vom Heilbronner Rat im Laufe des 15. Jahrhunderts verfügte Ausweisung der Juden 1487, also nur wenige Jahre zuvor, sanktioniert hatte.

Im Hinblick darauf, daß die zum Begräbnis nach Neudenau kommenden Juden wegen der zum Teil weiten Anreise beherbergt werden konnten, gestattete Erzbischof Bertold 1492, daß sich ein Jude in Neudenau niederließ, den er als sein und des Erzstifts Mainz „Judenburger" bezeichnete. Vor 1492 hatte folglich für einige Jahre oder Jahrzehnte kein Jude in Neudenau gelebt. Der Jude sollte, so Erzbischof Bertold 1492, sich „siner Handarbeit und nit mit



Der jüdische Friedhof in Neudenau gehört zu den ältesten im Raum um Heilbronn und dem „Lande in Schwaben"

Wuchern daselbst ernähren, auch Wachen und Pforten-Hute thun wie ander unser burger daselbst". Er sollte keinem mainzischen Untertan aus Neudenau, Herbolzheim oder Allfeld auf Wucher leihen und durfte Waren, die jemand „Nothdurfft halben" verkaufen wollte, nur mit Wissen des mainzischen Amtmannes erwerben. Alle zum Begräbnis oder aus anderem Anlaß nach Neudenau kommenden Juden durfte er „hausen, herbergen, essen, tränken". Für jeden Toten über 20 Jahre mußten die Juden 2 Gulden, für einen Toten unter 20 Jahre 1 Gulden an den mainzischen Amtmann bezahlen, für den Begräbnisplatz jährlich 9 Gulden an Gold.

Gemäß der Festsetzung Erzbischof Bertolds von 1492 lebte 1543 mit Mendlin ein Jude in Neudenau, der nach Berichten der württembergischen Amtmänner in Möckmühl und Neuenstadt sich schon „bey Jahren" dort aufhielt, „reich und in ainem guten vermögen" war und sich durch „allerley furkauff und wucher" ernährte. Als er 1543 auf dem Weg nach Stein vermutlich ohne Erlaubnis württembergisches Gebiet passierte, wurde er nach Neuenstadt ins Gefängnis gebracht und erst nach Bezahlung einer Strafe von 20 Gulden freigelassen. Nach den Berichten der württembergischen Amtmänner hatte der Neudenauer jüdische Friedhof in jener Zeit „viel Zulauf".

Nach dem Jurisdiktionalbuch der Kellerei Neudenau von 1667 zahlte der damals einzige Jude Manneß jährlich 24 Gulden Schutzgeld. Jeder durch- oder vorbeireisende Jude hatte 30 Pfennig Zoll zu erlegen, auch wenn er 100 oder mehr Pferde bei sich gehabt hätte, was einen späteren Keller zu der Anmerkung veranlaßte: „Könnte ohne untertänigste Maßgebung wohl geändert, d. h. erhöht werden". Das außerhalb des oberen Tores liegende Judenbegräbnis war durch den früheren Keller Philipp Vischer „abgeschafft" worden, so daß 1667 hiervon keine Einkünfte anfielen, wurde dann aber zu einem nicht bekannten Zeitpunkt wieder eröffnet.

Seit Ende des 17. Jahrhunderts vermehrte sich die Zahl der Juden allmählich. 1693 hören wir von Gumpele und Mosche, die damals gelegentlich in Neckarsulm handelten. 1720 beschwerten sich die kurmainzischen Juden in Billigheim und Neudenau, daß allen deutschordischen Untertanen im Oberamt Horneck der Handel mit ausländischen Juden (für den Komtur zu Horneck „gottlose Vögel")

verboten worden war, obwohl man seit vielen Jahren diesen Untertanen mit „Geld, Frucht, Kleidung und sonstiger Notdurft" ausgeholfen habe. Die deutschordische Regierung in Mergentheim wollte daraufhin den Handel wieder gestatten, da sie befürchtete, daß Kurmainz seinerseits Untertanen den Handel mit deutschordischen Juden verbieten könnte.

1749 beschwerten sich sowohl die christlichen als auch jüdischen Handelsleute aus Neudenau über die Billigheimer Juden, die alltäglich mit Waren in die Stadt kämen, so daß man mit eigenen Waren „gäntzlich sitzen" bleibe. Der kurmainzische Keller erhielt daraufhin die Anweisung, keinen Handelsleuten das Hausieren mit Waren außer an gewöhnlichen Jahrmärkten zu erlauben. 1769 zählte man acht jüdische Familien mit 36 Seelen. Unter diesen befand sich zweifellos David Moses, der anläßlich der Frankfurter Messe 1769 beim Nürnberger Kaufmann Johann Gottfried Pallin Waren erwarb, ferner wohl auch Samuel Wolf, der 1773/1775 sein an der Stadtmauer gelegenes Haus verkaufte und dafür von Schneidermeister Gregor Steinbach ein an der Straße neben Löb Moses gelegenes Haus erwarb.

1806 lebten elf Judenfamilien mit 54 Seelen in Neudenau und 1809 erscheinen anläßlich der Annahme erblicher Familiennamen folgende Personen:

Bisheriger Name	Künftiger Familienname
Samuel Wolf	*Rosenberg*
Kappel Feiß	*Stark*
Abraham Feiß	*Haas*
Gumbel Feiß	*Fröhlich*
Isak Wolf	*Schuster*
Gumbel Wolf	*Klein*
Lämmle Löw	*Abendstern*
Moses Isak	*Ehrlich*
Gumbel Samuel	*Rosenberg*
Löw Levi	*Fuchs*
Marx Bär	*Schwan*

Sie betrieben sämtlich den „Nothandel aller Gattungen" und beklagten 1815 „drangvolle und äusserst tief gesunkene Nahrungsverhältnisse". Lediglich Samuel Wolf Rosenberg war so wohlhabend, daß durch seine Freigebigkeit die Bedürfnisse der israelitischen Gemeinde bestritten werden konnten, aber auch er verarmte, so daß 1820 das Geld für einen Synagogenneubau, für den Baumeister Storf aus Billigheim Pläne vorlegte und für den 1819 für 661 Gulden bereits ein Anwesen von Ratsdiener Joseph Mayer und Johannes Herrmann erworben worden war, fehlte. Der bisherige Betsaal war zu klein geworden („wirklicher Vogelkeffich") und drohte wegen Baufälligkeit einzustürzen. Erst am 29. Januar 1875 weihte Rabbiner Weil aus Mosbach einen Synagogenneubau ein. Zuvor war um 1835 außerhalb der Stadt ein neues Frauenbad geschaffen worden anstelle eines alten Bades im Hause des Gumbel Klein, dessen weiterer Gebrauch 1834 untersagt worden war. Auf dem im 19. Jahrhundert von den israelitischen Gemeinden Neudenau und Billigheim gemeinsam unterhaltenen Friedhof wurden 1915 72 Grabsteine durch Schüler umgeworfen oder beschädigt, die auf Kosten der Eltern wieder instandgesetzt werden sollten.

1852 lebten 46, 1883 50, 1910 26, 1925 12 und 1933 noch 9 Juden in Neudenau, die ihrem Vieh-, Pferde- oder Textilwarenhandel nachgingen. 1933 trieb den Pferdehandel noch Leopold Haas, Heinrich Rosenberg und Helmar Spier waren Textilkaufleute, Sigmund Weinberg hatte ein Manufakturwarengeschäft. Mit Ausnahme der noch in Neudenau verstorbenen Mina Haas verzogen die jüdischen Einwohner zwischen 1935 und 1940 nach Pforzheim, Weinheim, München und Berlin. Mit Beschluß des Badischen Staatsministeriums vom 8. November 1937 wurde die israelitische Gemeinde Neudenau aufgelöst. In der Kristallnacht 1938 wurde die Synagoge zerstört. Als am 22. Oktober 1940 die badischen Juden nach Gurs deportiert wurden, lebte in Neudenau selbst kein Jude mehr. Fünf ehemalige Neudenauer Juden wurden jedoch von Pforzheim, Weinheim und Karlsruhe aus deportiert. Von ihnen starben zwei im Lager Gurs, drei sind in Auschwitz verschollen, so auch Irma Weinberg und Helmar Spier, die im März 1943 von Berlin aus den Weg nach Auschwitz antreten mußten. Leopold Haas zog 1935 zu seiner Tochter nach München.

Neuenstadt am Kocher

In einem unvollständig erhaltenen „Betbuch" aus Heilbronn von 1387 wird auch ein Vivel „von der Neuenstadt" genannt. Weitere Hinweise auf Juden in der um 1320 wohl von den Herren von Weinsberg als „neue Stadt Helmbund" angelegten Stadt, von 1618 bis 1781 Residenz einer württembergischen Nebenlinie, finden sich nicht.

Obergimpern, Stadt Bad Rappenau

Der Ort ging 1368 aus dem Besitz der Herren von Strahlenberg an die Kurpfalz über und gelangte als kurpfälzisches Lehen zunächst an die Herren von Helmstadt und 1689/90 an die Grafen von Yrsch. Ein kleinerer Teil des Ortes gehörte bis 1632 zum kurpfälzischen Lehen der Herren von Hirschhorn. 1803 wurde Obergimpern leiningisch, 1806 badisch.

In den Wimpfener Rats- und Gerichtsprotokollen erscheint seit 1575 mehrmals ein Schmoll, von dem 1576 bekannt wird, daß er in Wagenbach lebte, dessen Gemarkung 1925 mit Obergimpern vereinigt wurde. Schmoll hatte um 1575 Auseinandersetzungen mit Gumprecht von Rappenau, zunächst in Wimpfen im Hause der Witwe des Lemblin (der Gumprecht „mit dem grossen Kolben khomen"), hernach zu Gundelsheim und dann wieder in Wimpfen. 1582 wurde Schmoll ermahnt, sich nicht in Wimpfen im Tal niederzulassen. 1586 hören wir auch von einem Joseph zu Wagenbach und einem Süßkind zu „Gimpern". Von Süßkind wird bekannt, daß er zuvor 5 bis 6 Jahre in Wagenbach „mit hauß gesessen" und von Kurpfalz einmal mit 20 Gulden bestraft worden war, weil er ohne Geleit „hin und wieder geschweift". 1589 ließ sich mit Moses ein zweiter Jude in Obergimpern nieder, der aus Frankfurt zugezogen war und eine Jüdin aus Wimpfen geheiratet hatte. Beide Juden in Obergimpern wurden 1590 durch Peter von Helmstadt auf Veranlassung von Kurpfalz ausgewiesen. Man könne nicht gutheißen, so hieß es in einem Schreiben des Vormundes und Administrators von Pfalzgraf Johann Kasimir 1590, daß Peter von Helmstadt „gottlose

Juden underschleiffen undt erhalten solle". Der ausgewiesene Süßkind fand möglicherweise beim Deutschen Orden Aufnahme, da spätestens ab 1596 ein Süßkind in Gundelsheim seßhaft war.

In der Folgezeit ließen sich sehr wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wieder Juden in Obergimpern nieder. So erhielt 1685/86 Moschy Heß eine Geldstrafe „wegen nächtlichem Zank und Schlaghändel" in Massenbachhausen. Da als Herkunftsbezeichnung nur „Gimpern" angegeben wird, könnte allerdings auch Untergimpern in Frage kommen, wo seit dem 18. Jahrhundert ebenfalls Juden bezeugt sind. 1692 und 1694 hatte die Herrschaft Yrsch keine Einkünfte von Juden aus Obergimpern.

1753 lebten zwei jüdische Familien im Ort: Marx Levi mit Frau und 2 Kindern sowie David Hirsch mit Frau und 9 Kindern, der zwischen 1749 und 1752 wiederholt mit Vieh in Treschklingen handelte. Sie waren 1740 bzw. 1742 von der Herrschaft Yrsch aufgenommen worden. 1740 lebte auch ein Meyer in Obergimpern, 1747 wird anläßlich einer Beerdigung in Heinsheim, wo Juden aus Obergimpern ihr Begräbnis hatten, auch ein Mordig genannt. 1775 waren 7 jüdische Familien mit zusammen 27 Personen ansässig, 1801 5 Familien.

Anläßlich der Annahme erblicher Familiennamen 1809 werden folgende Familien mit insgesamt 41 Personen genannt:

Bisheriger Name	Künftiger Familienname
Maier Levi	*Stamhalter*
Emanuel Liebmann	*Strauß*
Jos. Lazarus	*Waldörfer*
Josel Herz	*Stein*
Hirsch Maier	*Kaufmann*
Abraham Wolf	*Zimern*
Kaim Süsmann	*Grombacher*
Gumpel Simon	*Mosbacher*

1825 hatte Obergimpern 67 jüdische Einwohner. Als Synagoge diente bis 1807 ein „Schlupfwinkel" unter dem Dach eines jüdischen Hauses, das 1807 baufällig war, so daß ein Synagogenneubau be-

schlossen wurde. Über die Baukosten kam es dabei zu einem Streit mit den Juden aus Untergimpern, die bis dahin die Synagoge in Obergimpern in Ermangelung einer eigenen besucht hatten. Der zur Schlichtung angerufene Oberrabbiner von Neckarbischofsheim setzte fest, daß Untergimpern ein Sechstel der Baukosten (100 Gulden) übernehmen sollte, doch verweigerten einige der damals 8 Juden aus Untergimpern jegliche Beiträge, so daß schließlich eine Exekution angedroht wurde, die aber vom Justizamt in Mosbach untersagt wurde. Der Synagogenneubau wurde dennoch kurz darauf durchgeführt, 1882 erfolgte für 400 Mark eine Renovierung.

Ein rituelles Bad befand sich schon vor 1830 im Keller des Hauses des damaligen Judenvorstehers Hirsch Kaufmann und wurde später in die Synagoge verlegt. Die jüdischen Kinder besuchten zu Anfang des 19. Jahrhunderts zunächst die evangelische, dann die katholische Ortsschule, deren Räume aber 1848 als viel zu klein für über 100



Die ehemalige Synagoge in Obergimpern, Zustand 1962

katholische und jüdische Kinder bezeichnet wurden, worauf letztere wieder die evangelische Schule besuchen sollten. Ein jüdischer Lehrer (Religionslehrer) und Vorsänger wird mit Lemle Herz schon vor 1784 genannt, seit 1805 amtierte der zuvor seit 1783 in Berwangen tätig gewesene Baruch Levi, weitere israelitische Lehrer waren in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Simon Marx, Löw Jeremias, Bernhard Kahn und Jakob Oestreicher. Ihr Begräbnis hatten 1826 3 jüdische Familien in Heinsheim, die anderen in Waibstadt.

Die nach der Julirevolution in Frankreich 1830 verstärkt erhobenen Forderungen nach völliger Gleichberechtigung der Juden in Baden, insbesondere aber die Forderung nach Gleichstellung bei den Bürgernutzungen wie den Holzgaben, führten zwischen 1830 und 1832 zu Ausschreitungen und Mißhandlungen von Juden in einer Reihe badischer Gemeinden, so auch in Obergimpern. Am 11. Oktober 1830 meldeten 2 Gendarmen, daß es in der verflossenen Nacht gegen 10 Uhr zu einem Aufruhr durch ledige Leute gekommen sei, „um die Juden zu verstören". Freveltaten seien zuerst an der Synagoge ausgeübt worden, an welcher 8 große Fenster sowie ein gläserner Leuchter zerstört worden seien. Wachmannschaften hätten die Menschenansammlungen zwar wieder auseinandergetrieben, doch sei es während der ganzen Nacht „unruhig" geblieben.

Zu erneuten Exzessen kam es im Februar 1831, als sich die Einwohner von Obergimpern trotz wiederholter amtlicher Weisung weigerten, dem jüdischen Bürger Hirsch Kaufmann seine ihm zustehende Bürgerholzgabe zu reichen. Bei gewalttätigen Auseinandersetzungen wurden die Fenster im Hause des Hirsch Kaufmann eingeschlagen, Vorfälle, die das badische Direktorium des Neckarkreises als „nichts weniger als unerheblich" einstufte. Obwohl Amtmann Bettinger aus Neckarbischofsheim in Begleitung von einem Brigadier und 10 Gendarmen nach Obergimpern kam, konnte er die Auseinandersetzungen nicht beilegen. Als er einen von ihm nicht genehmigten Vergleich, in dem Hirsch Kaufmann für sich und seine Nachkommen auf alle Bürgernutzungen verzichtete, zu den Akten nehmen wollte, wurde ihm dieser wieder „entrissen". Von Verhaftungen sah Bettinger ab, weil er schon bei der ersten „das Signal zu den gröbsten Exzessen" befürchtete. Erst dem Mosbacher Amtmann Dreyer, dem die Einwohner von Obergimpern mit weniger Miß-

trauen begegneten, gelang es, die amtlichen Weisungen und damit auch die Aushändigung der Bürgerholzgabe durchzusetzen.

Die Zahl der jüdischen Einwohner ging seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts allmählich zurück. 1875 wohnten hier 56 Juden, 1900 34 und 1933 17. Um 1865 wurde ein Wohltätigkeitsverein zur Unterstützung armer Israeliten gegründet, der 1885 ein Kapital von 1516 Mark besaß. Kleinere Stiftungen vermachten Gumbel Kaufmann zur Unterstützung Armer und Rösle Adler für Gebete in der Synagoge. Ihr Sohn Isaac Adler erscheint 1876 als Mitinhaber der Firma Adler und Oppenheimer in Straßburg.

1933 war noch David Grombacher als Viehhändler tätig, Wilhelm Falkenstein führte eine Kohlen-, Getreide- und Gemischtwarenhandlung, Jakob Katzauer ein Farben- und Lackgeschäft. Über die Hälfte der Juden wanderte nach den USA (5), Palästina (3) und Argentinien (3) aus, 2 verzogen nach Karlsruhe. Noch vor der Kristallnacht 1938 wurde die Synagoge an die katholische Pfarrgemeinde verkauft und dadurch nicht zerstört. Die letzten jüdischen Einwohner wurden am 22. Oktober 1940 nach Gurs deportiert, darunter David und Flora Grombacher, die 1942 nach Auschwitz verschleppt wurden, wo sie umkamen.

Oedheim

Der Ort gehörte seit 1484 dem Deutschen Orden und fiel 1806 an Württemberg, das Schloß war dagegen im Besitz der Adelsfamilie Capler, die den Beinamen Bautz führte. Es war seit 1504 württembergisches Lehen.

Kurz vor 1700 nahmen sowohl der Deutsche Orden als auch der Freiherr von Bautz Juden auf.

Die deutschordische Regierung in Mergentheim hatte im 17. Jahrhundert Schutzgesuche von Juden für Oedheim, so 1686 bei Moses aus Hirschhorn, zunächst abgelehnt, weil bis zu diesem Zeitpunkt im deutschordischen Amt Heuchlingen keine Juden lebten und sich bei ihrer Aufnahme die Wohnungen angesichts einer nach dem Dreißigjährigen Krieg wieder stärker gewordenen Bevölkerung verteuern könnten. Doch schon 1686 zeigte sich die Kommende

Horneck nicht abgeneigt, auch in Oedheim Juden anzusiedeln. Der Ort eigne sich, so der Komtur, durchaus zur „traffique", auch könnten einige öde Plätze Juden zum Hausbau zugewiesen werden. Überdies sah Komtur Johann Philipp von Hoheneck 1692, daß Kochendorfer und Wimpfener und somit vom Deutschen Orden her gesehen ausländische Juden im Amt Heuchlingen einen starken Handel mit Früchten (Korn, Dinkel, Haber), worauf sie schon vor der Ernte Geld ausliehen, betrieben, ohne daß der Deutsche Orden die geringste Gegenleistung („Ergötzlichkeit") in Form von Schutzgeld oder anderen Abgaben erhielt. Da der Deutsche Orden nicht wie Kurpfalz, Kurmainz oder andere Stände des Reiches zur Erhebung von Geleitgeldern oder Leibzöllen von Juden anderer Herrschaften privilegiert war, und da um 1696 auch der Freiherr von Bautz Juden mit der Begründung in sein Oedheimer Schloß aufnehmen wollte, daß schon sein Großvater einmal zwei Juden Schutz gewährt habe, siedelte der Deutsche Orden daher seinerseits 1697 aus wirtschaftlichen Erwägungen einen Juden in Oedheim an. Erster deutschordischer Jude war Moses aus Kochendorf, der „wohlbemittelt" war, Roß- und Viehhandel betrieb und spätestens 1699 ein nicht weit von der Kirche („130 gemeine Mannsschritt") entfernt liegendes Haus erwarb. Möglicherweise schon bei seiner Schutznahme, spätestens jedoch 1705 wurde ihm gestattet, in diesem Haus „die Schuelen und jüdische Ceremonien zu üben" und damit eine Synagoge zu errichten, was jedoch „in der Stille und ohne Getümmel, wodurch denen Christen und insonderheith denen nächstwohnenden Kranckhen eine Überlästigkeith zugehen kann", geschehen sollte. 1705 äußerte sich der deutschordische Amtmann zu Heuchlingen sehr befriedigt über Moses, der keinen übermäßigen Zins nehme und auch keinen unzulässigen Wucher treibe.

1707 erhielt mit Emanuel (auch Mannes oder Männlein Moses genannt), einem Sohn des Moses, ein weiterer deutschordischer Jude Schutz in Oedheim, der 1711 nach dem Tode seines Vaters dessen Haus mit der Synagoge erbte. Emanuel betrieb ebenfalls Viehhandel und besaß nach einem Verzeichnis von 1725 ein Vermögen von 650 Gulden. Da durch den Tod des Moses eine „Schutzstelle" in Oedheim vakant geworden war, gewährte der Deutsche Orden 1713 mit Jacob, Sohn des Moses Manasse von Mergentheim,

und Simon (später Simon Isaak), Sohn des Isaak von Steinsfurt, zwei Juden Schutz in Oedheim, die als eine Familie galten. Jacob war mit der Schwester des Simon, dieser mit der Schwester des Jacob verheiratet, sie sollten daher in einem Hause wohnen und zusammen ein Schutzgeld in Höhe von 15 Reichstalern bezahlen. Sie verdankten ihre Aufnahme dem Vater des Jacob, der der deutschordischen Regierung „gute Dienste" bei Herbeibringung eines geraubten Schatzes geleistet hatte. Für eine Niederlassung in der Residenzstadt Mergentheim galten sie als nicht bemittelt genug, daher ihre Aufnahme in Oedheim. Als Gewerbe wird sowohl bei Jacob als auch Simon „geringe Krämerwaren" angegeben, letzterer handelte aber auch mit Silber, Juwelen, Früchten und anderen Sachen, die ihm unter die Hände kamen. Sie besaßen 1725 etwas mehr Vermögen als Emanuel (Jacob 900, Simon 750 Gulden) und erwarben 1727/28 „am Ent des Fleckens" ein wohl etwas geräumigeres Haus, das vor 1725 dem nach Ungarn gezogenen Leonhard Frech gehörte.

Außer durch den Deutschen Orden wurden seit 1698 auch durch den Freiherrn von Bautz Juden in Oedheim aufgenommen. Als erster Name erscheint Baruch von Wachbach, 1702 findet sich ein Hinweis auf einen Tochtermann des Baruch, 1716 und 1719 bauen Herz Moses und Isaak Abraham Häuser im Vorhof des Schlosses, 1729/30 waren es mit Hertzle, Isaak, Jeckoff und Moses Abraham 4, 1737 mit Herz, Moses, Heyum, Mannas, Henle und Mayer 6 jüdische Haushaltungen beim Freiherrn von Bautz, bei denen 1737 auch ein Rabbi mit seiner Familie lebte und die 42 Personen umfaßten. Sie wohnten nicht im Schloß selbst, sondern im Bereich des zum Schloß gehörenden Vorhofes und besuchten die im Haus des deutschordischen Juden Moses bzw. seines Sohnes Emanuel befindliche Synagoge.

Die Annahme von Juden durch den Freiherrn von Bautz führte zu jahrzehntelangen Auseinandersetzungen mit dem Deutschen Orden, der Bautz das Judenschutzregal bestritt, weil dieses nur Territorialherren zukomme. Auch die Gemeinde Oedheim protestierte schon um 1700 gegen das „ganz neuerliche Beginnen" des Bautz, wodurch „allerhand Ungelegenheiten, Fuggerei und Diebstähle" zu befürchten seien. 1703 hatte Bautz die Angelegenheit bereits bei Württemberg als seinem Lehensherrn anhängig gemacht,

so daß der deutschordische Amtmann zu Heuchlingen eine zunächst beabsichtigte „gewalttätige Ausschaffung" der Juden des Bautz nicht für ratsam hielt, da sonst die „zimbliche unnachbarschaft" Württembergs zu erwarten sei. Vielmehr versuchte man auf deutschordischer Seite, den Juden des Bautz durch das Verbot des Handels mit deutschordischen Untertanen die Existenzgrundlage zu entziehen, ein Handelsverbot, das kaum Wirkung zeigte. 1719 wurde es erneuert, allerdings Handel mit Vieh und Pferden, der auch deutschordischen Juden in Württemberg zugestanden wurde, erlaubt, dagegen sollten Handel mit Krämerwaren sowie Verkauf von Fleisch oder Ankauf von Häuten unterbleiben. 1720 erreichte es der deutschordische Amtmann zu Heuchlingen, daß der Bautz'sche Jude Isaak Abraham, der in seinem 1719 gebauten Haus einen Kramladen eingerichtet hatte, ein jährliches Gewerbe- oder Handelsgeld von 12 Gulden zahlen wollte, doch verzichtete die deutschordische Regierung in Mergentheim auf ein solches „utile", da hierdurch der freie Handel fremder Juden gefördert statt verhindert werde. Auch 1723 wurde das Handelsverbot noch einmal erneuert, nachdem sich Metzger in Oedheim darüber beschwerten, daß Bautz'sche Juden Fleisch im Ort herumtrugen und verkauften, ebenso 1738, nachdem der deutschordische Amtmann zu Heuchlingen über „nit passirliche Händel" der Bautz'schen Juden klagte, die gestohlene Waren aufkauften, wodurch Oedheim „verschreyet" werde. Wirkung zeigte das Verbot letztlich nicht, auch nicht auf das Zusammenleben der Juden im Dorf, die miteinander teilweise verwandt waren. So war der 1716 von Bautz aufgenommene Herz Moses ein Bruder des deutschordischen Juden Emanuel.

Das rasche Anwachsen auf 9 jüdische Haushaltungen (3 deutschordische und 6 beim Freiherrn von Bautz) in nur etwas mehr als 3 Jahrzehnten führte auch zu Konflikten im Dorf, die 1737 sichtbar wurden, als sich die Gemeinde Oedheim nach dem Tode des Emanuel und seiner Frau bemühte, ihr hinterlassenes Haus an einen Christen zu verkaufen, um den Juden die dortige Synagoge zu nehmen. Vor allem die Synagoge und ihre Lage nahe der Kirche hatte Anstoß erregt. Sie verursachte für Dechant und Pfarrer Dr. Caspar Agricola „nit geringe Confusion", da ringsum Christen wohnten, die durch „continuirliches Judengeschrey" am Sabbat

gestört würden. Die Gemeinde Oedheim sah gleichfalls eine „große Konfusion", wenn die Juden aus dem Schloß an der Kirche vorbei zur Synagoge zogen. Beklagt wurde auch der starke Zulauf auswärtiger Juden am Sabbat, „welche dann und wann sogar mit denen Kärchen krank hieher geführt" würden. Auch daß die Juden im Winter mit brennenden Lichtern aus der Synagoge kamen und durch die Straßen zogen, wurde wegen der Feuergefahr gerügt. Nach eingehender Untersuchung durch deutschordische Beamte wurde den Juden jedoch die Synagoge belassen, da Moses in dem 1705 ausgestellten Schutzbrief die Genehmigung zu ihrer Errichtung erhalten hatte.

Im weiteren Verlauf des 18. Jahrhunderts erhöhte sich die Zahl sowohl der deutschordischen als auch der Bautz'schen Juden. Auf deutschordischer Seite gab es 1752 bereits 7 jüdische Haushaltungen: Jacob Moses, Simon Isaaks Witwe, die sich gelegentlich bei Kindern in Mergentheim aufhielt, der 1738 von Mannheim nach Oedheim gekommene Abraham Elkann (Schwiegersohn des Simon Isaak), der 1740 ebenfalls aus Mannheim gekommene Hayum Daniel (Schwiegersohn eines Jacob Herz, der nach 1755 wegen eines Hausbaus, Krankheit und verloren gegangener „Aktivschuldforderungen" verarmte), der 1750 aus „Gaukönigshofen" gekommene Salomon Mayer (Schwiegersohn des Jacob Moses), Joseph Simon sowie der 1752 von Kochendorf nach Oedheim gegangene Benedikt Gumbel, der mit 1000 Gulden Vermögen 1752 der wohlhabendste Jude war. 1780 gab es 9 deutschordische Juden im Ort, 1795 8, 1802 werden 10 Namen erwähnt: Raphael Moses, David Benedict, Wolf Benedict, Isaac Moses, Seeligmann Löb, David Isaac, Moses Gumpel sowie die Witwen von Mayer, Salomon und Hayum. Von diesen besaß nur Raphael Moses ein Vermögen von über 3000 Gulden, David Benedict und Wolf Benedict hatten höchstens 2000 Gulden, die anderen „standen schlecht" oder „hatten gar nichts". Die deutschordischen Juden nahmen schon im 18. Jahrhundert wie jeder christliche Bürger Anteil an allen „bürgerlichen Gerechtigkeiten" des Dorfes. Wenn beispielsweise im Herbst die Schweine zur Mast in das „Gemeindeäckerich" getrieben wurden, erhielten die Juden, da sie keine Schweine besaßen, eine Vergütung in Geld, und wenn ein Gemeindeschäfer bei Antritt der Pacht der Bürgerschaft zu

Pfingsten Wein und Brot reichte, so erhielten die Juden ebenfalls einen entsprechenden Geldbetrag. Die deutschordischen Juden mußten dafür jedoch bei ihrer Aufnahme wie jeder christliche Bürger Bürgergeld (5 Gulden bei Fremden) und Feuereimergeld (1 Gulden) an die Gemeindekasse entrichten, letzteres wurde allerdings erst 1781 nach einer Beschwerde der Gemeinde durch das Oberamt Horneck festgesetzt.

Auch auf Seiten der Familie von Bautz erhöhte sich nach 1740 die Zahl der Juden, allerdings nicht so stark wie auf deutschordischer Seite. Im Jahre 1781 zahlten folgende 9 jüdische Haushaltungen an die Herren von Bautz Schutzgeld bzw. Hauszins: Wolf Salm und Moses, von denen jeder ein Haus besaß, je 15 Gulden, Salomon Hägelin und Josef Hertz 15 bzw. 12 Gulden, die im Judenhaus am Tor wohnenden Wolf Manasses, Nathan Meyer und Moses Raphael je 15 Gulden, die Witwe des Josef Haulen im Taglöhnerhäusle am Tor 4 Gulden sowie Isaak Löw 15 Gulden. Nachdem Oedheim 1806 württembergisch geworden war, lebten 1807 43 vormals Bautz'sche und 41 vormals deutschordische Juden im Ort.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts stieg die Zahl der jüdischen Einwohner zunächst leicht an, ging dann aber durch Abwanderung allmählich zurück: 1818 95 Juden, 1854 108, 1869 63, 1900 38 und Juni 1933 15. Anläßlich der Annahme erblicher Familiennamen 1828 finden sich zugleich aufschlußreiche Hinweise zur beruflichen Tätigkeit:

Bisheriger Name	Künftiger Familienname
Judel Moses „treibt nichts mehr". Der damals 83jährige lebte von Zinsen und der Unterstützung seiner 4 Söhne Moses Judel (Hausierhandel mit Tüchern), Wolf Judel (Metzger), Abraham Judel (Hausier- und Viehhändler) und Levi Judel (Viehhändler)	*alle Rosenstein*
Isak Moses, bei dem damals 76jährigen wird kein Beruf vermerkt, 2 Söhne waren Viehhändler	*Mergentheimer*

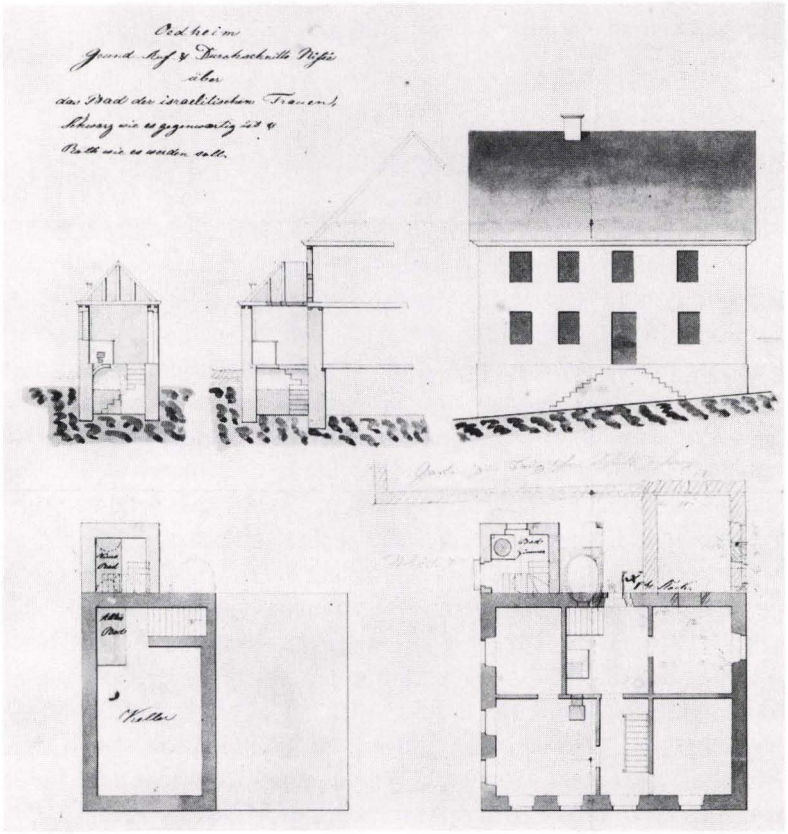
Daniel Nathan, „lebt von Almosen"	*Strauß*
David Benedikts Witwe	*Herrmann*
Hirsch Lazarus, Hausierhandel mit Ellenwaren, auch Frucht- und Viehhandel	*Stern*
Lazarus Isak, Viehhandel	*Strauß*
Moses Gumpels Witwe, die Söhne waren Lumpensammler	*Fröhlich*
Moses Isak, Schacherhandel	*Adler*
Raphael Moses, Vieh- und Fruchthandel	*Mannheimer*
Salomon Levi Wolf, „ernährt sich von Almosen"	*Gutmann*
Moses Wolf (Hausier- und Viehhandel) sowie seine Brüder David Wolf (Viehhandel), Jakob Wolf (Vieh- und Hausierhandel) und Nenson Wolf (Schmuser)	*Kaufmann*
David Levi Gumpel, Schmuser	*Rothschild*
Levi Wolf, Schmuser	*Schulz*
Löb Seligmann, Schmuser	*Volz*

Von der Familie Rosenstein zog der 1822 in Oedheim geborene Ökonom Moritz Rosenstein schon früh nach Heilbronn, wo er Teilhaber der Firma Gebr. Stern und Rosenstein war, die 1840 einen Rechtsstreit mit der Stadt wegen eines großen Postens im Wollhaus gelagerter Wolle führte. 1857 nahm Salomon Wolf Rosenstein nach der Heirat seinen Wohnsitz in Stuttgart.

Seit 1827 befanden sich Synagoge und Frauenbad im Hause des Lazarus Stern, das vorne auf die Gasse und hinten auf den zum Bautz'schen Schloß gehörenden Garten stieß, 1864 wurde eine neue Synagoge errichtet. Nach einem Bericht aus dem Jahre 1828 besuchten die jüdischen Kinder die Ortsschule und holten, wenn erforderlich, den Rabbiner aus Freudental. Letzteres änderte sich nach 1832,

als die jüdische Gemeinde Oedheim – zunächst einige Jahre als Filiale von Kochendorf – dem Rabbinat Lehrensteinsfeld zugeordnet wurde. 1847 wurden angesichts einer Teuerung die Ortsarmen im Dorf ohne Unterschied der Religion gemeinschaftlich unterstützt. Im März 1848 kam es auch in Oedheim wie in einigen anderen süddeutschen Orten zu Ausschreitungen gegen Juden.

Die meisten jüdischen Bürger, von denen im Ersten Weltkrieg Albert Mannheimer den Soldatentod starb, waren bis in das 20. Jahrhundert hinein als Viehhändler tätig und lebten auch von ihren Feldgrundstücken. Ein in der Zeitung veröffentlichtes Foto vom



Pläne zum Umbau des „Bades der israelitischen Frauen" im Hause der Witwe Stern in Oedheim 1843

Ochsenwirt mit einem Juden im kleinen Jagdwagen (die Juden schlachteten oft bei ihm) sollte nach 1933 die Bevölkerung davon abhalten, mit den Juden zu verkehren, was jedoch nicht gelang. In der Kristallnacht 1938 führten Sprengungen auf dem jüdischen Friedhof durch auswärtige SA-Leute zu großen Verwüstungen. Sie drangen auch in das Haus der Familie Mergentheimer ein, beschädigten Einrichtungsgegenstände und verprügelten die Bewohner, ebenso Nachbarn, die zu protestieren versuchten. Von 16 noch zu Anfang 1933 wohnhaften jüdischen Einwohnern wanderten 11 rechtzeitig aus, während 5 im Jahr 1942 deportiert wurden. Von den Zwangsverschleppten – Anna Mannheimer und 4 Mitglieder der Familie Mergentheimer – kehrte keiner zurück.

Olnhausen, Gemeinde Jagsthausen

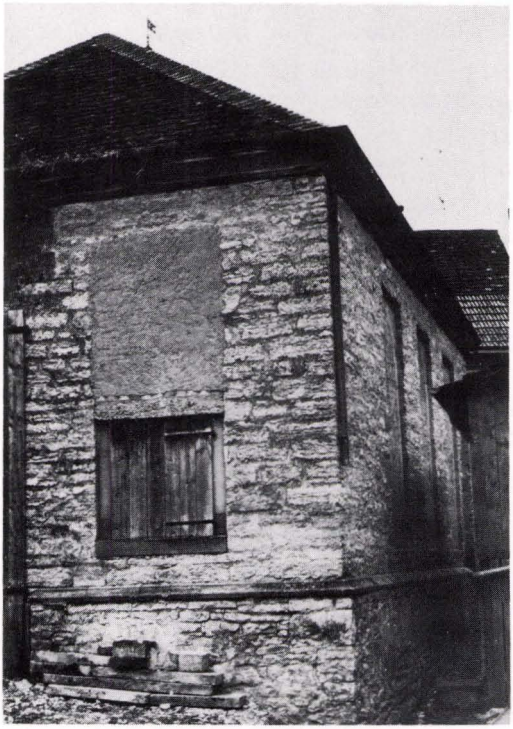
Die Herren von Berlichingen siedelten in dem reichsritterschaftlichen Dorf, das 1806 an Württemberg fiel, nach dem Dreißigjährigen Krieg Juden an. Ein erster Hinweis findet sich 1654, als sich Hans Conrad von Berlichingen darüber beschwerte, daß sein schutzverwandter Jude Veyt von Olnhausen wegen eines falschen Gewichtes in Widdern angeschuldigt und in Arrest genommen worden sei. 1656 kam es zu einer Differenz zwischen dem evangelischen Pfarrer und Juden, da der Pfarrer seinen Pfarrkindern verbieten wollte, den Juden am Sabbat beim Heizen zu helfen, Wasser zu holen, die Stube zu kehren oder andere Handreichungen gegen Lohn zu verrichten.

Die Zahl der Juden war bis zu Anfang des 18. Jahrhunderts stets gering. 1678 lebte Abraham „der sogenannte Buttenträger" mit seiner Familie im Ort, wo er in einem herrschaftlichen Haus wohnte. Sein ältester Sohn hieß Männlein, sein jüngster Rohel. 1683 kam – allerdings nur für 1 Jahr – ein als „Cavilß Tochtermann" bezeichneter Jude von Merchingen nach Olnhausen. Nach dem Einfall französischer Truppen in Württemberg 1688 flohen die Juden aus dem Ort. 1690 kehrten Abraham und Männlein zurück, 1692 hieß es jedoch erneut, daß sie anläßlich der Kriegsunruhen „underm Schein der Flucht durchgegangen". Männlein (Mendlein) erscheint

1697 noch einmal in Olnhausen, wo er 1698/99 unter Hinweis auf viele Kinder und äußerste Dürftigkeit 6 Gulden Schutzgeld bezahlte. 1700 zog er nach Berlichingen, 1701 hieß es von ihm, daß er dort „gar verdorben und gestorben" sei. 1705 ließ sich mit Isack wiederum nur vorübergehend ein Jude im Ort nieder, da Isack bereits 1706 nach Berlichingen verzog.

Erst ab 1716 lebten wieder regelmäßig Juden im Ort, deren Zahl im Laufe des 18. Jahrhunderts rasch anwuchs. 1716 werden Moses Jacob und Veit genannt, der 1717 für 40 Gulden ein Haus von Marx Kolb erwarb, ab 1718 erscheint mit Lazarus, einem Sohn des Isaac vulgo „Kraußkopf" von Ernsbach, ein dritter Jude, 1725/26 werden 8, 1732 13 jüdische Haushaltungen genannt: Nathan Salomon, Lazar Isaac, Jacob, Hirsch Isaac, Hirsch Hirsch, Seeligmann, Schlom, Moses, Maindle (Mändle), Mändel Hirsch, Herz Levi, Simson und Salomon. Von Seeligmann wird bekannt, daß er 1733 Bockfelle kaufte, Mändle und ein Jecoff werden 1731, Jacob Moses 1737 als „Packjuden" bezeichnet. 1726 wurde wohl erstmals mit Joseph Jacob, der sich zuvor ein halbes Jahr als Rabbiner in Diedelsheim aufgehalten hatte, ein Judenschulmeister verpflichtet. Er sollte nach dem kurzen Schutzbrief, den die Herrschaft Berlichingen bei Annahme von Juden ausstellte, nicht nur „bey allen seinen aufrichtig und rechtmäßigen Handlungen allezeit bester maßen" geschützt werden, sondern ihm wurde auch gestattet, „in denen der Herrschaft Berlichingen zugehörigen Dorfschaften allen freyen Handel und Wandel zu treiben, dahingegen er das bedungene Schutz und Frohngeld ohne Anstand quartaliter abzutragen versprochen ..." 1732 wurde mit Loew ein neuer Schulmeister, Schächter und Vorsänger angenommen. Eine Synagoge bestand bereits 1732 im ersten Stock des Hauses des Lazarus, 1736/37 erstellte die Herrschaft Berlichingen eine neue in einem auf ihre Kosten errichteten Judenhaus „gegen Schultheiß Kolben hinüber gelegen", in dem um die Mitte des 18. Jahrhunderts auch bis zu 4 jüdische Familien wohnten. Für die Synagoge erhielt die Herrschaft jährlich 4 Gulden Miete. Ihr Begräbnis hatten die Juden in Berlichingen. Da ca. 1 km vom Dorf entfernt nahe der Flur „Salembusch" früher auch eine Flur „Judenkirchhof" bezeugt ist, könnte hier ein älteres Begräbnis angenommen werden.

Nachdem 1751/52 10 jüdische Familien im Ort lebten, stieg ihre Zahl im Laufe der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zunächst allmählich (1774/75: 13 Familien), nach 1800 stark an. 1817 wurden 21 jüdische Familien, 1818 109 und 1828 153 jüdische Einwohner gezählt (Gesamteinwohnerschaft um 430). Sie handelten mit Vieh und Waren aller Art, als Berufsangabe erscheint um 1820 ausschließlich Handelsmann. Einige Juden wie Salomon Judel, Nochum (Nogum) oder Isaac Moses belieferten um 1770 die Herrschaft Berlichingen auch mit besonderen Waren wie Kamelgarn, Knöpfen, Seide oder blauen, roten und groben Tüchern, die zum Teil auf der Frankfurter Messe eingekauft wurden. 1772/73 wurde wiederum eine neue Synagoge an der späteren Bahnhofstraße (an der Stelle, wo die Kreissparkasse heute ihre Zweigstelle betreibt) gebaut, für die auch die Olnhausener Bürger Handfrondienste leisteten. Das Bauholz und die Ziegel kamen aus Jagsthausen, Back-



Die ehemalige Synagoge in Olnhausen

steine aus Widdern, Sandsteine aus Ohrnberg. Ein zunächst mißratener Almemor mußte von Steinhauer Johann Ludwig Walter aus Möckmühl wieder abgebrochen und frisch behauen werden. Der Bau besaß am Ende eine chorartige Rundung und durfte daher wegen der möglichen Ähnlichkeit mit einer Kirche bei einem Synagogenbau in Heinsheim 1796 nicht zum Vorbild genommen werden. Für die neue Synagoge bezahlten die Juden jährlich 6 Gulden Konzessions- bzw. Rekognitionsgeld, für ein Frauenbad, das sich 1774 unter der Scheuer des Philipp Schmezer befand, jährlich ein Sommerhuhn.

Die starke Vermehrung der Juden führte zu Anfang des 19. Jahrhunderts auch zu Konflikten zwischen Juden und Christen. 1817 befürchtete die Gemeinde Olnhausen, daß die Juden, von denen 16 eigene Häuser bewohnten, durch ihre baren Geldmittel weitere Wohn- und Ökonomiegebäude ankaufen und Christen daraus verdrängen könnten, ja man sprach sogar davon, daß auswärtige Familienväter davon abgehalten würden, ihre Töchter zur Heirat in einen „von lauter Juden bewohnten Ort" zu geben. Konkreter Anlaß der Klage war 1817 das Bemühen der Gemeinde, aus der Erbmasse des verstorbenen Michael Baier ein wegen seiner bequemen Lage gut als Rathaus geeignetes Gebäude zu erwerben, das zunächst 800 Gulden kosten sollte, für das Juden dann aber 1200 Gulden boten. Gottfried von Berlichingen wollte daraufhin die Zahl der Juden trotz eines damit verbundenen Rückgangs an Einkünften insbesondere beim Verkauf von Gebäuden auf die damals 21 Judenfamilien beschränken, doch wurde dies von der Regierung des Neckarkreises unter Hinweis auf die bevorstehende nähere Bestimmung der staatsbürgerlichen Verhältnisse der Juden in Württemberg untersagt.

Anläßlich der Annahme erblicher Familiennamen 1829 erscheinen folgende 23 Juden:

Bisheriger Name	Künftiger Familienname
Isaak Nachum, Judenvorsteher, und seine Söhne Nachum Isaak und Moses Isaak	*Straus*
Sundel Moses	*Oppenheimer*
Jacob Nathan	*Stern*
Nathan Bär	*Ehrlich*

Lekesch Löw	*Ochs*
Isaak Moses	*Weil*
Ascher Löw	*Weil*
Lippmann Hirsch	*Hirsch*
Elkla Baruch Witwe	*Uhlmann*
Jacob Moses	*Reis*
Hirsch Joseph	*Heidenheimer*
Salomon Kallmann	*Krämer*
David Salomon	*Bergmann*
Löw Wolf und sein Bruder Abraham Hirsch	*Rosenfeld*
Salomon Jacob	*Levi*
Salomon Samuel	*Schlesinger*
Salomon Löw	*Mirabeau*
Joseph Isaak	*Mirabeau*
Lazarus Jonas	*Gutmann*
Isaak Steinhardt	*Steinhardt*

Im Zuge der Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse der israelitischen Religionsgemeinschaft in Württemberg wurden 1832 die Juden aus Korb der jüdischen Gemeinde Olnhausen als Filiale zugewiesen und Olnhausen zunächst dem Rabbinat Berlichingen, ab 1852 dem Rabbinat Mergentheim und später dem Rabbinat Heilbronn unterstellt. Die Aufhebung des Rabbinats Berlichingen war 1851 nicht zuletzt auf Antrag der jüdischen Gemeinde Olnhausen erfolgt, da sich diese nicht länger an den Kosten einer Rabbinatswohnung in Berlichingen beteiligen wollte und auch kein Interesse an einem Rabbinatssitz in Olnhausen zeigte. 1825 besuchten die jüdischen Kinder die christliche Schule und wurden von einem Privatlehrer in hebräischer Sprache und Religion unterwiesen, 1828 gab es eine eigene israelitische Elementarschule, 1835 erfolgte bis auf weiteres eine Vereinigung der Stellen des Vorsängers und des israelitischen Lehrers. Nachdem 1842 eine von der jüdischen Gemeinde gewünschte Vereinigung mit der christlichen Schule nicht zustandekam, weil das Evangelische Konsistorium hierdurch keine Kostenersparnis erwartete, wurde am Lindenplatz ein neues zweistöckiges israelitisches Schulhaus mit Lehrerwohnung, Schulstube,

Sitzungszimmer, Backofen und Frauenbad erstellt. Das alte Frauenbad war zuvor wegen seines schlechten Zustandes („Mördergrube") geschlossen worden. Die israelitische Volksschule bestand bis 1874 und dann noch einmal von 1900 bis 1914.

Die seit der Mitte des 19. Jahrhunderts zu beobachtende Abwanderung vor allem nach Amerika führte, so hieß es bereits 1847, zu einem Rückgang des Vermögensstandes der jüdischen Gemeinde, da insbesondere wohlhabendere Juden den Ort verließen. 1854 wurden 158, 1885 116, 1900 95 und 1933 26 jüdische Einwohner gezählt. Sehr ausgeprägt war wie in vielen jüdischen Gemeinden die Unterstützung ärmerer Juden. So wurde angesichts einer großen Verteuerung aller Lebensmittel seit Anfang 1847 regelmäßig Brot ausgeteilt, ab 1852 erfolgte eine Unterstützung durch Wochengelder. Um 1900 verköstigte und beherbergte Lea Heidenheimer in ihrem Haus immer wieder zahlreiche in kleineren Gruppen durch das Land ziehende ausländische Juden insbesondere aus Russisch-Polen („Schnorrjuden"), eine Gastfreundschaft, die schon ihr Vater jahrzehntelang geübt hatte.

Über Verstöße gegen die Synagogenordnung wurde im Laufe des 19. Jahrhunderts wiederholt geklagt. So rügte 1842 Vorsänger Kaufmann den wegen eines Viehmarktes oder anderer „unwichtiger Geschäfte" unpünktlich beginnenden Gottesdienst, was Rabbinatsverweser Löwengard aus Berlichingen schon 1839 auf die „eigensinnig-rechthaberische Menschenklasse" in Olnhausen zurückführte. Auch um 1900 wurden Klagen laut, als Aron Hirsch, der ein Eisen- und Landesproduktengeschäft führte, beanstandete, daß Gottesdienstbesucher mit „Straminschuhen", dreckigen Tuchschlappen oder hellen Strohhüten und Radfahrersportmützen zum Gottesdienst erscheinen, worauf das israelitische Kirchenvorsteheramt allerdings bemerkte, daß an Wochentagen zumeist nur Mützen getragen würden, „wie dies auf dem Lande und auch bei den Bürgern der anderen Konfession der Fall ist".

Seit 1900 verschwanden nach und nach die jüdischen Gasthäuser und die wenigen jüdischen Handwerksbetriebe. Bis 1910 bestand eine rituelle Bäckerei, eine koschere Metzgerei führten, verbunden mit einer Viehhandlung, Louis und Nathan Gutmann bis in die Zeit des Nationalsozialismus. Juden waren vor 1933 Mitglieder der örtli-

chen Vereine und gehörten auch dem Gemeinderat an, wobei der jüdische Kandidat seine Wähler vor Wahlen des öfteren mit Freibier traktierte. Der Antisemitismus fand nur wenig Resonanz, jüdische und christliche Einwohner lebten freundnachbarlich zusammen, und noch in den ersten Jahren des Zweiten Weltkrieges versorgten christliche Einwohner heimlich ihre jüdischen Nachbarn mit Lebensmitteln, andererseits rettete ein Jude das Vieh aus dem brennenden Stall eines Bauern, ein bemerkenswerter Fall von Nachbarschaftshilfe aus der Zeit nach der Kristallnacht, in der die Inneneinrichtung der Synagoge durch Auswärtige zerschlagen wurde.

Zwölf Juden wurden 1941 und 1942 nach Riga und Theresienstadt verschleppt, von denen keiner nach Kriegsende zurückgekehrt ist. Unter den Zwangsverschleppten befanden sich auch die Mutter und eine Schwester des 1914 in den Argonnen gefallenen Bernhard Stern sowie Kaufmann Julius Strauß, der im Ersten Weltkrieg ein Bein verloren hatte und 1944 in Auschwitz ermordet wurde.

Richen, Stadt Eppingen

Das bis 1803 zur Kurpfalz gehörende Dorf fiel nach kurzer Zugehörigkeit zum Fürstentum Leiningen 1806 an Baden.

Juden waren in Richen schon um 1700 ansässig. Ein Verzeichnis von 1730 nennt folgende 6 Familien mit insgesamt 30 Personen:

Gerson, gebürtig aus Kirchardt. Er hatte mittelmäßiges Vermögen, stand bereits 36 Jahre unter kurpfälzischem Schutz und dürfte somit noch vor 1700 der erste Jude gewesen sein, der nach Richen kam. Gerson lebte zuvor mit seinem Vater Morchel in Ittlingen, hatte 1730 3 verheiratete Söhne, von denen sich einer außer Landes aufhielt und zwei ebenfalls unter kurpfälzischem Schutz standen, 2 ledige Söhne sowie 5 Töchter, von denen 4 verheiratet waren. Bei Gerson lebte auch eine Magd und ein Rabbi. 1742 starb Gerson 96jährig und wurde in Heinsheim, wo die Richener Juden im 18. Jahrhundert ihr Begräbnis hatten, bestattet.

Samuel, ein Sohn des Gerson. Er war in Ittlingen geboren, „wohl vermögend", hatte 2 ledige Söhne und eine verheiratete Tochter und

hielt ebenfalls eine Magd. 1718 war Samuel zunächst nach Kirchardt und wohl noch vor 1722 nach Richen gezogen.

Alexander (Sander), ein weiterer Sohn des Gerson. Er war in Richen geboren, wie sein Bruder „wohl vermöglich", hielt einen Knecht, hatte 3 Söhne und besaß seit 1720 den kurpfälzischen Schutz.

Herz, geboren in der Grafschaft Leiningen. Er war 1728 nach Richen gekommen, wo er eine Tochter des Samuel heiratete, besaß mittelmäßiges Vermögen und hatte 1730 ein noch nicht ganz 1 Jahr altes Kind.

Joseph, geboren in Lehrensteinsfeld. Er war um 1716 nach Richen gekommen und lebte zuvor, da bei seinem Sohn Aaron Gemmingen als Herkunftsbezeichnung angegeben wird, sehr wahrscheinlich in Gemmingen, wo 1713 auch ein Joseph bezeugt ist. Von ihm wird auch bekannt, daß er wiederholt in Gemmingen handelte. So verkaufte er 1724 an Pleikard Dietrich von Gemmingen Fleisch, Eisen und Krämerwaren wie Flor, feine Strümpfe, weißes Leintuch, Seide, Garn und Knöpfe. 1732/33 erwarb er in Gemmingen für rund 800 Gulden herrschaftliche Früchte (Korn, Dinkel, Haber) und Wein. Er war 1730 „wohl vermögend" und hatte 4 Söhne und 2 Töchter, von denen ein Sohn und eine Tochter verheiratet waren.

Aaron, ein Sohn des Joseph, bei dem als Herkunft Gemmingen vermerkt wird und der sich nach seiner Heirat 1728 in Richen niedergelassen hatte.

Vor 1720 werden noch zwei weitere Richener Juden bekannt: 1715 erscheint ein Großle und 1718 verhandelte das Amt Ittlingen über Schuldforderungen eines Aaron, bei dem es sich aber nicht um den 1730 genannten Aaron handelt.

Mit Lemble von Lehrensteinsfeld wurde 1731 ein siebter Jude ansässig, 1743 waren es 9, 1746 11 und 1765 werden 10 Namen genannt: Herz Wolf (ein Schwiegersohn des Samuel), Alexander Gerson, Moyses Hayum, Nathan Joseph, Joseph Hirsch, Herz Gerson, Kaufmann Alexander, Asser Schmaj, Löw Aron und Moyses Hirsch. Sie entrichteten jährlich 30 Gulden Schutzgeld und verfügten über einen gewissen Wohlstand. 1743 wurde kein Jude als unvermögend, vielmehr 5 als vermögend und 4 als „mittelmäßig" eingestuft. Die Richener Juden hatten im 18. Jahrhundert auch stets Knechte und Mägde bei sich, 1775 wurden 12 unter damals 52

jüdischen Einwohnern gezählt. Bei ihnen lebte auch ein Rabbiner, so der 1746 verstorbene Rabbi Jacob oder Marx Aaron, der als „geschickt" gerühmt wurde und 1771 als Oberrabbiner für die Ittlinger und Gemminger Juden eingesetzt wurde. Ein Schulmeister wird 1749 erwähnt, 1788 war Hayum Seeligmann Judenschulmeister. 1790 wurde eine Synagoge eingeweiht, wobei auch die Ittlinger Juden anwesend waren, zu denen wohl auch verwandtschaftliche Beziehungen bestanden. Bemerkenswert ist, daß die Familie des Gerson und Samuel noch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts in einem ihnen gehörenden Haus in Ittlingen eine Synagoge für die dortige Judenschaft stifteten.

1801 lebten 69 jüdische Einwohner in Richen, 1809 sind anläßlich der Annahme erblicher Familiennamen folgende 17 Namen überliefert:

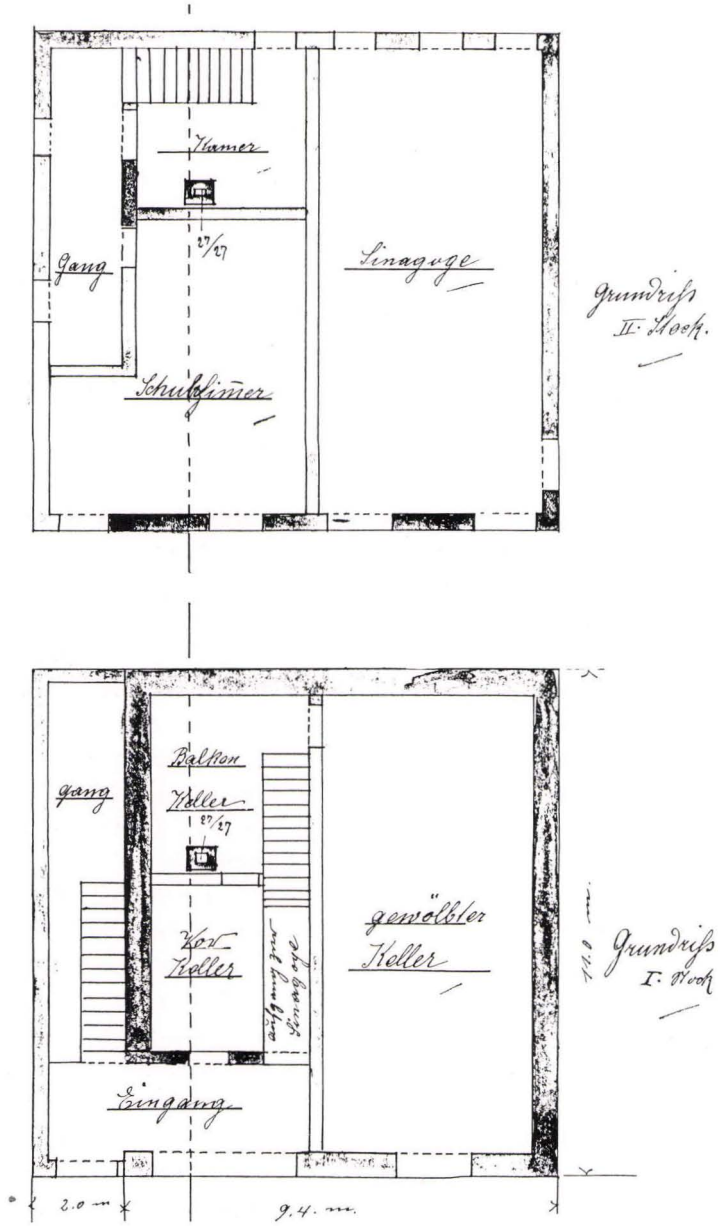
Bisheriger Name	Künftiger Familienname
Hajum Gerson	*Dreifuß*
Löb Gerson	*Dreifuß*
Jacob Hajum	*Dreifuß*
Moises Hajum Jacob	*Dreifuß*
Aron Gerson	*Dreifuß*
Samuel Hajum	*Schwarzschild*
Raphael Löb	*Reiß*
Jonas Simon	*Reisser*
Aron Kaufmann	*Stiefel*
Gerson Herz	*Hanauer*
Samuel Gerson, der Sohn	*Hanauer*
Moises Herz	*Hanauer*
Jacob Herz	*Hanauer*
Isaak Asur	*Freudenthaler*
Asur Schmai	*Freudenthaler*
Wolf Moises	*Rothschild*
Aron Joseph	*Haber*

Nach Richen nannte sich seit 1809 der 1815 verstorbene Löb Herz Richen, der Rabbinatsassessor in Heidelberg war, wo er auch eine Talmudschule betrieb.

Die Richener Juden lebten um 1800 vom Handel mit Vieh, Pferden und allerlei Waren, 1816 hatten sich mit Herz Hanauer (Schuhmacher), Daniel Schwarzschild (Metzger) und Mayer Reisch (Schneider) drei von ihnen auf ein Handwerk verlegt. Nach der Anlegung eines jüdischen Friedhofs in Eppingen zwischen 1814 und 1819 erfolgten dort die Bestattungen. Da 1831 kein examinierter israelitischer Lehrer angestellt war, wurden die jüdischen Kinder zum Besuch einer christlichen Schule am Ort angehalten. Das Bemühen des Bezirksamts Eppingen, 1833 eine eigene israelitische Schule in Richen einzurichten, die für das Bezirksamt Ausdruck einer Gleichstellung der Juden mit den Christen bezüglich der Bildung sein sollte, scheiterte, da sich in Richen nur 4 von 23 Juden für eine solche öffentliche Schule aussprachen. Sie wurden daraufhin bei Strafe angehalten, ihre Kinder „nunmehr" zum Besuch der Ortsschule anzuhalten, bis dahin hatte der damalige jüdische Religionslehrer Gerson Hanauer, der zugleich Vorsänger und Schächter war und dessen Frau die Frauenbäder versorgte, den gesamten Unterricht erteilt. Nach einem Vertrag von 1829 hatte Hanauer zum Gottesdienst zu rufen, das Vorgebet beim Gottesdienst zu sprechen sowie Küsteramt und Schächterdienst zu versehen, wozu er allerdings nicht während der Schulstunden gerufen werden sollte, nur Geflügel durfte ihm im Notfall in das Schulzimmer gebracht werden.

In den Tagen der Märzrevolution 1848 kam es auch in Richen wie in einer Reihe anderer badischer Gemeinden zu Tumulten gegen Juden, deren Zahl gegen Ende des 19. Jahrhunderts vor allem durch Auswanderung stark abnahm. Waren 1825 124 und 1875 103 jüdische Einwohner gezählt worden, so waren es 1900 nur noch 34 und 1933 15.

An jüdischen Geschäften gab es 1933 eine Metzgerei, ein Futtermittelgeschäft und 2 Lebensmittelgeschäfte, Adolf Dreifuß war im Viehhandel tätig. Nach der Machtergreifung durch die Nationalsozialisten kam es zu keinen größeren Aktionen gegen die Juden, von denen die meisten infolge des Boykotts jüdischer Geschäfte bis 1936 nach Palästina, Argentinien oder in die USA auswanderten. Die Synagoge wurde 1936 verkauft und nach dem Krieg wegen Baufälligkeit abgerissen. Während der Kristallnacht im November 1938 befand sich nur noch Betty Eppsteiner in Richen, die am 22.



Grundrisse des ersten und zweiten Stockwerkes der ehemaligen Synagoge in Richen mit Schulzimmer aus dem Jahr 1916

Oktober 1940 von Karlsruhe aus nach Gurs deportiert wurde, wo sie am 1. Dezember 1940 starb.

Schluchtern, Gemeinde Leingarten

Das Dorf gehörte bis 1803 zur Kurpfalz, fiel 1806 an Baden und bildete bis zur Angliederung an den Landkreis Heilbronn 1945 eine bis dahin von württembergischem Gebiet umschlossene badische Exklave.

Juden begegnen in Schluchtern vereinzelt schon kurz nach dem Dreißigjährigen Krieg. 1657 zog Aaron von Kirchhausen, der in einen Prozeß mit dem Heilbronner Handelsmann Georg Philipp Eckstein wegen Geldlieferungen und Wechsel verwickelt war, ohne Zustimmung seines Schutzherrn, des Deutschen Ordens, heimlich nach Schluchtern, lebte 1658 aber bereits in Eschenau. 1680 berichtete der deutschordische Amtmann Georg Wilhelm Seuling, daß auch Juden aus Schluchtern in Kirchhausen handelten. Zwei von ihnen, Mayer und sein Vater Seeligmann, erschienen 1681 anläßlich einer Verhandlung über einen strittigen Pferdehandel vor dem Stadtgericht Brackenheim. Seeligmann hatte zuvor seit etwa 1660 unter deutschordischem Schutz in Biberach gelebt und sich dann wegen Kriegsunruhen – wohl um 1675 während eines Krieges, den Ludwig XIV. von Frankreich gegen Holland führte – in Schluchtern niedergelassen. Sein als „unruhiger Kopf" bezeichneter Sohn Mayer zog dann, weil im Hause seines Vaters zu viele Kinder lebten, 1685 von Schluchtern nach Biberach, wo 1685 auch Gabriel aus Schluchtern, der ein „ziemliches Vermögen" besaß, den deutschordischen Schutz erhielt.

Spätestens 1710 lebte Löw mit seiner Familie im Ort, der zwischen 1710 und 1717 der kurpfälzischen Amtskellerei Hilsbach ein Rekognitionsgeld von 2 Gulden für Beschneidungen entrichtete und 1715 für seinen verarmten „Schwieger" Mayer in Massenbachhausen Schutzgeld bezahlte. 1725 zog Lecus (Lekusch Isaac) aus Schluchtern nach Massenbachhausen, 1729 waren 4 jüdische Familien mit zusammen 15 Personen ansässig: Der in Rappenau geborene und von Wimpfen schon vor 1722 nach Schluchtern gekommene Moy-

ses, der in Bischofsheim (Neckarbischofsheim) geborene Isaac (wohl personengleich mit dem ab 1731 genannten Isaac Hertz, bei dem allerdings Ittlingen als Herkunftsort angegeben wird), Mayer (Mayer Emanuel) von „Berrlingen" (Berlichingen) und der aus „Wayingen" in Franken stammende Jackel (Jacob Israel), der in Schluchtern eine Judenwitwe – möglicherweise die 1722 genannte Witwe des Aaron – geheiratet hatte und 1733, da er bei seiner Heirat keinen Schutzbrief erhalten hatte, ausgewiesen werden sollte, aber auch nach 1733 in Schluchtern bezeugt ist. Sie hatten 1729 „schlechtes Vermögen", nur Isaac ein mittelmäßiges.

1743 lebten mit dem nunmehr in die Klasse der „Vermöglichen" eingestuften Isaac Hertz sowie Jacob Israel und (seit 1736) Alexander Gunzenhausen 3 Juden im Ort, von denen Jacob Israel 1744 nach Massenbach zog, weil er seinen Anteil von 30 Gulden an der der Landjudenschaft in Kurpfalz anläßlich einer Schutzerneuerung auferlegten Rekognitionssumme von insgesamt 45000 Gulden nicht bezahlen konnte oder wollte. Ab 1750 waren es wieder 4 jüdische Familien: Neben Isaac Hertz und Alexander Gunzenhausen seit 1745 Joseph Aron und seit 1750 Löw Levi bzw. Levi Löw. 1757 erhielt der aus Schluchtern stammende Moses Seeligmann für Verdienste um die Offenauer Saline den Schutz in einem deutschordischen Ort zugesichert.

Nachdem sich 1729 die Schluchterner Juden schon einmal über einen „Handels-Bazen" beklagt hatten, der ihnen in Schwaigern abverlangt wurde, führte 1766 die erneute Beschwerde, daß Juden aus Schluchtern auf Märkten in Schwaigern keine Waren anbieten durften, zu einer kleinen Auseinandersetzung zwischen Kurpfalz und der Herrschaft Neipperg. Der pfälzische Kammerrat zu Hilsbach unterstützte die Juden und nannte Handel als das „wesentliche Geblüt" aller großen und kleinen „Staatskörper", zu deren Unterhaltung offene Märkte und Messen dienten. Kurpfalz drohte sogar, Krämern und Handwerkern aus der Herrschaft Neipperg das Feilbieten von Waren in kurpfälzischen Orten zu untersagen, doch blieb es den Schluchterner Juden untersagt, an Markttagen in Schwaigern Stände wie christliche Kaufleute aufzuschlagen.

1775 sind 3 jüdische Familien mit zusammen 11 Personen in Schluchtern nachgewiesen, 1801 waren es bereits 10 mit insgesamt

42 Personen und 1809 werden folgende 12 Juden mit ihren neuen erblichen Familiennamen genannt, die zugleich auch auf die Herkunft schließen lassen: Elias Alexander Gunzenhausen, Elias Bär Massenbach, Moises Löb Edesheimer, Elias Samuel Weinheimer, Wolf Joseph Kirchhauser (später in der Form Kirchhausen), Marx Joseph Kirchhauser, Jacob Marx Sontheimer, Machol Samson Edesheimer, Salomon Israel Essinger, Löb Rittberger, David Marx Armhold und Isaak Marx Sontheimer. Dazu kam der um 1800 weit über Schluchtern hinaus bekannte Rabbiner Löw Friedberg (Friedberger), der 1799 in Ittlingen einen Streit wegen des dortigen Synagogenbaus schlichtete und auch stets von der jüdischen Gemeinde Wimpfen bei Kopulationen, Erbteilungen oder Entscheidungen, ob etwas koscher ist, gerufen wurde, ein 1804 in Wimpfen als „sehr wohlhabend und uneigennützig" sowie 1809 in Massenbach als „geschickt" gepriesener Mann. Nach dem Tod von Rabbiner Isaak Veit in Flehingen 1819 wurden Löw Friedberger als „Unterrabbiner" zeitweise die damals nicht zu einem bestimmten Rabbinat gehörenden jüdischen Gemeinden Mosbach, Neckarzimmern, Billigheim, Neudenau und Stein zur Ausübung aller geistlichen Verrichtungen unterstellt.

Nach einem Testament des Alexander Gunzenhausen aus dem Jahre 1822 war schon um 1800 in einem Wohnhaus eine Synagoge (Betsaal) eingerichtet. Frauenbäder, die 1850 wegen ihres schlechten Zustandes („Sumpflöcher") vom Bezirksamt Eppingen geschlossen wurden, gab es in den Häusern des Salomon Sontheimer und Heyum Bauernfreund sowie in der „Synagogenschule". Zuvor hatte die jüdische Gemeinde 1845 von Leonhard Hutt einen Gartenplatz für ein neues Frauenbad erworben. Ein eigener Friedhof wurde erst um 1900 angelegt, zuvor erfolgten Bestattungen auf dem jüdischen Friedhof Heinsheim. Die jüdischen Kinder wurden 1831, da kein examinierter jüdischer Lehrer im Ort lebte, zum Besuch einer christlichen Schule angehalten und gingen zunächst in die evangelische Volksschule. Als 1868 die daneben bestehende katholische Volksschule wegen zu geringer Schülerzahl geschlossen werden sollte, wurde ihr Bestand dadurch gesichert, daß die jüdischen Einwohner ihre Kinder nunmehr in die katholische Volksschule schickten, für das Bezirksamt Eppingen ein „merkwürdiger Fall".



Der um 1900 angelegte jüdische Friedhof in Schluchtern

1876 wurden dann in Baden die Konfessionsschulen allgemein von Simultanschulen abgelöst.

Die Zahl der jüdischen Einwohner lag 1858 bei 86, 1885 waren es 99, 1900 74 und 1933 noch 28. Es waren keine reichen Juden, wie sich Karl Weinreuter 1984 in einem Gespräch erinnerte. Sie hatten ihren Wohnbereich hauptsächlich in der Entengasse, wo sie am Laubhüttenfest auch die Laubhütte errichteten und wo ihnen von Christen am Sabbat das Feuer angezündet wurde, das Jungen für 10 Pfennig tagsüber schürten. Sie stopften gerne Gänse mit Mais oder zogen mit ihrem Hasenbalg bis nach Neipperg, von wo sie mitunter, ohne ein Geschäft gemacht zu haben, wieder zurückkehren mußten, wenn ihnen ein anderer Jude zuvorgekommen war. 1933 betätigten sich Willy Bauernfreund, Josef und Siegfried Kirchhausen, Moses Oppenheimer und Ludwig Vollweiler im Viehhandel, eine kleine Landwirtschaft besaß Josef Wolf Kirchhausen, der die Gastwirtschaft „Traube" betrieb. Ein anderer Kirchhausen hatte eine Zigarrenfabrik, Elias Schwarzwälder eine kleine Seifenfabrik, die schon um 1865 als Leim- bzw. Knochensiederei zu den ersten Gewerbebetrieben am Ort gehörte.

Das Einvernehmen zwischen den Juden und der übrigen Bevölkerung war gut, auch noch nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten. Der von der Partei verfügte Boykott unterband jedoch den Viehhandel und zwang zum Verkauf der beiden Fabriken. Die heute in den Neubau Nr. 15 einbezogene Synagoge in der Brunnengasse wurde in der Kristallnacht im November 1938 von auswärtigen SA-Männern demoliert. Vor allem jüngere jüdische Bürger entzogen sich durch Auswanderung weiteren Verfolgungen. Die zurückgebliebenen 12 Juden wurden am 22. Oktober 1940 nach Gurs deportiert, wo eine Frau starb. Die anderen wurden 1942 nach Auschwitz verschleppt und fanden dort sehr wahrscheinlich ausnahmslos den Tod. Abraham Kirchhausen, Kriegsversehrter und Träger des Eisernen Kreuzes I. Klasse, wurde von Darmstadt aus nach Theresienstadt deportiert. Er überlebte und kehrte 1945 nach Schluchtern zurück, wo er 1949 starb. Von den Ausgewanderten kam nach 1945 nur David Kirchhausen wieder nach Schluchtern zurück.

Siegelsbach

Siegelsbach gehörte zur Kurpfalz, die ab 1698 die von Wiser mit dem ganzen Ort belehnten, der 1803 an das Fürstentum Leiningen, 1806 an Baden fiel.

Juden werden erstmals um 1720 genannt. Sie hatten ihr Begräbnis in Heinsheim, wo zwischen 1734 und 1750 anläßlich von Beerdigungen die Namen Löw, Baruch, Levi, Hertzle, Mayer, Sarle bzw. Seerle, Eßel, Fromm, Samuel bzw. Schmul, Nathan und Jancoff begegnen. Mayer hatte einen Sohn Moses Mayer, der 1746 in Treschklingen mit Tuch handelte, mit einer Tochter des Simon Seeligmann von Gundelsheim verheiratet war und 1759 zusammen mit Nathan Jacob aus Wollenberg und dem dortigen Verwalter Johann Michael Deinhard Heu- und Haberlieferungen für französische Truppen besorgte. Ein Schwager des Samuel war Raphael in Heinsheim. Auch ein Rabbi (Lehrer) lebte bei den Siegelsbacher Juden im 18. Jahrhundert. So starb 1739 der Vater eines Rabbi und 1775 wurde Rabbi Esra in Heinsheim beerdigt.

Zwischen 1758 und 1761 wurden neben deutschordischen und einigen reichsritterschaftlichen Juden auch Juden aus Siegelsbach von einer Auseinandersetzung über einen bei Betreten der Rappenauer Markung fälligen Judenzoll berührt, den die benachbarten Herrschaften als Neuerung empfanden, so daß sie ihren Juden die Bezahlung untersagten. Betroffen waren aus Siegelsbach Moses Mayer, dem 1758 wegen verweigerter Bezahlung ein Rock abgenommen wurde, Gabriel Baruch, der 1759 für 2 Stunden im Turm zu Rappenau eingesperrt wurde, 1761 auch Samuel und sein Sohn, denen Hüte und Handschuhe gepfändet wurden, worauf das Amt Siegelsbach im Gegenzug einen Wagen des durch den Ort kommenden Adam Englert aus Rappenau beschlagnahmte.

Nach einer Statistik der jüdischen Bevölkerung in Kurpfalz lebten 1775 28 jüdische Einwohner (6 Männer, 8 Frauen sowie je 7 Söhne und Töchter) in Siegelsbach, 1801 waren es 10 jüdische Haushaltungen mit 63 Seelen. Anläßlich der Annahme erblicher Familiennamen 1809 erscheinen folgende Juden, für die auch aufschlußreiche Hinweise auf Familienangehörige und Berufe vorliegen:

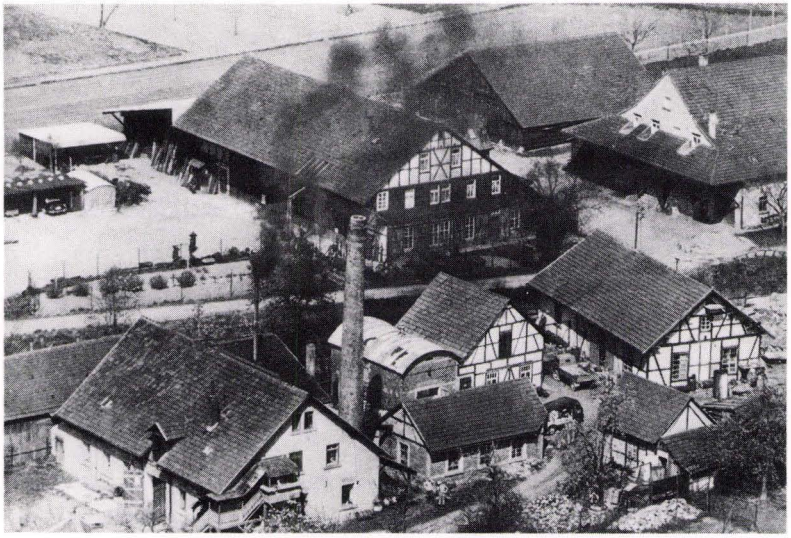
Bisheriger Name	Künftiger Familienname
Jacob Nathan, 53 Jahre, Judenschultheiß, Ehefrau Schönle und 10 Kinder, Handel mit Ellen- und Spezereiwaren, auch Frucht- und Viehhandel	*Schlesinger*
Feist Nathan, 58 Jahre, Ehefrau Nenne, Frucht- und Viehhandel	*Apfel*
Jacob Nathan, 31 Jahre, von Feist Nathan an Kindesstatt angenommen, ledig, Frucht- und Viehhandel	*Apfel*
Wolf Moises, 61 Jahre, Ehefrau Händle (?) und 6 Kinder, Mäklerei, Viehhandel, Trödelhandel	*Stern*
Simon Moises, 53 Jahre, Bruder des Wolf Moises, Ehefrau Clärle und 7 Kinder, Mäklerei,	

Viehhandel und Trödelhandel, künftig Nothandel	*Stern*
Jacob Samuel, 53 Jahre, Ehefrau Vögele und 5 Kinder, Fruchthandel sowie Handel mit Spezereiwaren	*Grötzinger bzw. Gretzinger*
Moises Kuhn, 49 Jahre, Ehefrau Kafele und 5 Kinder, Mäklerei und Viehhandel	*Kuhn*
Simon Faist, 46 Jahre, Ehefrau Kaile und 1 Kind, handelte zuvor mit Vieh und Hornvieh, will künftig wegen Unvermögenheit Nothandel treiben	*Faist*
Kain (Chaim) Isaak, 28 Jahre, Ehefrau Güdel und 2 Kinder, Vieh- und Fruchthandel sowie Schlachten und Mäklerei	*Bär*
Simon Süßel, 27 Jahre, Ehefrau Güdel und 1 Kind, bislang Vieh- und Fruchthandel, künftig Schlachten	*Waibstadter*
Salomon Hayum, 37 Jahre, ledig, Handel mit Ellenwaren	*Grünhut*

Im 19. Jahrhundert unterhielt die jüdische Gemeinde Siegelsbach eine Synagoge und ein Frauenbad, für deren Platz 1812 ein Kapital von 80 Gulden abgetragen werden mußte. Die an der Straße nach Hüffenhardt neben der Gemeindekelter gelegene Synagoge mit Lehrerwohnung sollte 1857 nach Plänen von Werkmeister Lutz aus Neckarbischofsheim durch Bau eines zweiten Stockwerkes auf das Frauenbad vergrößert werden. Die jüdischen Kinder besuchten 1832 die katholische Ortsschule, außerdem eine jüdische Religionsschule. 1847 beklagte der israelitische Lehrer (Religionsschullehrer) Simon Hanauer die Sitte, daß der Lehrer sein Gehalt noch selbst bei den Mitgliedern der jüdischen Gemeinde erheben müsse, was Hanauer mit der Würde des Lehrerberufs nicht vereinbar erschien. 1851 wurde Schulkandidat Isack Rosenbusch aus Gissigheim neuer Religionsschullehrer und Vorsänger.

Die Zahl der Juden (1825: 77, 1848: 104) nahm in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vor allem durch Auswanderung nach Amerika stetig ab. 1875 lebten 67, 1900 noch 29 Juden im Ort. 1885 wurde der Umsatz der ländlichen Darlehenskasse als „nicht sehr groß" bezeichnet, da namentlich sogenannte Judengeschäfte nur noch höchst selten gemacht wurden. Eine gewisse Bedeutung erlangte die gegen Ende des 19. Jahrhunderts gegründete Süddeutsche Öl- und Fettwarenfabrik Jacob Grötzinger und Söhne, die zwar nur wenige Arbeiter beschäftigte, für ihre Produkte aber Absatzgebiete in ganz Deutschland fand und Lieferantin der Badischen Staats- und Nebenbahnen mit technischen Ölen und Fetten war.

Mit Beschluß des Badischen Staatsministeriums vom 20. Januar 1938 wurde die israelitische Gemeinde aufgelöst, da die Zahl der männlichen Mitglieder auf 6 herabgesunken war. Die Synagoge war bereits am Tag zuvor verkauft worden. Von den 1933 noch 9 Siegelsbacher Juden starben drei bis 1939 an ihrem Wohnort, alle übrigen wanderten in die USA aus.



Die ehemalige Süddeutsche Öl- und Fettwarenfabrik Jacob Grötzinger und Söhne in Siegelsbach, um 1946

Sontheim, Stadt Heilbronn

Das staufisch-rothenburgische Hausgut Sontheim gelangte durch eine Schenkung Kaiser Friedrichs II. frühestens um 1225 an die Heilbronner Kommende des Deutschen Ordens. 1805 fiel der Ort an Württemberg, 1938 wurde er in die Stadt Heilbronn eingemeindet.

Juden waren in Sontheim 1298 wie im benachbarten Heilbronn von der Rindfleisch-Verfolgung betroffen. Die *Germania Judaica* schließt allerdings nicht aus, daß es sich bei dem 1298 genannten Ort auch um Sontheim an der Brenz handeln könnte.

Anhaltspunkte über Verfolgungen in den Jahren 1348/49 ergeben sich aus den Quellen nicht. Als die Reichsstadt Heilbronn im Laufe des 15. Jahrhunderts ihre Juden auswies, siedelten sich einzelne vertriebene Juden möglicherweise vorübergehend auch im benachbarten Sontheim an, doch finden sich in den Berichten württembergischer Amtleute über Juden aus dem Jahre 1544 keine Hinweise darauf, daß auch in Sontheim Juden lebten. Namen begegnen erst mit der Ansiedlung durch den Deutschen Orden in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts.

Die ersten Sontheimer Juden waren „anfänglich 1660" Simon und Herzlein. Nach ihnen erhielten zwischen 1660 und 1666 auch David, Sohn des Simon, und Faistle (Feistlein, Feiß), Stiefsohn des Simon, den deutschordischen Schutz im Ort, ferner 1666 Moyses, 1683 der Schwiegersohn Isaac des David und 1685 der Schwiegersohn Lazarus (Leser) des Faistle. In einer Beschreibung der Sontheimer Juden aus dem Jahre 1692 werden 5 Haushaltungen mit Hinweisen zur Familie, zum Vermögen und zur beruflichen Tätigkeit genannt:

David, 57 Jahre alt, verheiratet mit Rachel. Bei ihm lebten die Kinder Wolf, Simon, Jacob, Herzl, Edel, Gala sowie ein drei Wochen altes Mädchen. David handelte gemeinsam mit seinem Tochtermann Isaac mit Pferden, Vieh, Wein, Weinstein, Wolle, Silber und anderen Waren, zahlte 10 Reichstaler Schutzgeld an den Deutschen Orden, 4 Gulden Wacht- und Frongeld an die Gemeinde und versteuerte ein Vermögen von 425 Gulden.

Moses (Moyses), 52 Jahre alt, verheiratet mit Yetle. Die Kinder Isaac

und Hennele lebten noch bei ihm. Er versteuerte ein Vermögen von 175 Gulden, handelte zumeist mit Wein, arbeitete 1692 jedoch, „da er wegen Alter und großer Dicke und Fette halber nicht mehr auskommen kann", mit seinem Tochtermann Abraham aus Horkheim zusammen, der Handel mit Vieh, Leinwand, wollenen Tüchern und Bettzeug betrieb.

Faistle, 48 Jahre, verheiratet mit Edel. Bei ihm lebten noch die Kinder Nennele, Manass und Moyses. Er versteuerte 125 Gulden. Seinen „gar geringen" Handel mit ähnlichen Produkten wie Moyses betrieb er zusammen mit seinem Tochtermann Lazarus.

Isaac (Isaac Abraham), 30 Jahre alt, verheiratet mit Sara. Seine Kinder hießen Esther und Abraham. Er versteuerte 325 Gulden und betrieb seinen Handel zusammen mit Schwiegervater David fast ausschließlich außerhalb des Orts.

Lazarus, 31 Jahre alt, verheiratet mit Hennele. Er hatte eine Tochter Bela und versteuerte 125 Gulden. Sein Handel zusammen mit Schwiegervater Faistle wurde als „sehr schlecht" bezeichnet.

Die Seelenzahl der Sontheimer Juden betrug somit 1692, sofern nicht auch schon Dienstboten bei ihnen lebten, rund 25. Eine Synagoge bestand bereits 1672. Sie befand sich, so berichtet der deutschordische Amtmann Johann Georg Geiger 1698, im Hause des David, der sie damals um eine Kammer erweitern wollte. Einige Bedingungen, unter denen die Sontheimer Juden lebten, nennt das Schutzbriefprojekt von 1695: Das Schutzgeld betrug jährlich 15 Gulden, die Schutzbriefe wurden auf jeweils 6 Jahre ausgestellt. „Wucherlicher Handel" mit deutschordischen Untertanen war verboten, doch war der Handel mit Korn, Wein, Vieh, Pferden oder auch „Schulden" gestattet. Auf Jahr- und Wochenmärkten sollte beim Erwerb von Küchenspeisen und der täglich benötigten Viktualien „Maß und Bescheidenheit" gezeigt und solche Waren den Christen „nicht sogleich aus den Händen" gerissen werden. Bei Geldausleihungen waren bis zu 5 % Zins gestattet. An Sonn-, Fest- und Feiertagen durften die Juden insbesondere während des Gottesdienstes nicht „ohne nothwendige Ursachen" auf den Gassen umherziehen, fremde Juden sollten ohne obrigkeitliche Erlaubnis nicht länger als 8 Tage beherbergt werden, „verdächtige Sachen" waren sogleich der Obrigkeit zu melden.

1701 baten die Sontheimer Juden, ihre Schutzbriefe künftig auf 10 Jahre auszustellen, doch beließ es die Kommende Heilbronn bei 6 Jahren, um einzelne Bestimmungen nach Bedarf eher ergänzen zu können. So empfanden es die deutschordischen Beamten 1701 als Ärgernis, daß am Sabbat manchmal 30, 40 oder noch mehr Juden nach Sontheim kamen und mehrere Tage hier verweilten oder daß die Juden nachts nach dem Sabbat Vieh schlachteten und das Fleisch am Sonntagmorgen noch vor der Kirche durch „Ausschreien" verkauften.

Weitere aufschlußreiche Berichte liegen aus den Jahren 1705 und 1707 vor. 1705 werden 5 jüdische Haushaltungen mit insgesamt 34 Personen, 1707 folgende Haushaltungen genannt:

Feistle und sein Sohn Moses Feistle (Moses Veit). Sie besaßen ein halbes Haus und betrieben Handel mit Vieh und Bettleinwand vornehmlich in Württemberg. Feistles Vermögen wird als gering bezeichnet, ein älterer Sohn lebte in Horkheim.

Marx Isaac, durch seine Heirat mit der Witwe des Lazarus ein Tochtermann des Feistle. Er war um 1703 in den deutschordischen Schutz aufgenommen worden, handelte zuweilen mit einem Stück Vieh, besaß wie sein Schwiegervater Feistle ein halbes Haus, ernährte sich aber wie dieser „gar kümmerlich".

Isaac Moses, ein Sohn des 1692 genannten Moses und seit 1698 im deutschordischen Schutz. Der zeitweise auch als Itzig bezeichnete Isaac Moses besaß ein eigenes Haus „nächst am Tor gegen Lauffen", handelte wie Feistle mit Vieh und Bettleinwand und hatte zwar kein „sonderbares" aber doch ein etwas besseres Vermögen als Feistle.

Abraham Isaac. Der 1707 noch ledige Sohn des 1700 gestorbenen Isaac Abraham gehörte zur wohlhabendsten jüdischen Familie in Sontheim. Sein im 1732/33 angelegten Sontheimer Memorbuch als Wohltäter gerühmter Vater hatte kurz vor 1700 mit dem Bau eines ansehnlichen großen Hauses begonnen, das seine Erben vollendeten und das beachtliche 4000 Gulden kostete. Die Familie habe, so hieß es 1705 bei der Deutschordenskommende Heilbronn, der Herrschaft „ein merckliches genutzet". Wie vermögend Abraham Isaac war, erhellt auch daraus, daß er 1732 Reinhard von Gemmingen zum Kauf des Gutes Babstadt 2000 Gulden lieh. Abraham

Isaacs Mutter Sara, die Witwe Isaac Abrahams, lebte um 1707 in dem Haus des Müllers Georg Stumpp, auf das ihr verstorbener Vater David 900 Gulden geliehen hatte.

Emanuel Abraham (auch Mändle oder Männle genannt). Er war aus Krautheim gebürtig und lebte seit etwa 1690 als Diener im Hause seines Bruders (nach einer anderen Quelle „seines Vaters Bruder") Isaac Abraham. 1705 erhielt Emanuel Abraham, der eine Schwester des Herz Moses aus Mergentheim geheiratet hatte, den deutschordischen Schutz in Sontheim. Nach dem Tod Isaac Abrahams hatte er dessen Witwe Sara durch seinen Handel mit Pferden und Rindvieh, aber auch durch Geldgeschäfte (Handel mit Wechsel) unterstützt und brachte sich 1707 „gar wohl fort".

Herz David. Er war ein Sohn des um 1700 gestorbenen und ebenfalls als vermögend bezeichneten David. Er lebte zusammen mit seiner Mutter, mit der er gemeinsam zumeist in Heilbronn und im Württembergischen Handel betrieb, in einem eigenen Haus.

Simon David, ein älterer Bruder des Herz David. Er verfügte ebenfalls über ein gutes Vermögen, hatte aber lange Zeit vergeblich um Schutz in Sontheim gebeten, weil sein Schwager Isaac Abraham keinen „reichen und nahrsamen" Juden neben sich habe dulden wollen. Simon David lebte daher zuvor einige Jahre in Horkheim.

Hatten die Sontheimer Juden wohl schon vor 1700 dann und wann zumeist ledige Schulmeister zur Unterrichtung der Kinder angenommen, so hören wir Ende 1716 erstmals von einem Judenschulmeister und Rabbiner, der in einem besonderen „Judenhäusle" wohnte und mit seiner Familie (Weib und 4 Kinder) eine eigene Haushaltung führte. Sein Name war Lemblein Moses, der zuvor 6 Jahre Schulmeister in Gundelsheim war und 1718, ohne daß eine Entscheidung bekannt wird, um Befreiung vom Schutzgeld bat, das im Rechnungsjahr 1713/14 von 15 auf 20 Gulden erhöht, 1719 aber wieder auf 15 Gulden herabgesetzt wurde.

Nachdem 1720 allerhand fremde und ausländische Juden in Sontheim einkehrten und die Deutschordenskommende Heilbronn hierdurch eine „grassirende und ansteckende Seuche" befürchtete, wurde 1721 mit Abraham Isaac ein „Judenvorgänger" eingesetzt. Er sollte insbesondere darauf achten, daß alle ohne gültige Pässe nach Sontheim kommende Juden sogleich abgewiesen wurden. Nur

Juden mit gültigen Pässen durften für eine Nacht beherbergt werden.

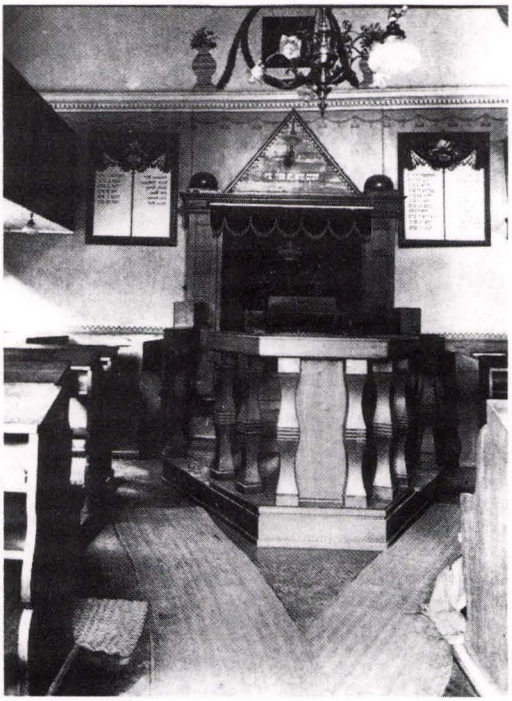
Anläßlich einer Erneuerung der Schutzbriefe 1737 erscheinen 7 jüdische Familien: Abraham Isaac, Emanuel Abraham, Herz David und Moses Veit, die alle schon 1707 genannt wurden, sowie Mannas Marx (Sohn des Marx Isaac), Wolf Isaac (Sohn des Isaac Moses) und Wolf Simon (Sohn des Simon David). Die meisten der in jener Zeit in den Schutz aufgenommenen Söhne von Sontheimer Juden mußten auch nach ihrer Heirat zunächst im Hause der Eltern wohnen, da den Juden der Hauserwerb von Christen untersagt war. Das prächtige Haus des 1738 in Mannheim ohne Erben gestorbenen Abraham Isaac erwarb 1739 Wolf Simon.

1750 lebten einschließlich Witwen 15 jüdische Familien im Ort, 1792 waren es 11. Bemerkenswert ist, wie sehr gegen Ende des 18. Jahrhunderts sich vornehmlich wohlhabende Juden in Sontheim niederließen, um wegen ihrer Geschäfte möglichst in der Nähe der Reichsstadt Heilbronn zu wohnen. Markantestes Beispiel war der als „reicher Löwe" bekannte Mayer Löw, der 1789 zusammen mit seinem Bruder Veit Löw von Horkheim nach Sontheim zog. Mayer Löw stand mit „reichen particuliers" in Heilbronn in geschäftlicher Beziehung, verfügte 1789 über 42000 Gulden Barmittel, handelte mit Juwelen und Bijouterien, besaß ein großes Weinlager und führte ein namhaftes Tabaklager. In Frankfurt kaufte er einmal 1792 „gar viele schöne Sachen" wie eine prächtige Uhr mit Brillanten und „aus Spaß" 4 Holsteiner Pferde. Für die Herren von Gemmingen und den Ritterkanton Kraichgau übernahm er Kommissionen oder tätigte Geldgeschäfte, der Deutsche Orden ernannte ihn 1804 zum Hoffaktor. In Sontheim erwarb er von Lazarus Wolf 1789 für 4000 Gulden das wohl schönste Haus im Ort, in das er noch einmal einen ebenso hohen Betrag zur Renovierung steckte. Mit seinem Namen verbunden ist die vollständige Aufhebung von Leibzoll oder Geleitgeld in Württemberg, die 1808 auf ein entsprechendes Gesuch der jüdischen Gemeinde Sontheim erfolgte.

Die Niederlassung eines so wohlhabenden Juden wie Mayer Löw führte aber auch zu Aggressionen und Gehässigkeiten. So befürchteten insbesondere Sontheimer Gerichtsverwandte, bei denen der Sontheimer Weinhandel zu einem „stillschweigenden Monopol" geworden war, die mögliche Konkurrenz durch Mayer Löw. Als

dieser um 1791 ein neues Gartenhaus errichten wollte, wurde das am Tage aufgeschlagene Fundament nachts von etwa 10 Männern aus der Gemeinde wieder niedergerissen, ein Vorfall, der nicht zuletzt auf Bitten Mayer Löws von den deutschordischen Beamten nicht weiter verfolgt wurde, um die Erbitterung gegen die Juden nicht noch stärker werden zu lassen. Aber auch Juden wandten sich um 1800 gegen Glaubensgenossen, so 1803, als Mayer Löws ebenfalls über ein beachtliches Vermögen verfügender Bruder Isaac Löw von Horkheim nach Sontheim ziehen wollte. Ihren Widerspruch mit dem Hinweis auf „sehr erschwerte Nahrung" wies jedoch das deutschordische Oberamt Horneck mit dem Bemerken zurück, daß es allen politischen Grundsätzen widerstrebe, einen wohlhabenden Juden mit seinem Schutzgesuch abzuweisen.

1818 wurden 129, 1828 88, 1855 80, 1870 46, 1900 46, 1910 72 (nunmehr einschließlich der Bewohner des Landesasyls „Wilhelms-



Das Innere der ehemaligen Synagoge in Sontheim. Hinter der hölzernen Balustrade Betpult und Heiliger Schrein

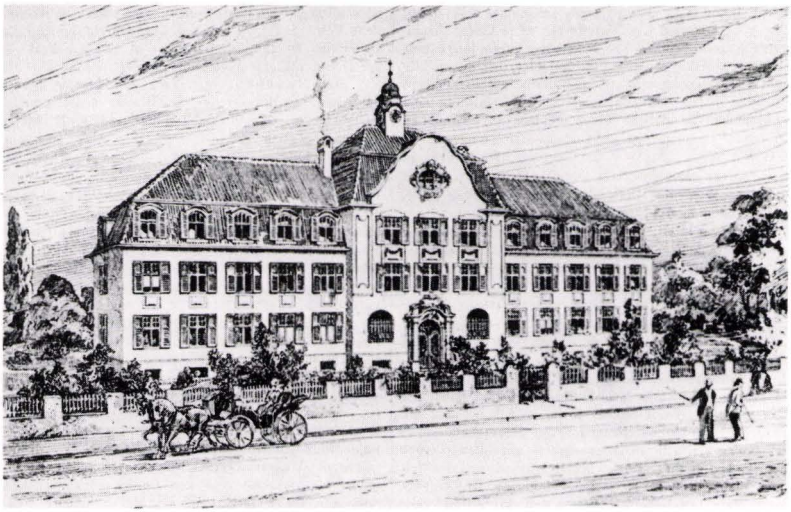
ruhe") und 1933 65 jüdische Einwohner gezählt. Der jüdischen Gemeinde Sontheim, die seit der Neuordnung der israelitischen Religionsgemeinden in Württemberg 1832 zunächst dem Rabbinat Lehrensteinsfeld, dann ab 1867 bis zur Auflösung 1939 dem Rabbinat Heilbronn unterstand, wurden 1832 als Filiale die Horkheimer Juden, bis 1849 auch die Juden aus Talheim zugeordnet. Die 1773 durch Simon, Sohn des Josef Wolf, im ersten Stock seines Hauses (Gebäude Hauptstraße 36 und 36/1) eingebaute Synagoge wurde 1827 abgebrochen und neu aufgebaut. 1773 könnte es sich bereits um einen Umbau oder eine Erweiterung gehandelt haben, da in der Literatur unter Hinweis auf das Sontheimer Memorbuch ein 1702 in Sontheim gestorbener Wolf, Sohn des Simchah (Simehu) Joseph, als Erbauer der Synagoge erwähnt wird, eine Aussage, die nicht völlig zutreffend sein kann, da in jener Zeit kein Wolf in Sontheim bezeugt ist. Sicher ist vielmehr, daß sich 1698 eine Synagoge im Hause des David, einem Sohn des Simon, befand. 1910 erfolgte eine gründliche Renovierung. 1938 wurde die Synagoge während der Kristallnacht dank des Eingreifens eines Sontheimer Bürgers nicht zerstört. Anfang 1985 wurde das Gebäude im Zuge der Sontheimer Ortssanierung abgebrochen.

Ein israelitisches Frauenbad wurde 1864 durch Umbau im Gebäude 39 am Deinenbach eingerichtet. Das Gebäude 25 an der Hauptstraße war im 19. Jahrhundert israelitisches Schulgebäude mit Lehrerwohnung. Die israelitische Lehrerstelle – der Lehrer war zugleich Vorsänger – war bis 1924 besetzt, 1825 und 1828 besuchten die jüdischen Kinder allerdings noch die allgemeine Ortsschule. Ein jüdischer Friedhof wurde zwischen 1841 und 1844 im Gewann „Schozach" geschaffen und 1912 wesentlich erweitert. Auf ihm wurden auch die Juden aus Horkheim und Talheim, anfangs auch die aus Heilbronn bestattet. Zuvor hatten die Sontheimer Juden ihr Begräbnis in Affaltrach. Kurz vor 1800 hatten sich die Juden bereits einmal vergeblich um die Anlegung eines eigenen Friedhofs bemüht. Obwohl sie der Gemeinde Sontheim einen stattlichen Preis (150 statt 10 Gulden) für einen Platz boten, stellte diese keinen zur Verfügung.

Seit dem 19. Jahrhundert finden sich starke Abwanderungen vor allem in das benachbarte Heilbronn. So erhielt 1831 als erster Jude

der Tuchmacher Isidor Veit aus Sontheim das Bürgerrecht in Heilbronn, wo er zeitweise auch die Walkmühle pachtete. Besonders auffallend wurde Sontheim im Anschluß an die Gesetze über Freizügigkeit und Gewerbefreiheit um 1864 von Abwanderungen betroffen. 1864 hieß es, daß das mit ehedem 20 bis 25 Familien zu den wohlhabendsten und ansehnlichsten jüdischen Gemeinden zählende Sontheim durch Wegzüge und Sterbefälle „zu einem bedauerlichen Minimum" mit nur noch 12 Familien, darunter 5 Familienväter mit über 70 Jahren, herabgesunken sei. Nach einem Verzeichnis von 1864 besaßen 11 steuerpflichtige Juden zwar noch das Heimatrecht in Sontheim einschließlich der Filiale Horkheim, wohnten aber bereits auswärts: 5 in Heilbronn, 3 in Stuttgart sowie je einer in Buchau, Frankfurt und Schrozberg. Als größeres jüdisches Unternehmen siedelte 1891 die von dem 1862 in Öhringen geborenen Hermann Wolf gegründete „Mechanische Schuhfabrik Wolf und Co." nach Sontheim über.

Seit 1907 bestand in Sontheim das israelitische Landesasyl „Wilhelmsruhe", dessen Träger der 1897 gegründete „Israelitische Landes-Asyl- und Unterstützungsverein" war. Die ärztliche Leitung des Altersheimes mit Platz für zunächst 32 Personen hatten Dr. Willy



Das 1907 eingeweihte Landesasyl „Wilhelmsruhe" in Sontheim

Flegenheimer und Dr. J. Picard. In der Nacht vom 9. auf 10. November 1938 wurden sämtliche Fenster und die Inneneinrichtung demoliert. In der Zeit des Nationalsozialismus – 1932 und 1936/37 wurden Erweiterungen durchgeführt – fand eine größere Zahl älterer Juden und Jüdinnen aus ganz Südwestdeutschland Unterkunft (zeitweise bis zu 150).

Von den Sontheimer Juden kamen im Zweiten Weltkrieg mindestens 9 in der Deportation um, von den Insassen des Landesasyls fanden mindestens 118 einen gewaltsamen Tod. Ihre Namen und ihr Schicksal hat Hans Franke festgehalten.

Stebbach, Gemeinde Gemmingen

Stebbach wurde als kurpfälzisches Lehen vor 1680 an die Raugrafen zu Pfalz ausgegeben und ging vor 1738 über die Grafen von Schomburg an die Grafen von Degenfeld über. 1806 wurde der Ort badisch.

Juden waren seit Beginn des 18. Jahrhunderts ansässig. Nach einem Bericht aus dem Jahre 1818 hatte ein Teil der damals in Stebbach lebenden Juden ihr Begräbnis in Heinsheim, ein weiterer Teil in Oberöwisheim, andere in Waibstadt. Einige Namen von Stebbacher Juden im 18. Jahrhundert begegnen daher in den Listen über die auf dem Heinsheimer jüdischen Friedhof durchgeführten Bestattungen. Genannt werden zwischen 1733 und 1780 Aaron, Lippman bzw. Liebmann, Löb bzw. Löw, Jancoff, Truffel (?), Döbele bzw. Dovele oder Devele, Juntuff, Marx, Faiß, Ciprian, Nathan und Täfele (?). Unter den Stebbacher Juden lebte auch ein Rabbi (1757 Rabbi Faiß), Schulmeister und Vorsänger. Der 1781 in Massenbach bezeugte Alexander Samuel war „vorhinniger Judenvorsänger" in Stebbach. Über die berufliche Tätigkeit wird nur soviel bekannt, daß sie mit Vieh und allerhand Waren handelten. Anläßlich eines Ruggerichtes in Gemmingen wurde 1751 Klage darüber geführt, daß nicht nur die Gemminger sondern auch die Stebbacher Juden den Leuten Fleisch in die Häuser bringen, wodurch die Metzger einen „starken Abbruch" hätten. Den Juden wurde daraufhin verboten, Fleisch in Häusern herumzutragen.

Anläßlich der Annahme erblicher Familiennamen 1809 werden 13 jüdische Familien mit rund 65 Seelen genannt:

Bisheriger Name	Künftiger Familienname
Aron Löb	*Eppinger*
Abraham Marum	*Bär*
Marum Elias	*Bär*
Wolf Elias	*Bär*
Benedikt Kaufmann	*Münzesheimer*
Benedikt David	*Eisenmann*
Benedikt Marx	*Eisenmann*
Maier David	*Eisenmann*
Marx Witwe	*Eisenmann*
Herz Nathan	*Wolf*
Samuel Nathan	*Wolf*
Aron Hirsch	*Kahn*
Liebmann W. (Witwe ?)	*Kaufmann*

Der Name Eisenmann findet sich später in der Form Eisemann.

Mit 75 Seelen lag 1825 der Anteil der jüdischen Einwohner an der Bevölkerung bei 10,7%. Die der jüdischen Gemeinde gehörende Synagoge, deren Platz die Vorfahren des Mayer David Eisemann und Mayer Marx Eisemann geschenkt hatten, wurde 1829 renoviert und erweitert. Im Erdgeschoß des Gebäudes befanden sich Stall und Metzel der Familie Eisemann. Das um 1832 neu erbaute Judenbad in der Mitte des Ortes nahe am Bach besaß einen Kessel zum Wärmen des Wassers, ein gedieltes Ankleidezimmer und ein Fenster im Badezimmer. Der Badeschacht hatte keinen Abfluß und mußte mittels einer Pumpe entleert werden. Anläßlich einer Visitation 1841 wurde das Bad zwar nicht als zweckmäßig, aber auch nicht als nachteilig für die Gesundheit bezeichnet. Bestattungen wurden, nachdem zwischen 1814 und 1819 in Eppingen ein neuer jüdischer Friedhof angelegt worden war, zumeist dort durchgeführt, 1826 gingen allerdings noch 3 der damals 13 Familien nach Waibstadt.

Da 1831 mit Alexander Bodenheimer (auch Odenheimer oder Ottenheimer genannt) kein examinierter israelitischer Lehrer ange-

stellt war, sollten die jüdischen Kinder – mit Ausnahme des Religionsunterrichts – zum Besuch der christlichen Schule im Ort angehalten werden. 1835 beabsichtigte daraufhin ein Teil der Juden, durch Konstituierung einer öffentlichen israelitischen Schule die schulpflichtigen Kinder vom Besuch der Ortsschule im Hinblick auf den weltlichen Unterricht zu befreien, doch waren aus Kostengründen andere nicht bereit, neben Bodenheimer einen zweiten Lehrer zu berufen und zu besolden. Die Verhandlungen verliefen offensichtlich turbulent, denn das Bezirksamt Eppingen sprach von „unruhigen Menschen" in Stebbach. Schließlich einigte man sich darauf, daß Bodenheimer wie schon seit mehr als 20 Jahren als Vorsänger und Schächter tätig blieb und nur für den Religionsunterricht ein besonderer Lehrer mit einem damaligen Jahresgehalt von 70 Gulden nebst freier Kost und Wohnung berufen wurde. 1838 war dies Moses Münzesheimer aus Rohrbach, 1850 Samuel Rosenthal aus Randegg. 1881 stellte der Gemeinderat das zur Heizung des Schullokals für den israelitischen Religionsunterricht benötigte Holz zur Verfügung, ohne rechtlich dazu verpflichtet zu sein.

Wurden 1855 noch 12 Familien bzw. Haushaltungsvorstände genannt, so sank die Zahl der jüdischen Einwohner in der Folgezeit allmählich. 1875 zählte die jüdische Gemeinde 42 Seelen, 1883 bestand sie aus 7 Familien, einem ledigen Mann und zwei Witwen, 1900 waren es noch 10 Seelen. Zu den bedeutenderen Persönlichkeiten zählten Michael Kahn, aus dessen An- und Verkauf von Bettfedern eine ansehnliche Fabrik erwuchs, deren Sitz um die Mitte des 19. Jahrhunderts, nachdem sich Michael Kahn 1850 trotz eines Hinweises auf 75000 Gulden Vermögen vergeblich um Aufnahme in Heilbronn bemüht hatte, nach Mannheim verlegt wurde (1861 M. Kahn Söhne, ab 1937 Mannheimer Bettfedernfabrik), ferner Ratschreiber Jonas Eisinger, der 1912 Ehrenbürger von Stebbach wurde. 1883 beantragte Löwenwirt Karl Bär die Auflösung der jüdischen Gemeinde, da er sie – zur Aufrechterhaltung des Gottesdienstes mußten bezahlte Mitbeter aus Gemmingen geholt werden – nicht mehr für lebensfähig hielt. Bär hatte aber auch sehr persönliche Gründe. So sprach er von Stebbacher Verhältnissen „ganz eigener Natur", weil beinahe alle Mitglieder der jüdischen Gemeinde näher oder entfernter miteinander verwandt seien, wobei er sich als

„Nichtverwandter" bei Steuereinschätzungen oder der Festsetzung von Umlagen nicht immer gerecht behandelt fühlte. Da sich der Stebbacher Synagogenrat 1883 entschieden gegen eine Auflösung aussprach, sah der Oberrat keine Veranlassung, eine solche zu verfügen. Dies geschah erst mit Entschließung des Badischen Staatsministeriums vom 23. Januar 1915, nachdem die israelitische Gemeinde in jenem Jahr nur aus zwei Frauen bestand, die der benachbarten Religionsgemeinde Gemmingen zugewiesen wurden.

Die Machtergreifung der Nationalsozialisten erlebten noch einige wenige jüdische Frauen in Stebbach. Drei von ihnen starben in ihrer Heimat, andere wurden nach Gurs oder wie Lisette Eisemann aus dem Altersheim in Stuttgart nach Theresienstadt verschleppt und kamen in der Deportation um.

Stein am Kocher, Stadt Neuenstadt am Kocher

Der schon früh mit dem Erzbistum Mainz verbundene Ort gelangte 1670 zusammen mit dem oberen Schloß pfandweise an die Herren von Dalberg, während das einstige Wasserschloß Presteneck im Besitz der Herren von Gemmingen war. 1803 fiel Stein an die Grafen von Leiningen-Heidesheim, 1806 an Baden.

1670 war anläßlich der Verpfändung an die Dalberg noch kein Jude im Ort ansässig. 1679 hören wir erstmals von einem Juden Jacob, 1680 handelten neben Juden aus Kochendorf, Wimpfen und anderen Orten auch ein oder bereits mehrere Juden aus Stein in den deutschordischen Ämtern der Kommende Horneck, insbesondere im Amt Heuchlingen. 1686 bat Hirzel von Stein um den deutschordischen Schutz in Neckarsulm, 1693 lebten zumindest 4 Juden im Ort, die in Neckarsulm Handel betrieben („handeln was ihnen anständig"): Henle, Wolf, Berle (Berlein) und Isac. 1693 hören wir auch, daß beide Ortsherrschaften in Stein Juden angenommen hatten, denn Berlein war Dalbergischer Schutzverwandter, während Henle im Schloß Presteneck unter gemmingischem Schutz lebte. Der aus Neckarzimmern stammende Henle lebte zuvor bei seinem

Schwiegervater Abraham in Kochertürn. Er war kaiserlicher Proviantjude, der zusammen mit seinem Sohn Abraham Henle um 1695 Geschäfte vor allem mit Mehl, Dinkel und Haber tätigte und 1694 einen Vertrag mit dem Ritterkanton Odenwald über Lieferungen in Höhe von 5333 Gulden abschloß. 1693 lieh er Bürgern in Kochertürn Geld für Dinkel. Auch Berle zählte nach einer Mitteilung des mainzischen Kellers in Neudenau aus dem Jahre 1723 zu den Proviantjuden, die um 1700 in Neudenau aus- und einritten.

1722 und 1723 fühlten sich die damals 9 Steiner Juden über zwei Zölle „hart graviret", die ihnen das kurmainzische Zollamt in Stein bzw. die kurmainzische Kellerei Neudenau abverlangte. Es handelte sich um einen Zoll für das Hinein- und Herausführen von Vieh sowie um einen in Neudenau fälligen Leibzoll. Die Klage der Steiner Juden, sie würden wie ausländische ritterschaftliche Juden behandelt, obwohl Stein durch Kurmainz nur verpfändet worden sei, empfand der kurmainzische Keller zu Neudenau jedoch als „exorbitante Kühnheit": Der Handel und Wandel der Steiner Juden sei allein nach Neudenau gerichtet und verursache durch das tägliche Einführen von Vieh und Waren den Juden zu Neudenau „ungemeinen Abbruch", der zum „Ruin" führe, wenn die Neudenauer Juden nicht vor den Steiner Juden geschützt würden.

Für das Jahr 1725 sind 8 Namen von Steiner Juden bezeugt, die ihr Begräbnis zu jener Zeit in Neckarsulm hatten: Wolf Berle, Abraham, Wolf, Jole (?), Jonas, Rebba (wohl ein Rabbi), Gumbel und Isaac. Ein Samuel Schmuhl von Stein war 1720 nach Heidelsheim gezogen, von Jonas wird 1734 bekannt, daß er einen Knecht Mandele bei sich hatte, der sich mit einer Tochter Eisichs (Isaacs) verheiraten und nach Olnhausen ziehen wollte. Aus einem Bittgesuch des Moses Wolf zugunsten seines Sohnes Herz Moses um Schutz in Wimpfen geht 1768 hervor, daß Stein in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts mit jüdischen Handelsleuten „stark angefüllt" war. Eine Beschreibung von Grenzsteinen 1770 zeigt, daß die Juden auch über Hausbesitz verfügten. So werden u. a. ein Haus des Baruch und Hofstätten des Herzle und Joseph genannt.

Anläßlich der Annahme erblicher Familiennamen 1809 werden 15 jüdische Haushaltungen genannt:

Bisheriger Name	Künftiger Familienname
Seelig Berle	*Schnell*
Nathan Abraham	*Sternheimer*
Abraham Saviß	*Strauß*
Hirsch Löw	*Stiefel*
Jansuf Löw	*Adler*
Baruch Moises	*Gutmann*
Hayum Jacob	*Zwang*
Maier Berle	*Süßrind (Gutkind)*
Jacob Berle	*Sinn*
Berle Jacob	*Holzer*
Abraham Moises	*Maas*
Herz Moises	*Mai*
Moises Nathan	*Haas*
Berle Moises	*Sternfels*
Berle Herz	*Wachs*

Die Steiner Juden betätigten sich zu Anfang des 19. Jahrhunderts wohl ausschließlich im Nothandel, denn ein Verzeichnis aller Nothandel treibenden Juden in Baden nennt 1812 17 Juden aus Stein, von denen einer nur mit Vieh (Seelig Berle Schnell) und 3 mit Waren und Vieh handelten, während 13 Nothandel „aller Gattungen" betrieben. Als 1816 über Juden berichtet wurde, die sich seit 1809 auf ein anderes bürgerliches Gewerbe als den Handel gelegt hatten, wurden aus Stein 3 Metzger genannt (Moses J. Simon, Jakob Zwang und Beer S. Schnell). 1834 waren 5 Juden als Metzgermeister tätig, außer denen niemand mehr im Ort schlachtete und die 1832 eine „Gesellschaft" bildeten.

Ein schon 1720 geführter Streit zwischen Juden aus Stein und dem damaligen kurmainzischen Keller zu Neudenau fand 1812 eine Fortsetzung, als die Steiner Juden sich über ein Brückengeld beim Passieren der Neudenauer Jagstbrücke beschwerten. Ausgangspunkt des Streites waren die veränderten politischen Verhältnisse zu Anfang des 19. Jahrhunderts: Sowohl Neudenau als auch Stein waren 1806 badisch geworden, so daß den Steiner Juden nicht mehr wie in kurmainzischer Zeit ein Leibzoll in Neudenau abgefordert

werden konnte. Die Steiner Juden sahen 1812 in dem Brückenzoll, den nur sie, nicht aber die Bürger aus Stein bezahlen mußten, eine Intoleranz, „die auf die heutigen Zeiten ganz nicht mehr passet". Unterstützt wurden sie durch den Ortsvorstand Stein, der die Befreiung der Steiner Bürger vom Brückengeld mit Leistungen zum Brükkenbau begründete, die auch im Namen der Juden erbracht worden seien, da diese statt der üblichen Handfron ein jährliches Frongeld von 2 Gulden 30 Kreuzer entrichteten. Der Stadtrat zu Neudenau warf jedoch dem Amt Stein unrichtige Angaben vor, bezeichnete den Vorwurf der Intoleranz als „verwegen", forderte von der Gemeinde Stein weitere Beweise und hielt das Brückengeld für ein Mittel, um den Handel der Steiner Juden nach Neudenau zu beschränken.

Die seit 1827 dem Rabbinat Mosbach zugeordnete jüdische Gemeinde Stein umfaßte 1824 94 Seelen und erreichte 1841 mit 129 einen Höchststand. 1875 wurden 48, 1900 15 und 1933 noch 10 jüdische Einwohner gezählt. Seit 1830 besaß die jüdische Gemeinde einen eigenen Friedhof an der Straße nach Kreßbach. Die Synagoge in der Grabengasse, ein ehedem großes Haus mit Walmdach, das sich von anderen Gebäuden der Umgebung abhob, wurde durch Kriegseinwirkungen im Zweiten Weltkrieg zerstört. Ein rituelles Bad befand sich im Untergeschoß eines Gebäudes südöstlich des Schlosses. Im 19. Jahrhundert wurde wiederholt der sehr schlechte Zustand bemängelt, zudem gab es Schwierigkeiten, weil der Wasserablauf die Quellen des großen Brunnens beim Rathaus speiste.

Bekannt wurde die Familie Gumbel aus Stein. Der 1836 in Stein geborene Moses genannt Max Gumbel und sein Bruder Isaac waren 1862 in Heilbronn als Bankiers tätig. Ein Sohn Isaac Gumbels, der 1852 in Stein geborene Abraham Gumbel, gründete 1909/10 den „Heilbronner Bankverein" (heute Volksbank). Siegfried Gumbel, das jüngste Kind von Max Gumbel, wurde Rechtsanwalt in Heilbronn und in der Zeit der Verfolgung 1936 Präsident des Israelitischen Oberrats in Stuttgart.

Zu Ausschreitungen gegen die Juden kam es während des Dritten Reiches in Stein nicht. Um 1933 betrieben die beiden Brüder Abraham und Hermann Zwang Viehhandelsgeschäfte. Der in der Umgebung als Kleintierfellhändler bekannte Alfred Maas starb bereits



Die Familie Zwang in Stein beim Laubhüttenfest, um 1934

1934. Von den Brüdern Zwang wanderte Abraham, nachdem er 1937 im Zusammenhang mit einem Viehhandel in das Konzentrationslager Dachau und später nach Buchenwald gebracht worden war, 1940 in die USA aus, Hermann starb 1940 nach längerer Krankheit in einem Mannheimer Krankenhaus. Die Kinder der beiden Brüder Zwang konnten mit Ausnahme von Ilse und Selma, die in der Deportation umkamen, auswandern. Die beiden Frauen der Brüder Zwang, Hedwig und Flora, wurden am 22. Oktober 1940 von der Arbeit auf einem Kartoffelfeld weggeholt und nach Gurs deportiert. Hedwig Zwang gelang die Auswanderung in die USA, Flora Zwang ist in Auschwitz gestorben.

Erinnerungen an die letzten Juden in Stein, an Redensarten, an das Zusammenleben zwischen Christen und Juden, an Kontakte beim Viehkauf, beim Backhaus, wo für Juden Berches gebacken wurde, an das Anzünden oder Schüren des Herdfeuers am Sabbat (Schabbesfeuer) oder an Laubhüttenfeste im Hof der Familie Zwang hat Norbert Jung in sehr aufschlußreicher Weise festgehalten. Heute erinnert an die Juden neben dem jüdischen Friedhof noch der Flurname „Judenspitze“ am Degmarner Weg und der „Judten Weg“ bzw. „Judten Pfad“ von Stein nach Bürg.

Stockheim, Stadt Brackenheim

1699 gewährte der Deutsche Orden 3 Ittlinger Juden – Groß Herz, Klein Herz und Isaac – Schutz in Stockheim. Mit dieser erstmals erfolgten Annahme von Juden in Stockheim, die über „ziemliche Mittel" verfügten, erhoffte sich Komtur Freiherr von Hoheneck auf Horneck nicht nur eine Steigerung der Einkünfte des Amtes Stocksberg, sondern auch eine Verringerung der durch Kriegseinwirkungen verödeten Hofstätten im Ort, da die Juden den Bau neuer Häuser in Aussicht stellten.

Von den 3 Juden zogen 1699 nur die beiden Herz tatsächlich nach Stockheim. Isaac erschien nicht, dafür kam Löw von Gundelsheim und mit dem aus Steinsfeld (Lehrensteinsfeld) gebürtigen Mayer ein vierter Jude, der sich zuvor 2 Jahre in Gochsen aufgehalten hatte und dessen Aufenthalt 1700 erst nach einer „freundnachbarlichen" Empfehlung der württembergischen Regierung geduldet wurde.

Da die Stockheimer Juden ihre „alleinige und meiste Nahrung" durch Handel in den umliegenden württembergischen Städten und Dörfern fanden – von einem Herz wird 1704 bekannt, daß er mit Pferden handelte –, verschlechterten sich ihre Arbeits- und Lebensbedingungen ab 1707 zusehends, nachdem Württemberg seinen Untertanen jeglichen Handel und Wandel mit Juden verboten hatte. Überdies fanden die Juden auch keine Unterstützung bei der deutschordischen Regierung in Mergentheim. Sie war in jenen Jahren darauf bedacht, durch Verdoppelung des Schutzgeldes die Zahl vor allem ärmerer Juden zu vermindern und hielt daher eine „Rekommendation" für die Stockheimer Juden bei der württembergischen Regierung in Stuttgart nicht für ratsam, da man sich über einen Fortzug von Juden nicht viel „bekümmern" müsse.

Die Folge war, daß die Juden Stockheim allmählich verließen. 1710 werden noch 3 Namen genannt: Löw, Mayer und Jacob, der nach dem Tode eines Herz dessen Witwe geheiratet hatte. Der andere Herz (nunmehr Herz Marx genannt) war 1710 bereits fortgezogen. 1711 folgte Jacob nach Massenbachhausen und 1714 Mayer nach Grötzingen, wo er ein besseres „Fortkommen" erhoffte. Mit Wolf Mayer aus Aub zog 1714 zwar noch einmal ein Jude nach Stockheim zu, der jedoch bald mit seinen Schutzgeldzahlungen im

Rückstand blieb und 1716 wieder verschwand. Nachdem Löw 1721 gestorben war, verließen mit der Witwe und den Kindern die letzten Juden den Ort. 1740 und 1743 baten wiederum mehrere Juden, die Württemberg verlassen mußten, um Schutz in Stockheim, doch zeigte die deutschordische Regierung kein Interesse an der Aufnahme ausländischer Juden, vor allem nicht in einem Ort, wo keine Juden mehr lebten, denn die „Einpflanzung des jüdischen Geschlechts" könne man „nit anderster als zum Ruin deren Underthanen gerichtet" betrachten.

An die Stockheimer Juden erinnern noch die Flurnamen Judenwiesen und Judenäcker südlich des Ortes.

Talheim

Die Besitzrechte im Ort waren schon früh stark zersplittert. Neben einem Ortsadel, den von 1230 bis in das frühe 17. Jahrhundert bezeugten Herren von Talheim, waren zahlreiche Ganerben wie zeitweise die Frauenberg, seit 1356 auch Württemberg, an der Ortsherrschaft beteiligt. Seit 1499 erwarb der Deutsche Orden allmählich zwei Drittel des Ortes, während das dritte Drittel an die Herren von Gemmingen kam. 1805/06 fiel der ganze Ort an Württemberg.

Nachdem die Reichsstadt Heilbronn im Laufe des 15. Jahrhunderts ihre jüdischen Einwohner vertrieben und Kaiser Friedrich die vom Rat verfügten Ausweisungen 1487 sanktioniert hatte, fanden einige der Ausgewiesenen auch Aufnahme in Talheim. So bat 1491 Nathan von Talheim zusammen mit Abraham von Kaltenwesten (Neckarwestheim) den Heilbronner Rat, den Juden ihr Gut in der Reichsstadt, das ihnen schon vor 200 Jahren „hochgefreit" und bestätigt worden war, nicht zu entfremden.

Auch in den folgenden Jahren sind wiederholt Juden in Talheim bezeugt. 1493 bat Gerhard von Talheim als Vogt zu Lauffen den Rat der Stadt Heilbronn, die Juden aus Talheim, Neckarwestheim, Bönnigheim und Erligheim zum Wochenmarkt nach Heilbronn wandeln zu lassen, und 1494 verwandte sich Graf Eberhard von Würt-

temberg für Simeon von Talheim, „der uns verwandt" und dem er in Heilbronn etwas zu „schaffen" befohlen habe. 1502 wurden 2 Talheimer Juden bei der Rückkehr von der Heilbronner Jahrmesse in der Heilbronner Landwehr mißhandelt und beraubt. 1514 wandte sich Hans Regnweyn an den Heilbronner Rat um Unterstützung, weil sein Vater etliche Kleinode an einen Talheimer Juden versetzt hatte, die ohne sein Wissen der Heilbronner Bürger Peter Stempflin an sich gelöst hatte. 1521 unterstützte Eberhard von Frauenberg seine in der Öffentlichkeit Judenzeichen tragende Juden, damit sie die Heilbronner Markttage besuchen könnten, worauf der Heilbronner Rat die Juden wohl in die Stadt gehen lassen wollte, doch sollte niemand ihnen etwas verkaufen oder von ihnen ankaufen. 1525 und 1526 hören wir wiederum von Nathan von Talheim anläßlich zweier Klagen beim kaiserlichen Hofgericht in Rottweil.

Auch 1544 lebten noch Juden in Talheim. So berichtete der württembergische Untervogt zu Bottwar über zwei Juden, von denen einer von Volmar Lemlin, der andere aber von den Frauenberg in Talheim aufgenommen worden sei. Das Amt Marbach erwähnte zu gleicher Zeit, daß diese zwei Juden von Höpfigheim nach Talheim gekommen seien, das Amt Lauffen sprach gar von drei Juden, von denen einer sich bereits zwölf Jahre, der andere drei bis vier Jahre und der dritte erst seit einem halben Jahr in Talheim aufhalte, die aber alle drei nur bis Martini im Ort bleiben sollten. Es wird nicht bekannt, ob diese Juden 1544 abwanderten oder länger im Ort blieben. Zwar bestimmte die Dorfordnung von 1599, daß niemand bei Strafe von 10 Gulden etwas von Juden entleihen dürfe, doch bleibt offen, ob um 1600 tatsächlich noch Juden im Ort lebten.

Von Juden hören wir erst wieder im 18. Jahrhundert. 1729 verbot der Vogt von Flein den dortigen Untertanen, mit Juden von Sontheim und Talheim Viehhandel zu treiben, und 1740 bat Löw Kaufmann aus Sontheim vergeblich, ein dem Deutschen Orden zustehendes unbewohntes Haus außerhalb des Ortes Talheim zu erwerben. Die ganze Gemeinde Talheim beschwerte sich damals über die Absicht, daß der Deutsche Orden einen Juden nach Talheim setzen könnte, und aufgrund dieser Beschwerden wollte auch der Baron von Gemmingen den um 1736 in sein Talheimer Schloß aufgenommenen Juden Schmul, der zuvor in Bonfeld lebte, wieder entlassen.

Der eigentliche Beginn einer jüdischen Gemeinde in Talheim fällt in das Jahr 1778. Damals zogen vier jüdische Familien und kurz darauf weitere Juden, insgesamt acht Familien, nach Talheim. Sie hatten alle zuvor im Horkheimer Burgbereich unter dem Schutz des Kriegsrats von Buhl gelebt, mit dem sie in vielfältige Streitigkeiten und langjährige Prozesse verwickelt waren und der auch nach ihrem Fortzug (für Buhl „Hauptrebellen") diverse Forderungen einzuklagen versuchte. Aufgenommen wurden diese Horkheimer Juden in Talheim von Württemberg in dem sogenannten Schmidberg'schen Schlößchen, dem damals sehr baufälligen westlichen Teil der oberen Burg, die in der Folgezeit den Beinamen „Judenschloß" bekam. Die ersten Namen nennt Theobald Nebel, der ihre Wege und Schicksale überaus eindrucksvoll aufgezeichnet hat: Manasse Hirsch, Samuel Isaak, Hirsch Manasse, Lazarus Mayer, Marx Lazarus, Schulklöpfer (Kirchendiener), die Witwe des Nathan und die Witwe des Süßkind Kahn.

Die Aufnahme von Juden durch Württemberg empfanden die allein die Dorfherrschaft beanspruchenden Ganerben, insbesondere der Deutsche Orden, als Eingriff in ihre Rechte. Sichtbaren Ausdruck fanden die hieraus entstehenden Auseinandersetzungen 1793, als die Juden mit württembergischer Zustimmung ein „Betzimmer" in ihrem neu erbauten Back- und Waschhaus einweihen wollten, der deutschordische Amtmann dies aber dadurch verhinderte, indem er Fenster und Läden des Betsaales ausheben und die Kultgegenstände konfiszieren ließ. Die Talheimer Juden wurden dabei weniger Opfer antijüdischer als vielmehr antiwürttembergischer Gefühle, da der deutschordische Beamte nach eigenem Bekunden den Juden, hätten sie bei ihm um Schutz angehalten, auch die Errichtung von drei Synagogen erlaubt hätte. Erst 1803 wurden den Juden die 1793 beschlagnahmten Gegenstände zurückgegeben.

Nachdem 1806 ganz Talheim württembergisch geworden war und 1807 den Juden der Gütererwerb gestattet wurde, erwarben die Talheimer Juden Liegenschaften und ließen sich auch im Dorf selbst nieder. Als einer der ersten kaufte 1816 Aron Salomon für 950 Gulden die Hälfte des sogenannten Emendörffer Hauses (später Gasthaus Ratskeller), 1822 erwarb Machul Hirsch ein Haus in der Grabengasse. 1821 hatten die Juden für 1910 Gulden Württemberg

den Burgteil abgekauft, in dem sie lebten. Damals wohnten Mayer Löw Moses in der unteren Etage, Samuel Isaac in der zweiten Etage, die Witwe des Manasse Hirsch erhielt Zimmer in der dritten Etage, Valentin Hirsch bekam hier ebenfalls eine Wohnung, das „Bet- und Waschhaus" bewohnte der Schullehrer, in einem zugehörigen unteren Haus am Berg wohnten Samuel Hirsch, Gabriel Löser und Moses Wertheimer.

In Fragen der Religion und des Gottesdienstes nahmen die Talheimer Juden den Rabbiner aus Freudental in Anspruch. 1832 wurde Talheim anläßlich der Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse der israelitischen Religionsgemeinschaft in Württemberg unter Zuweisung zum Rabbinat Lehrensteinsfeld zunächst Filiale der jüdischen Gemeinde Sontheim, von 1849 bis zur Auflösung 1939 selbständige israelitische Kirchengemeinde. 1836 wurde das „Bet-, Wasch- und Backhaus" von 1793 zu einer Synagoge erweitert, in der



An diesem Platz an der alten Burgmauer stand die ehemalige Talheimer Synagoge

sich nach einer Beschreibung von 1851 unten das Frauenbad sowie Schule und Lehrerwohnung befanden. Ein eigenes israelitisches Schulhaus erwarb die jüdische Gemeinde 1857 mit dem Gebäude Nr. 5 in der Langen Gasse. Mit Salomon Aron aus Königsbach (später Salomon Königsbacher) besaßen die Talheimer Juden seit etwa 1792 – wohl im Zusammenhang mit der Errichtung eines Betsaales – einen Vorsänger und Lehrer, der nach einem Bericht von 1828 auch Ellenwarenhandel betrieb und die jüdischen Kinder im Religionsunterricht unterwies, während der Unterricht im Lesen und Schreiben der deutschen Sprache durch einen christlichen Lehrer erfolgte und hierfür die Ortsschule (ev. Konfessionsschule) besucht wurde. 1836 wurde mit Isaak Sänger aus Oberdorf ein neuer Vorsänger und Schullehrer angenommen, von 1837 bis 1914 bestand eine eigene freiwillige israelitische Konfessionsschule. Ihr Begräbnis hatten die Talheimer Juden zunächst in Affaltrach. 1841 trennten sich die Sontheimer, Horkheimer und Talheimer Juden von Affaltrach und bestatteten ihre Toten auf dem neu angelegten jüdischen Friedhof in Sontheim.

Um 1825 nahmen die Talheimer Juden erbliche Familiennamen wie Hirsch, Hirschfeld, Königsbacher, Levi oder Löwenthal an, weitere bekannte Namen waren Manasse, Straus und Wertheimer. Die Zahl der jüdischen Einwohner betrug 1818 55, 1828 64, 1843 78, 1860 122, 1886 85, 1910 77 und 1933 82. Seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sank die Zahl der Juden infolge Abwanderung in größere Städte und insbesondere durch Auswanderung nach Amerika (die Namen hat Nebel veröffentlicht). Antisemitismus war in Talheim vor 1933 unbekannt, das Verhältnis zwischen evangelischen und katholischen Christen sowie Juden gut. Letztere beteiligten sich an den örtlichen Festen, waren Mitglieder des Deutschen Turnvereins oder wie z. B. der mit Kriegsauszeichnungen aus dem Ersten Weltkrieg zurückgekehrte Louis Manasse Mitglied im damaligen Schützenverein. Bei Gefallenengedenkfeiern am Kriegerdenkmal hielt Lehrer Straus wiederholt mit Beifall bedachte Reden.

Erst der Nationalsozialismus isolierte die Juden und schloß sie aus der dörflichen Lebensgemeinschaft aus. Ein „Judenpranger" an der Mauer vor der Wirtschaft „Zum Ratskeller" sollte der Bevölkerung den Verkehr mit den Juden verleiden, nicht immer erfolgreich, wie

das Beispiel eines Metzgermeisters zeigt, der 1937 sein Ehrenamt als Gemeinderat niederlegen mußte, weil er Schlachtvieh von Juden gekauft hatte. Auch die Jugend wurde in Maßnahmen gegen die Juden eingespannt. So schickte man 1936 einen Hitlerjungen mit einer Kuh aus Lauffen nach Talheim, der die Aufschrift „Die letzte Kuh vom Juden" beigegeben wurde und mit der vor jedem Judenhaus die Bewohner verspottet wurden. Nachdem es in der Reichskristallnacht im November 1938 in Talheim noch zu keinen Ausschreitungen gegen Juden gekommen war, wurde in der darauffolgenden Nacht durch Sontheimer SA-Leute die Synagoge demoliert, Kultgegenstände auf dem Kelterplatz verbrannt, Wohnungen von Juden verwüstet und die Bewohner mißhandelt. Die demolierte Synagoge zerfiel und mußte, nachdem sie bei einem Unwetter einstürzte, 1952 abgerissen werden.

Von den 1933 in Talheim lebenden Juden wanderten 38 zwischen 1936 und 1939 nach den USA, Südafrika, England, Frankreich und Antwerpen aus, mindestens 31 zumeist ältere Leute mußten 1941 und 1942 in 3 Transporten den Todesweg nach dem Osten antreten.

Untereisesheim

Die Herren von Lomersheim, von 1461 bis 1655 Ortsherren von Untereisesheim, nahmen spätestens um 1530 Juden auf. 1531 klagte Aaron vor dem Rottweiler Hofgericht gegen Lutz Schmidt aus Heilbronn, und 1544 berichtete der württembergische Amtmann in Weinsberg, daß schon seit ungefähr 14 Jahren ein Jude in Untereisesheim wohne. Zu gleicher Zeit erwähnten die württembergischen Amtleute aus Möckmühl und Neuenstadt zwei Untereisesheimer Juden, von denen Gumprecht seit 10 Jahren, der andere aber erst seit 2 Jahren ansässig sei.

Um 1535 bemühte sich der den Juden wenig günstig gesinnte Deutschmeister Walter von Cronberg, die Zahl der Juden im deutschordischen Gebiet zu vermindern und sie nach Möglichkeit auszuweisen. Auch benachbarte Herrschaften wollte Walter von Cronberg dazu bewegen. So hieß es 1535 in einer Instruktion an Schultheiß und Keller zu Neckarsulm, daß nach Verhandlungen mit

der Reichsstadt Wimpfen und den Grecken von Kochendorf nun auch den Herren von Lomersheim angezeigt werden sollte, „mit was geschwinden, arglistigen und wucherlichen practicen und handtierungen dem gemeynen armen Mann zu mercklichem verderblichen schaden allenthalben die Juden hierumbher ir gewerb treiben". Während Wimpfen und andere Nachbarn die Zusage gaben, die Juden über den bei ihrer Annahme zugesagten Zeitraum hinaus nicht länger zu dulden, erreichte Walter von Cronberg eine solche von den Herren von Lomersheim nicht. Allerdings mußten die Untereisesheimer Juden noch 1550 ein 1542 bei König Ferdinand erwirktes Dekret beachten, das allen Untertanen des Deutschen Ordens verbot, heimlich oder öffentlich etwas von Juden zu entleihen und mit ihnen Handel zu treiben.

1562 fiel der Name Untereisesheim anläßlich einer Klagesache vor dem Reichskammergericht, als der Jude Joseph von Gundelsheim auf Freilassung seines Schwagers Aaron von Neckarsulm klagte, den Deutschmeister Wolfgang Schutzbar von Milchling wegen des Vorwurfs festgesetzt hatte, von einem „Übeltäter" ein Christenkind aus Untereisesheim gekauft und erwürgt zu haben. Joseph widersprach den Anschuldigungen und bemerkte, daß in Untereisesheim kein Kind fehle.

Die Zahl der Untereisesheimer Juden blieb im Laufe des 16. Jahrhunderts stets klein. Am häufigsten genannt wird bis um 1575 Gumprecht, der wiederholt in Klagesachen wegen Forderungen vor Rat und Stadtgericht Wimpfen auftritt. Neben Gumprecht erscheint sein Bruder Aaron, dessen Tochter mit Joel von Worms verheiratet war, sowie Gumprechts Sohn Isak, dem der Rat zu Wimpfen 1574 auferlegte, wegen seiner dem Junker von Lomersheim gegebenen Treue nicht „dettliches (tätliches), auch kheine außlendische rechtfertigung" mit dem Junker oder seinen Untertanen anzufangen. Der Hintergrund der Auseinandersetzungen um Isak wird nicht ersichtlich, er hielt sich deswegen sehr wahrscheinlich vorübergehend in Wimpfen auf, das er 1575 mit seiner Familie verlassen mußte.

Wurden um 1535 die Lebensbedingungen der Untereisesheimer Juden durch den Deutschen Orden eingeschränkt, so geschah dies 1590 durch Kurpfalz, das im Laufe der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts den Aufenthalt von Juden erschwert hatte und sie

schließlich, so der kurpfälzische Schultheiß von Mosbach, „wegen ihres ungöttlichen wuchers, finanzerei und anderer geübten bösen stücke" auswies. Auch benachbarte Reichsritter wie Hans Jakob und Albrecht von Lomersheim, die 1590 je 2 Juden Schutz in Untereisesheim gewährten, sollten diese „ausschaffen". Dies führte zu einer heftigen Auseinandersetzung. Kurpfalz hatte nämlich Untereisesheim als „in kurpfälzischem Territorium gelegen" bezeichnet und der pfälzische Geleitknecht von Mosbach war vor jedes Judenhaus geritten, um den Befehl zum Fortzug innerhalb von 6 Wochen zu verkünden. Die Lomersheim vernahmen dies als „reichsgefreytte und ungemittelte Adelspersonen" mit besonderem „befrembden" und sprachen von „ungewöhnlicher newerung", da das Dorf Untereisesheim ihr Eigengut sei und sie nur das Schloß bis 1504 als pfälzisches Lehen besessen hätten. Die Lomersheim, die um 1590 auch einen Streit mit ihren Untertanen über Frondienste hatten, der am kurpfälzischen Hof geschlichtet werden sollte, gaben aber schließlich nach. Anfang März 1590 berichtete der Geleitknecht zu Wimpfen, daß die Lomersheim ihre 4 Juden „bereits abgeschafft" hätten, ein fünfter werde ebenfalls bald abziehen. Die Lomersheim versicherten jedoch vor Zeugen und einem Notar, daß diese Ausweisung nicht auf kurpfälzischen Befehl geschehen sei.

Der Abzug auch des letzten Juden dürfte erst einige Jahre darauf erfolgt sein, denn in der Wimpfener Judenordnung von 1598, die das Verhältnis zu auswärtigen Juden regelte, wird Untereisesheim noch genannt und 1607 hielten 12 Juden des deutschordischen Amtes Horneck eine Zusammenkunft in Untereisesheim ab. Zumindest einer der von Untereisesheim abziehenden Juden fand Aufnahme in der Nachbarschaft, denn 1639 erscheint in einem Verzeichnis aller Neckarsulmer Juden auch Aaron der Junge, der zuvor Schutz in Untereisesheim gehabt habe.

Weinsberg

In Weinsberg waren Juden durch die Rindfleisch-Verfolgung im Jahre 1298 betroffen. Ob Juden in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts in Weinsberg gelebt haben, ist nicht nachweisbar, auch wenn

Engelhard von Weinsberg 1335 einen Teil seiner Besitzungen wegen großer Schulden „bei Christen und Juden" verkaufen mußte und Karl IV. 1348 in Privilegien für 23 Städte, darunter auch Weinsberg, auf etwa eigenmächtig erhobene Judenschutzgelder verzichtete. 1375 wird Abraham von Weinsberg in Rothenburg genannt, 1418 bezahlten Weinsberger Juden 100 Gulden Judensteuer an Konrad von Weinsberg. 1544 berichtete der württembergische Amtmann lediglich, daß seine Verwaltung mit 2 Wimpfener Juden viel zu „hantieren" gehabt habe.

Erst im Laufe des 19. Jahrhunderts wurden wieder einzelne jüdische Familien ansässig, eine jüdische Gemeinde bestand jedoch nicht. Jüdische Patienten in der 1903 erbauten „Königlichen Heilanstalt Weinsberg" auf dem Weißenhof, heute Psychiatrisches Landeskrankenhaus, wurden seit 1905 durch Bezirksrabbiner Ludwig Kahn und seinen Nachfolger Dr. Max Beermann aus Heilbronn seelsorgerisch betreut.

Widdern

Juden sind in Widdern gegen Ende des 13. Jahrhunderts nachgewiesen. Anläßlich der Rindfleisch-Verfolgung kam am 29. Juli 1298 eine Familie von 6 Personen um. Juden in Widdern waren auch 1336 oder 1337 von der Armleder-Verfolgung sowie um 1349 von Verfolgungen zur Zeit des Schwarzen Todes betroffen.

Willsbach, Gemeinde Obersulm

1549 hören wir von einem Juden „Beifeiß (Beifuß?) von Wilspach" anläßlich einer Klage vor dem Landgericht in Nürnberg gegen die Erben des Peter Goppelt wegen mehrerer verlassener Äcker.

Wollenberg, Stadt Bad Rappenau

Wollenberg erlebte bis zum Übergang an die Herren von Gemmingen-Guttenberg im 18. Jahrhundert mehrfache Besitzwechsel. So

kam der Ort 1629 über Maria Eckbrecht von Dürkheim an Friedrich Wambolt von Umstadt, 1652 an Abraham Gerner von Lilienstein, 1677 an dessen Erben Vollrad von Brüggen. 1696–1716 waren die Schertel von Burtenbach Ortsherren.

Die 1652 begonnene Aufzeichnung der Dorfordnung enthält auch einen Judeneid, so daß angenommen werden darf, daß schon in der ersten Hälfte des 17. und möglicherweise bereits im 16. Jahrhundert Juden in Wollenberg lebten. Ein erster Namenshinweis findet sich 1661 anläßlich einer Klagesache der Mosbacher Schwanenwirtin Rosine Märkler gegen ihren Ehemann, als der Wollenberger Jude Jacob Egern bezeugte, daß er das Ehepaar 7 Monate zuvor in einem Wirtshaus zu Reichertshausen, wo er mit Hopfen handelte, getroffen habe.

Als sich 1667 Kurpfalz für den Kauf des Dorfes interessierte, trat, wie der kurpfälzische Landschreiberei-Gefällverwalter Paravicin aus Heidelberg berichtete, einer der damals vier Wollenberger Juden als Unterhändler auf. In Wollenberg favorisierte man jedoch Kurpfalz nicht, so daß sich die Kaufverhandlungen zerschlugen. Die Juden zahlten damals ein jährliches Schutzgeld von 6 Gulden. Erwähnt wird auch ein herrschaftliches „Judenhaus bei dem Brunnen", aus dem die Herrschaft 1667 jährlich 4 Gulden Hauszins erhielt. Möglicherweise handelt es sich bei diesem Haus bereits um den seit dem 17. Jahrhundert bezeugten herrschaftlichen „langen Bau", der mitten im Dorf lag, in den Quellen des 18. Jahrhunderts als Judenbau begegnet und in dem fast alle Wollenberger Juden bis in das 19. Jahrhundert hinein wohnten. Nur wenige Juden – wie um 1800 Isaac Nathan oder Isaac Baruch – besaßen vor 1800 eigene Häuser.

Anläßlich einer Steuerrevision im Gebiet des Ritterkantons Kraichgau hören wir 1717/18 von 8 Juden, die in die dritte von drei Steuerklassen eingereiht waren. 1726/27 werden 14 Namen genannt: Abraham, Joseph, Wolff, der rote Hirsch, der schwarze Hirsch, Machool, Alexander, Jacob, Heyjum, Arnd, Mannes, Schmule, Seeligmann und Zottich. Sie wurden sämtlich als bettelarm bezeichnet, so daß 1725 ihr Vermögen nicht geschätzt werden konnte. Bei ihnen lebte ein Judenschulmeister, der 1731 anläßlich der Beerdigung eines seiner Kinder in Heinsheim, wo die Wollenberger Juden

damals ihr Begräbnis hatten, erwähnt wird. Trauungen führte der Neckarbischofsheimer Rabbiner in Wollenberg durch. Bekannt werden vor 1750 auch einige wenige Hinweise auf verwandtschaftliche Beziehungen zu Juden in anderen jüdischen Gemeinden. So lebten zwei Söhne des Abraham, Moses und Gotz, in Meckesheim, ein dritter Sohn Ische zog 1727 nach Heinsheim. Aron, der 1747 seine Familie wegen eines Zwetschgenhandels in große finanzielle Bedrängnis stürzte, hatte einen Bruder Baruch in Siegelsbach, die Mutter Gütle von Arons Frau war kurpfälzische Schutzjüdin in Eppingen.

Bei der Herrschaft Gemmingen fanden die Wollenberger Juden im Laufe des 18. Jahrhunderts mehrfach Unterstützung bei Auseinandersetzungen: So 1736, als die Gemeinde Wollenberg und auch der Ritterkanton Kraichgau die Juden in gleicher Weise wie die christlichen Einwohner zur Übernahme von Kriegslasten heranziehen wollte. Die Herrschaft Gemmingen hielt derartige Forderungen für „unbillig und unbegründet" und wies das Ansinnen der „unruhigen Wollenberger Gemeinde" ab, da die Juden in herrschaftlichen Wohnungen lebten und von der Gemeinde „nicht den geringsten Genuß" erhielten. Auch nachdem sich die Wollenberger Juden im Anschluß an einen Streit mit den Juden in Heinsheim 1743 über die Ausgabe von Geleitscheinen zur Durchreise durch kurpfälzisches Territorium vom Heinsheimer Begräbnis abwandten und sich für 38 Gulden in das Waibstadter Begräbnis einkauften, fanden sie bei der Herrschaft Gemmingen Unterstützung. Als sich nämlich die Heinsheimer Ortsherrschaft Racknitz, die für die Bereitstellung des Platzes Gebühren vom jüdischen Friedhof in Heinsheim erhielt, um Einkünfte „verkürtzet" wähnte und 1758 und 1759 mehrfach von den Wollenberger Juden die Rückkehr zum Heinsheimer Begräbnis forderte, lehnte die Herrschaft Gemmingen jegliche Zwangsmittel gegen ihre Juden ab und ließ sich auch nicht von dem Vorwurf des Freiherrn von Racknitz beeindrucken, sie achte die Rechte ihrer Juden höher als das „uralte Begräbnisrecht" der Heinsheimer Ortsherrschaft.

Wie wichtig der Herrschaft Gemmingen die Juden nicht zuletzt aus finanziellen Erwägungen heraus waren, zeigt nicht nur die verhältnismäßig große Anzahl jüdischer Haushaltungen im Laufe des

18. Jahrhunderts (1737/38: 13, 1752/53: 15, 1759/60: 22, 1775/76: 17, 1796/97: 18), sondern auch der Verlauf der Beratungen über die Erneuerung des in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts baufällig gewordenen herrschaftlichen Judenbaues, in dem auch die Judenschule (Synagoge) untergebracht war. 1765 war die Synagoge für die zahlreiche Wollenberger Judenschaft bereits zu klein, überdies konnten wegen der Baufälligkeit „ohne die äußerste Beschwerlichkeit und Gefahr" weder Schule gehalten noch Gottesdienst verrichtet werden. Das Gebäude sei, so hieß es im Januar 1780, so baufällig, „das nicht einer trocken darinen wohnen kan, sondern das wenige Mebilje, so wir haben, verfault, ja so gar regnet es uns in die better". Der erste Plan für einen Neubau sah ein 152 Schuh (ca. 44 m) langes und zwei Stockwerke hohes Gebäude mit 24 Wohnungen samt einem „Zwergbau" für die Synagoge vor. Angesichts der Kosten von über 4000 Gulden verzichtete die Herrschaft Gemmingen aber zunächst auf einen von der Herrschaft finanzierten Neubau und gestattete den Juden nur den Bau einer neuen Synagoge. Nachdem Gelder hierfür gesammelt waren, stellte die Herrschaft Gemmingen 1785 die Abtretung eines Bauplatzes in Aussicht, änderte dann aber ihre Haltung und beschloß anläßlich einer Familiensitzung „nach vielen Diskussionen", den baufälligen Judenbau abzubrechen und an seiner Stelle einen Neubau samt Synagoge auf herrschaftliche Kosten zu erstellen. Der Grund war, daß die Juden „einen merklichen Teil der Einkünfte" ausmachten und daher „Rücksicht" auf sie genommen werden sollte. Eine Berechnung der Baukosten für einen im Vergleich zu den ersten Plänen von 1770 etwas kleineren und sparsameren Bau ergab nämlich, daß sich der Kapitalaufwand von etwas über 4000 Gulden im Vergleich zu den Abgaben der Juden (Wohnungsmiete, Metzel- und Stichgeld, Miete für die Synagoge, Entgelt für die Benutzung von Waschküche, Backofen, Bad und Stall sowie Schutzgeld, das um 1790 auf 7 Gulden 30 Kreuzer und kurz darauf auf 12 Gulden erhöht wurde) mit etwas über 5 Prozent verzinste. So kam es 1789 zu einem Neubau mit 13 Judenwohnungen und einer Synagoge im ersten Stock. 562 Gulden, die die Juden für den zuvor geplanten Synagogenbau gesammelt hatten, wurden als Beitrag zu den Baukosten übergeben. Sechs der neuen Wohnungen umfaßten neben einer Stube auch eine Stuben-

kammer und Küche, fünf bestanden lediglich aus einer Stube, eine Wohnung besaß außer der Stube noch eine Küche, eine weitere Wohnung war im Dezember 1789 noch nicht fertiggestellt. Dazu kamen acht weitere Kammern in dem neuen Bau, die einzelnen Wohnungen zugewiesen wurden. Eine „Schul- und Hausordnung" regelte das Leben in dem neuen Judenbau. Nach ihr mußten die Eingänge mehrmals täglich gereinigt werden, der Gang zur Synagoge im oberen Stock mußte dreimal täglich gesäubert werden, das Waschen war nur in der Waschküche erlaubt, niemand durfte wegen der Feuergefahr mit Tabakpfeifen ohne Deckel herumlaufen, Nachttöpfe durften nicht aus dem Fenster entleert werden, das Übernachten von Fremden mußte zuvor beim Judenvorsteher angezeigt werden. Als sich nach der Mediatisierung die Einkünfte, die die Herrschaft Gemmingen von den Juden bezog, verminderten und sich der Judenbau im Verhältnis zu den Unterhaltungskosten nicht mehr „rentierte", wurde das mitten im Dorf gelegene Gebäude 1838 für 2300 Gulden an die Brüder Lazarus, Emanuel und Wolf Reis verkauft.

Die Zahl der Juden erreichte in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts ihren Höchststand. 1806 wurden 95 jüdische Einwohner, 1824 116 und um 1830 150 (von damals 410 Einwohnern) gezählt. Sie waren größtenteils arm und suchten ihre Nahrung und Handelschaft außerhalb des Ortes (Hausierhandel mit Ellenwaren, Nothandel). 1803 erließ die Herrschaft Gemmingen in gleicher Weise wie für Bonfeld eine Judenordnung (vgl. Bonfeld), 1809 erfolgte die Annahme erblicher Familiennamen, wobei 24 Haushaltungsvorstände genannt werden:

Bisheriger Name	Künftiger Familienname
Hajum Samuel	*Born*
Lazarus Löb	*Böhm*
Jakob Maier	*Brüller*
Susmann Jacob	*Grumbacher*
Liebmann Bär	*Hanauer*
Seeligmann Herz	*Kander*
Bär Herz	*Kander*
Hirsch Herz	*Kander*

Herz Hirsch	*Kander*
Hajum Marx	*Kern*
Gerson Aron	*Krumbein*
Isaak Samuel	*Kuhn*
Marx Isaak	*Kuhn*
Isaak Baruch	*Löbmann*
Baruch Isaak	*Löbmann*
Isaak Nathan	*Mannheimer*
Aron Liebmann	*Neidensteiner*
Gumpel Löb	*Reuß bzw. Reis*
Isaias Lazarus	*Reuß bzw. Reis*
Isak Hirsch	*Schuster*
Aron Josef	*Strauß*
Maier Josef	*Strauß*
Abraham Josef	*Strauß*
David Gumpel	*Schwarzwälder*

Da sich die Synagoge im gemmingischen Judenbau von 1789 als zu klein erwies und eine zunächst geplante Vergrößerung durch Einziehen einer Empore für die Weiberstühle nicht durchgeführt werden konnte, bauten die Juden 1825 für 1875 Gulden auf einem von Schwanenwirt Christoph Heß erworbenen Platz eine neue Synagoge, für die die Gemmingen die 1789 bezahlten 562 Gulden zurückerstatteten. Der Betrag wurde teilweise mit aus der alten Synagoge übernommenen Gegenständen (Altar, Kasten zur Aufbewahrung der Thora, Gatter für die Weiberstühle, 4 „mössene" Kronleuchter, 1 Kronleuchter aus böhmischem Glas) verrechnet. 1846 wurde hinter dem sogenannten Judenbau auch ein neues Frauenbad errichtet.

Seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sank die Zahl der jüdischen Einwohner. 1875 wurden noch 97, 1900 32 und 1933 21 Juden in Wollenberg gezählt. Bis 1910 besaß die jüdische Gemeinde einen eigenen Religionslehrer. Im 19. Jahrhundert war ein Jude zeitweise Mitglied des Gemeinderats. Bis etwa 1938 gab es mit dem Textilwarengeschäft des Salomon Kahn und dem Eisenwarengeschäft des Adolf Heilberg zwei kleinere jüdische Geschäfte im Dorf. Zwei Juden betrieben Viehhandel. Durch das Verbot des Umgangs

mit Juden wurde nach 1933 das gute Verhältnis von Christen und Juden getrübt, was viele Familien aber nicht hinderte, nachts und unbemerkt weitere freundschaftliche Beziehungen zu pflegen. In der Kristallnacht 1938 wurde die Synagoge an der Poststraße von einem auswärtigen SA-Trupp zerstört und nicht wieder aufgebaut.

Von den 1933 in Wollenberg lebenden Juden wanderte ein Teil aus oder verzog in andere deutsche Gemeinden. Die letzten 11 wurden am 22. Oktober 1940 nach Gurs deportiert. Von ihnen starben zwei in französischen Lagern und zwei in Auschwitz. Eine Jüdin erreichte die USA, sechs Juden sind verschollen. Von drei nach auswärts verzogenen Wollenberger Juden kamen zwei in Theresienstadt und einer in Izbica um.

Zaberfeld

Als 1723 der Ritterkanton Kraichgau alle Juden in seinem Gebiet erfaßte, hieß es aus Zaberfeld, daß „niemahlen" ein Jude hier ansässig gewesen sei. Um 1745 nahmen dann die Herren von Sternenfels, die den Ort seit 1390 als württembergisches Lehen innehatten, Juden auf. Erster Sternenfelsischer Schutzjude war der um 1710 in Pforzheim geborene Simon Kahn, der sich in Ludwigsburg verheiratet und dort vor seiner Niederlassung in Zaberfeld 10 bis 12 Jahre gelebt hatte. Zu Simon Kahn kamen 4 weitere „befreunte" Juden, denen 1749 anläßlich des Verkaufs von Zaberfeld an Württemberg durch ein Reskript Herzog Karl Eugens „noch zur Zeit und biß auf anderwärtige Verordnung" der württembergische Schutz gewährt wurde. Sie sollten sich gegenüber der Bürgerschaft „verträglich" erweisen, sich im Handel und Wandel „moderat" aufführen, keine fremden Juden ohne Wissen des Stabsamtmannes in Ochsenburg beherbergen, Gelder nur mit obrigkeitlicher Zustimmung ausleihen, höchstens 5 Prozent Zins nehmen und ein jährliches Schutzgeld von 15 Gulden bezahlen. Ein förmlicher Schutzbrief wurde jedoch nicht ausgestellt.

Im Jahre 1754 werden 4 Juden genannt: Neben Simon Kahn der ebenfalls noch in Sternenfelsischer Zeit von Ludwigsburg nach Zaberfeld gekommene Isaak Emanuel, der den oberen Stock eines

Hauses „zwischen der Bach und dem Allmandweg" bewohnte, der noch vor 1749 aufgenommene und aus Eppingen gekommene Moses Wolf sowie der aus Mühringen stammende Hirsch Weyl, der 1763 nach Merzbach im Bambergischen fortzog. 1756 lebte zudem ein verheirateter Judenschulmeister im Ort. Die damaligen Familien umfaßten 30 Seelen, hinzu kamen 7 bis 8 Judenknechte, zumeist wie Hirsch und Joseph, Söhne von Isaac Emanuels Bruder Aron in Kochendorf, Verwandte der Zaberfelder Juden. Da der Ochsenburger Stabsamtmann anfangs sehr bereitwillig Pässe und Passierscheine für den Aufenthalt in Württemberg ausstellte, kam es 1754 zu einer Beschwerde der Freudentaler Juden, die sich „ruiniert" wähnten, wenn den Zaberfelder „Vaganten" erlaubt werde, im ganzen Land herumzuziehen. Herzog Karl Eugen schränkte daraufhin im Februar 1755 die Tätigkeit der Zaberfelder Juden ein: Das Feilbieten von Waren und jeglicher Handel sollte außerhalb des Ortes nur anläßlich öffentlicher Jahrmärkte erlaubt sein.

Obwohl Württemberg nach dem Erwerb von Zaberfeld 1749 keine neuen Juden aufzunehmen beabsichtigte und auch die Gemeinde Zaberfeld mehrfach um Verminderung bat, weil eine Verteuerung der Häuser und Lebensmittel befürchtet wurde und Zaberfeld als ein der Landschaft inkorporierter Ort nicht zur Duldung von Juden verpflichtet sei, stieg die Zahl von Juden bis 1770 durch Aufnahme von Söhnen und durch Zuzug von auswärts zunächst an. Im Jahr 1770 werden 8 Namen und damit 8 Haushaltungen genannt:

Simon Kahn, der im Juni 1770 starb und eine aus dem Darmstädtischen stammende Witwe mit 5 noch unverheirateten Kindern hinterließ.

Jacob Kahn, Sohn des Simon Kahn, verheiratet mit der Witwe des Moses Wolf und seit 1766 im Schutz.

Löw Kahn, ebenfalls ein verheirateter Sohn des Simon Kahn und seit 1766 im Schutz.

Salomon Jacob, gebürtig von Berwangen, der 1763 das Haus des von Zaberfeld weggezogenen Hirsch Weyl gekauft hatte.

Kaufmann Isaak, gebürtig von Eppingen und seit 1766 im Schutz.

Seeligmann Alexander, der die Witwe des 1759 in den Schutz aufgenommenen und 1767 gestorbenen Elkana geheiratet hatte und von Diedelsheim gekommen war.

Hirsch Aron, von Kochendorf gebürtig und von Diedelsheim zugezogen.
Judenschulmeister Seeligmann, gebürtig von Schopfloch bei Dinkelsbühl und um 1765 nach Zaberfeld berufen.

Diese 8 Haushaltungen umfaßten 44 Personen. An Vermögen werden bei Salomon Jacob 2000 Gulden genannt, bei der Witwe des Simon Kahn 1500 Gulden, bei Kaufmann Isaac 1000 Gulden, bei den übrigen lediglich etliche 100 Gulden und bei Hirsch Aron gar nichts. Das Hauptgewerbe bestand im Kuh- und Ochsenhandel („laufen mit ihrer Kuh am Strick im Land herum"), nur Salomon Jacob führte einen kleinen Kramladen („Krämlen") mit Öl-, Ellen- und Kurzwaren. Insgesamt gesehen war die Situation der Zaberfelder Juden, wie der Ochsenburger Stabsamtmann Majer 1768 feststellte, „bedaurungswürdig", da ihnen Mittel zu „auswärtigem Gewerbe" fehlten und im Ort alle diejenigen Umgang mit ihnen mieden, die sich nicht mit „liederlichem Handel" einlassen wollten.

Im Anschluß an den Erbvergleich von 1770 sollten alle Juden innerhalb von 6 Monaten Württemberg verlassen. Auch in Zaberfeld wurde ein entsprechender Erlaß verkündet, aber nicht ausgeführt. Verboten wurde 1772 jedoch die Abhaltung öffentlicher Versammlungen mit allen Zeremonien, die bislang in einem „Judenschul" genannten Zimmer im Hause des Simon Kahn abgehalten worden waren. Die jüdischen Zeremonien sollten künftig „in der Stille und ohne Aufsehen" in einem verschlossenen Zimmer abgehalten werden, wobei das Hornblasen jedoch gestattet wurde. Die Annahme eines verheirateten Judenschulmeisters wurde nicht mehr erlaubt. 1776 erhielt die Gemeinde Zaberfeld, nachdem mit Abraham Kahn noch einmal ein Judensohn aufgenommen worden war, überdies die Zusicherung, daß keine neuen Schutzjuden mehr angenommen werden, was zur Folge hatte, daß zwischen 1786 und 1800 mehrfach Gesuche von Judensöhnen um Schutzannahme abgewiesen wurden. 1786 wandten sich daraufhin Baruch und Suser, 2 weitere Söhne des Simon Kahn, nach Gemmingen, wo Suser Kahn bereits 1788 als einer der beiden Judenvorsteher erscheint, durch dessen Ernst und gute Wirtschaft die Gemminger Judenschaft in Aufnahme gebracht worden sei.

Erst ab 1800 erhalten wieder einige Judensöhne die Erlaubnis, sich in Zaberfeld niederzulassen. Einen aufschlußreichen Überblick über Namen, Familien und Vermögensverhältnisse vermittelt ein aus dem Jahre 1810 erhaltenes Verzeichnis. Genannt werden:

Jacob Kahn, „hat ein Haus und etwas Vermögen".

Kaufmann Isaak, „hat ein Haus, stark verschuldet".

Salomon Jacob, „hat ein schlechtes Häusle und sonst nichts".

Abraham Kahn, „hat nichts".

Aron Moses, der interimistisch Schutz bis zum Tode seines Stiefvaters Jacob Kahn erhalten hatte mit einem Vermögen „schlechter als ein Gantmann".

Isaak Kaufmann, der ebenfalls einen interimistischen Schutz bis zum Tode seines Vaters Kaufmann Isaak erhalten hatte und dessen Vermögen mit „wenig oder nichts" angegeben wird.

Lazarus Kahn, der im Haus seines Vaters wohnte und kein Vermögen besaß.

Abraham Löw Kahn, ein Bruder des Lazarus Kahn mit „etwas Vermögen".

Benedikt Kahn, „hat ein Haus und etwas Vermögen".

Witwe des Löw Kahn, die ein halbes Haus besaß und 1810 den Schutz aufkündigte.

Zu diesen 10 Haushaltungen kam 1810 – trotz des Verbotes von 1772 – noch der verheiratete Judenschulmeister Moses Levi aus Freistadt in Böhmen, ferner erhielt 1810 mit Herz Kaufmann ein zweiter Sohn des Kaufmann Isaak Schutz in Zaberfeld. Gegenüber 1770 hatte sich die Situation der Juden zu Anfang des 19. Jahrhunderts nicht wesentlich verändert. Sie werden 1810 als „sehr arm" bezeichnet. Güter, deren Erwerb den Juden in Württemberg erst 1807 gestattet worden war, besaßen sie nicht, auch kein Zugvieh. Sie lebten vielmehr allein vom Handel mit Vieh und Krämerwaren, und 1828 wurde bei einem Hinweis auf die Berufe achtmal Schacherhandel und zweimal Fleischer bzw. Metzger vermerkt, während sich eine Witwe mit Stricken und Nähen ernährte. Ihre für den Brackenheimer Oberamtmann „sehr traurige Existenz" veranlaßte 1810 die damalige Oberregierung in Stuttgart zu der Empfehlung an König Friedrich, wegen der Judenverhältnisse „einmal ein ganzes" zu machen.

1828 erfolgte die Annahme erblicher Familiennamen. Die Mitglieder der Kahn'schen Familie wählten den Namen Strauß, Isaak und sein Bruder Hirsch Kaufmann behielten ihren Namen bei, Simon Seligmann wählte den Namen Weinsperger, die Witwen Hanna Heumann und Fägily Joseph entschieden sich für Heumann bzw. Jordan. Anläßlich der Einteilung der Israeliten des Königreichs Württemberg in Gemeinden und Rabbinate wurde Zaberfeld 1832 der israelitischen Gemeinde Freudental zugewiesen, zu der bereits zuvor Beziehungen bestanden, da man sich in Zaberfeld des Rabbiners aus Freudental bediente und da Beerdigungen entweder in Freudental oder Flehingen erfolgten. Wegen der Entfernung nach Freudental baten die Zaberfelder Juden jedoch um Beibehaltung einer eigenen Synagoge.

Die Zahl der Zaberfelder Juden sank von 47 im Jahre 1818 auf 33 (1873), 24 (1900) und 13 (1933). 1933 lebten mit den Familien Albert Herbst, Gustav Herbst und Jordan-Warschawsky noch 3 jüdische Familien in Zaberfeld, die ihren Gottesdienst in einem kleinen Saal des Hauses Jordan an der Hauptstraße (damals Nr. 138) abhielten. Der Viehhändler Albert Herbst, Teilnehmer am Ersten Weltkrieg und ausgezeichnet mit dem EK II, Mitglied des Kriegervereins und Mitbegründer des Schützenvereins, mußte von 1939 bis 1941 als Bauhilfsarbeiter in Stuttgart arbeiten und wurde zusammen mit seiner Frau Helene und seinem Sohn Julius am 1. 12. 1941 nach Riga deportiert. Sie kamen in der Deportation um. Die Familie des 1931 tödlich verunglückten Viehhändlers Gustav Herbst wanderte zwischen 1935 und 1940 zum größten Teil in die USA aus, die Tochter Flora Kirchheimer geb. Herbst wurde am 22. 10. 1940 von Karlsruhe nach Gurs deportiert und ist in Auschwitz verschollen. Von der Familie Jordan-Warschawsky wurden Hedwig Warschawsky geb. Jordan und ihre Tochter Paula im Oktober 1938 nach Polen ausgewiesen, die 1855 geborene Fanny Jordan geb. Kaufmann kam zunächst in das jüdische Altersheim Dellmensingen und wurde von dort im August 1942 nach Theresienstadt deportiert, wo sie am 23. 9. 1942 starb.

Geschichten aus den jüdischen Gemeinden

von Hans Georg Frank

„Und unser Glaube ist der Sieg"

Die Judentaufe in Heilbronn – Wie aus dem Juden Hirsch anno 1727 Georg Heinrich Siegfried wurde

Tod oder Taufe – über hunderte von Jahren waren die Juden bei ungezählten Verfolgungen und Ausschreitungen vor diese Qual der Wahl gestellt. Meistens blieb ihnen gar keine Wahl, wollten sie ihren Glauben nicht verraten. Und dieser Frevel wäre doch gar zu schlimm gewesen, erinnerten sie sich stets der einigenden Kraft ihrer Religion, einer Kraft, dank der sie in der Diaspora, weit weg von ihrem „Gelobten Land", lebten.

Der missionarische Eifer der christlichen Nachbarn kann durchaus auch als Schutzbehauptung gewertet werden, wußten diese Missionare mit Feuer und Schwert doch um das unerschrockene Festhalten am Judentum. Lieber brachten sich die Juden selber um, als mit roher Gewalt getauft zu werden; lieber töteten Väter ihre

Familien und anschließend sich selbst, als in die nach Blut gierenden Hände der Unterdrücker und Mörder zu fallen.
Dennoch wurden immer wieder Judentaufen registriert. Es muß freilich bezweifelt werden, daß sich diese Prozeduren aus freien Stücken, aus aufrichter Überzeugung vollzogen haben. Die „Freiwilligkeit" war in den allermeisten Fällen der letzte Ausweg, sie war bisweilen auch eine Möglichkeit gesicherten Broterwerbs in einer christlichen Umgebung, die Juden nicht mehr dulden wollte.

So bestimmten oftmals wirtschaftliche Überlegungen das Überwechseln in das andere Lager. Ob sich die Taufe tatsächlich auch bezahlt machte, bleibt fraglich. In den christlichen Gemeinschaften blieben die „Judenchristen" zeitlebens Außenseiter. Ein Zurück zu den ehemaligen Glaubensbrüdern war gleichfalls ausgeschlossen, haftete dem Getauften doch der Makel des Verräters an, eine Art religiöses Kains-Mal.

Von einer Taufe im Jahr 1727 in der Reichsstadt Heilbronn berichtete Hubert Weckbach in der Beilage „Schwaben und Franken", die am 9. August 1969 in der „Heilbronner Stimme" erschien.

Von etwa 1490 bis zur Emanzipation 1828 waren in der freien Reichsstadt Heilbronn keine Juden erwünscht. Durfte doch ein Reisender seine Geschäfte erledigen, hatte er bei Einbruch der Dunkelheit wieder verschwunden zu sein. Durchreisende Juden wurden von Wächtern durch die Stadt begleitet, damit auf jeden Fall ausgeschlossen werden konnte, daß sie sich irgendwo heimlich niederlassen könnten.

Etwas freundlicher wurde mit Juden verfahren, die gelobten, sich in der Handelsstadt am Neckar taufen zu lassen. Ein solches Unternehmen kam einem Erfolgserlebnis für die Christen gleich. Sie belohnten den Überwechsler bisweilen sogar mit dem Bürgerrecht. Im 18. Jahrhundert bescherten mehrere Juden den Heilbronnern das Freudenfest ihrer Taufe. Das geschah in einer Zeit, in der der Rat der Stadt seine Ansichten über die Juden klipp und klar zu Papier gebracht hatte: „Schon von langer zeit hat man es für kein bloßes ohngefähr geachtet, daß die jüdische nation in ganzen millionen unter der Christenheit wohnet, sondern mit grund hat man es dafür angesehen, daß eben die göttliche vorsehung, welche aus weisen absichten gewollt hat, daß das volk der juden übrig bleiben

und nicht mit eben dem staub verfliegen sollte, welcher die anderen nationen des alterthums bedecket, auch gewollt habe, daß dieses Judenvolk fast allenthalben, so weit der christliche name sich ausgebreitet hat, unter der Christenheit zerstreut leben solle. Solchergestalten ist es eine notwendige und gerechte fürsorge der landesherrn und obrigkeiten, darauf bedacht zu sein, daß diese fremdlinge nützliche glieder desjenigen gemeinen wesens werden, in welchem sie sich aufhalten, und daß ihnen eine nahrungsart gestattet werde, womit sie sich und die ihrigen durch die welt bringen können ... Der Jude weiß, daß ihn der größte theil der Christen hasse, er siehet sich daher als einen fremdling an, der in einer zweiten babilonischen gefangenschaft lebet ... Ohne allen grund der gesetze mißt man den Juden eine art von anrüchigkeit bei."

Man schreibt den 6. Oktober 1725. Amtsbürgermeister Johann Esaias von Rühle teilt dem Hohen Rat der Stadt mit, daß ein Jude an seine Pforte geklopft habe, der „zur evangelisch lutherischen religion zu tretten verlange". Der Jude wolle erstens unterrichtet und zweitens unterstützt werden.

Die Ratsherrn melden Zweifel an. Offensichtlich waren sie in früheren Fällen enttäuscht worden. Möglicherweise ist auch nicht von geringer Bedeutung, daß der Jude in seiner Begleitung „ein Mensch" hat.

Die Räte machen kurzen Prozeß: Der Jude soll weiterziehen. Ihm wird ein „viaticum", ein Reisegeld, von einem Gulden und zehn Kreuzern zugestanden.

Außer Spesen also nichts gewesen.

Doch der Stadtrat hatte seine Rechnung ohne die Hartnäckigkeit des Juden gemacht. Kaum sind drei Tage vergangen, bekommt Bürgermeister von Rühle wieder Besuch. Der Jude dankt ihm „auf das submisseste" für das Geld, betont aber, daß es ihm keineswegs um den schnöden Mammon gehe, sondern um die Religion. Er möchte halt schon sehr gerne ein Lutheraner werden, worum er „auf das angelegentlichste" bittet und bettelt.

Der Schultheiß scheint überzeugt von der Aufrichtigkeit des Juden, zumal dieser ihn von seiner Ehrlichkeit überzeugen will: Nicht faul will er sein, sondern mit seiner Hände Arbeit sein karges, aber täglich' Brot verdienen. Der Bürgermeister hört solches wohl

und wendet sich an die Geistlichkeit. Die ist gleichfalls ziemlich angetan und will den bekehrungswilligen Juden gleichsam zur Prüfung in eine entsprechende Beschäftigung vermitteln: Beim Kirchbau soll er helfen.

Das stimmt auch den Rat um. Er genehmigt seinen Aufenthalt, stimmt seiner Beschäftigung zu und pocht noch darauf, „daß er beneben auch zeit haben möchte, sich informiren laßen zu können".

Der fleißige Jude packt zu. Er hilft beim Wiederaufbau des von den Franzosen niedergebrannten Turmes der Barfüßerkirche am Hafenmarkt. Seit 1698 wird daran schon gewerkelt, ehe 1727 das Geld eben noch reichen wird für den Turm, auf das Schiff muß verzichtet werden.

Der Jude krempelt die Ärmel hoch und zerschleißt sein Wams. Die Stadträte entscheiden am 15. Dezember 1725, daß er auf Kosten des Almosenamtes einen neuen Rock bekommen soll. Sie meinen's gut mit dem Mann, der eigentlich noch immer ein „Fremdling" ist. Großmütig bestimmen sie am 9. Februar 1726, daß der Jude Hirsch zum Preis von 45 Kreuzer im Hospital verpflegt werden solle, obwohl die Kost dort gewöhnlich 50 Kreuzer die Woche kostet.

Drei Kreuzer pro Woche muß der Jude an seinen Informanten, einen „jungen Schröttlin", für die Unterweisung in Glaubensfragen berappen. Im Sommer des Jahres 1726 übernimmt Pfarrer Magister Seelig diese Aufgabe. Er ist ein Mann, der seine Sache sehr ernst nimmt. Deshalb soll sein Zögling für sechs Wochen vom Arbeitsdienst befreit werden. Und tatsächlich: Der Rat der Stadt gibt auch dazu seinen Segen, allerdings wird der Jude für die Nachhilfe im Christentum nur für jeweils einen halben Tag freigestellt, immerhin aber ordnet der Rat an: „Nichts desto weniger (soll) der Lohn vor voll gegeben werden".

Der Sonntag Quasimodogeniti, der erste Sonntag nach Ostern, auch „weißer Sonntag" genannt, wird für den großen Tag ausgesucht. Der Stadtschreiber vermerkt unter dem Datum des 15. April 1727 die Ankündigung der Taufe. Von der Stadt wird der Täufling ein Geschenk bekommen, das angesichts der Bedeutung des Vorgangs sicherlich nicht „von schlechten Eltern" sein dürfte.

Am 20. April 1727 schlägt die Stunde der Abkehr vom Judentum.

Der Sohn eines Vorsängers aus dem hessischen Gelnhausen soll in der Kilianskirche in die Gemeinschaft der Christen aufgenommen werden.

Die „Juden-tauffe" wird „bey höchst-ansehnlich- und volckreichsten versammlung verricht", wird in das Taufbuch des Evangelischen Kirchenregisteramtes Heilbronn notiert. Die Abendpredigt wird eigens auf 17 Uhr vorverlegt. Pfarrer Möhrlen liest „aus der gewöhnliche lection": „Alles, was von Gott gebohren ist, überwindet die welt, und unser glaube ist der sieg, der die welt überwunden hat" (1. Johannes 5, 4–10).

Während sich die Ratsherrn um den Taufstein gruppieren, befindet sich der Täufling mit den Geistlichen noch in der Sakristei. Damit auch gewiß jeder Christ den „heiligen tauff-actus" verfolgen kann, wurde ein „gerüste aufgebauet".

Als Taufpaten fungieren „ihr herrlichkeit herr burgermeister Heinrich Orth", „herr consul Johann Georg Geiling" und „ihr hochehrwürden pfarrer M. Friedrich Ludewig Hochstetter". Anwesend ist in der Kilianskirche, was Rang und Namen hat.

Bedächtigen Schrittes, der Würde angemessen, ziehen die Geistlichen mit ihrem Juden aus der Sakristei zum Taufstein. In der Kilianskirche ertönt „Komm Heiliger Geist, Herr und Gott". Hirsch wurde „angetahn und bekleidet mit einem langen mesner-hemde", er steigt hinauf auf das Schaugerüst.

Unten predigt Pfarrer Seelig. Er zitiert 1. Petrus 1,3–5: „Gelobet sey Gott und der vater unsers herrn Jesu Christi, der uns nach seiner grossen barmherzigkeit wieder geboren hat zu einer lebendigen hoffnung durch die auferstehung Jesu Christi von den todten. Zu einem unvergaenglichen und unbefleckten und unverwelklichen erbe, das behalten wird im himmel. Euch, die ihr aus Gottes macht durch den glauben bewahret werdet zur seeligkeit, welche zubereitet ist, daß sie offenbar werde zu letzten zeit."

Hubert Weckbach hat weiter herausgefunden: „Nun nahm der Täufer den Täufling ‚öffentlich mit heller stime' ins Examen, stellte ihm die der eigentlichen Taufe gewöhnlich vorausgehenden und in diesem Falle einer Judentaufe noch besonderen Fragen und ließ ihn bekennen. Der Täufling antwortete ‚ohnerschrocken' und ‚verständlichen'."

Die Taufpaten klettern auf das Gerüst, der Täufling kniet nieder, umfasst die Bibel, der Täufer und die „hochansehnlichen herrn gevattern“ legen ihm die Hände auf.

Nun bekommt er seinen christlichen Namen: Georg Heinrich Siegfried. Bevor Pfarrer Georg Balthasar Seelig seinen Segen spricht, liest er aus Hebräer 13, 20–21: „Gott aber des friedes, der von den todten ausgefuehrt hat den grossen hirten der schafe durch das blut des ewigen testaments, unsern herrn Jesum, Der mache euch fertig in allem guten werk, zu thun seinen willen, und schaffe in euch, was vor ihm gefaellig ist, durch Jesum Christ, welchem sey ehre von ewigkeit zu ewigkeit, amen!“

Letztes Kapitel der Taufe bildet ein gemeinsames Lied:

„Herr, schaff uns, wie dis kleine kind,
In unschuld neugebohren,
Die wir getauft mit wasser sind,
Zu deinem volk erkohren,
Ach gib, daß sich,
Herr Christ, an dich
Der sündlich mensch ergebe,
Daß er wohl sterb,
Doch nicht verderb,
Mit dir ersteh und lebe.“

Die Aufnahme in die bürgerliche Gemeinschaft dauerte etwas länger. Mehrmals reichte Siegfried Gesuche ein, „ihme die gnade zuthun und ihn allhiesig burgerrecht auff- und anzunehmen“. Zwölf Gulden kostete diese Aufnahme am 2. September 1727. Der Rat ernannte den ihm nun hinlänglich bekannten Bürger zum städtischen Fronmeister. Eine Vertrauensstellung, hatte er doch die Arbeiten der Taglöhner ebenso zu beaufsichtigen wie die Geräte des Bauamtes.

Georg Heinrich Siegfried heiratete dreimal: Am 18. November 1727 die Sattlerstochter Maria Magdalena Streicher, am 14. April 1763 die Witwe und Schuhmacherstochter Maria Katharina Henninger, geborene Springer, und am 14. Juli 1772 die aus Rothenburg ob der Tauber stammende Anna Maria Hauff. Schon mit seiner ersten Frau war Siegfried in das Spital eingezogen. Dort ist er auch gestorben, am 17. September 1776, 85 Jahre alt. Im Totenbuch hat

der Schulmeister vermerkt: „... von geburt ein Jud, welcher dahier den christlichen glauben angenommen".

Konnte ein christlicher Pfarrer einen Juden von den Vorzügen des christlichen Glaubens überzeugen, war das eher für den Seelsorger ein Erfolgserlebnis als für den Bekehrten. Ein solches Unternehmen wurde stets geradezu propagandistisch genutzt, der getaufte Jude wurde der Judengemeinde gleichsam als Vorbild präsentiert, wie das Heilbronner Beispiel zeigte.

Besonderen Eifer entwickelte bei dieser Arbeit der Pfarrer von Oedheim in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Jener Geistliche war recht stolz darauf, seinem in Würzburg residierenden Bischof melden zu können, daß er einer gewissen Zipur „die Wahrheit und Notwendigkeit des neuen Gnaden Gesetzes klärlich vor Augen gelegt" habe. Wenn nun besagte Frau getauft werde, solle dies „hiesiger Christen-Gemein zur Auferbauung und etwan, wie schon geschehen, ein und anderen aus der dahier zahlreichen Judenschaft zum übernatürlichen Antrieb der Nachfolge dienen".

Die Zipur war eine Proselytin, sie gehörte also zu jenen Leuten, die sich – ehemals wohl Heidin – der jüdischen Gemeinde angeschlossen hatte, wobei sie lediglich das Sabbatgebot und die mosaischen Speisegesetze beachtete. Nichtsdestoweniger war des Pfarrers Unternehmen dazu geeignet, eine Art sakrales Volksfest stattfinden zu lassen. Eine regelrechte Mission unter den Juden wurde damals nicht betrieben. Man hoffte wohl in kirchlichen Kreisen darauf, daß Martin Luther, der Reformator, doch recht behalten würde, hatte er eine Rede von Hosea, dem Propheten, übersetzt mit: „Denn die Kinder Israels werden lange Zeit ohne König, ohne Fürsten, ohne Opfer, ohne Altar, ohne Leibrock und ohne Heiligtum bleiben. Darnach werden sich die Kinder Israels bekehren und werden mit Zittern zu dem Herrn und seiner Gnade kommen in der letzten Zeit".

Es konnte also nur eine Frage der Zeit sein, bis diese „letzte Zeit" anbrechen mußte. Möglicherweise war der Pfarrer von Oedheim etwas skeptisch, so daß er mit seiner Überredungskunst gottgefällig nachhelfen wollte. Immerhin konnte er dabei bei seinem Bischof Pluspunkte sammeln – und auch Gottes Wohlgefallen würde dadurch sicherlich positiv beeinflußt.

Eine Bürgerinitiative in Kochendorf

„Mit unterthänigem Dank und tiefster Submißion"

Überlebenswichtiger Geschäftssinn und innovative Ideen der Juden prallten im Unterland, wie auch anderswo, immer wieder auf Beschränkungen, auf Verbote, auf einengende Vorschriften. Das Leben wurde ihnen schwer gemacht; es sei denn, die Herrschenden konnten damit verdienen – oder gerade deswegen.

Die Abgaben, Schutzgelder und Sondersteuern waren zumeist extrem hoch, was mit als Grund für wiederum übertrieben scheinende Zinsen – „Wucherzinsen" – bei den Geldgeschäften angesehen werden kann.

Mit welchen Schwierigkeiten Juden im letzten Jahrhundert zu kämpfen hatten, belegt ein Vorgang in der Gemeinde Kochendorf anno 1801. Richard Ott entdeckte im Archiv eine „Kauf- und Tauschsache", die sicherlich auch in anderen Dörfern so hätte stattfinden können.

Bereits am 1. November 1798 war in Kochendorf „gnädig dekretirt", „daß keinem Juden mehr erlaubt werden soll, ein bürgerliches Hauß anzukaufen, es seye dann unmittelbar vorher schon von einer jüdischen Familie besessen worden".

Zur damaligen Zeit war der Wohnungsmarkt katastrophal. Allein schon die Bezeichnung „Wohnungsmarkt" muß als übertrieben angesehen werden. In der wachsenden Gemeinde gab es zu wenig Häuser, vor allem fehlten Anwesen mit Stall und Scheuer. Deshalb wurden Anstrengungen unternommen, den Juden solchen Ankauf zu untersagen. Zu allererst sollte die christliche Mehrheit versorgt werden.

Der Jude Abraham Moses wollte im Frühjahr 1801 den Platz bei der Ölmühle erwerben, um ihn anschließend zu überbauen. Das Geschäft kam nicht zustande. Am 18. August 1801 schreibt er „unterthänigst gehorsamst" an „Ihro Exzellenz Reichsfreyhochwohlgeborener Freyherr Gnädig Hochgebietender Herr Geheimde Rath und Ritter Hauptmann": „Nun hat sich aber eine neue Gelegenheit vor mir offenbaret, bey der ich einen Tauschhandel eingehen

könnte, wenn ich hierzu Hochfreyherrlichen Exzellenz gnädige Erlaubnis erhalten würde. Nur der enge Raum in meinem Hausantheil wird mir bey meiner wachsenden Familie zu Treibung meines Gewerbes zu enge, u. sehe ich als aus Noth mich veranlaßt, einen HäuserTausch mit einer schweren ZuGabe einzugehen, um nur genugsamen Platz vor meiner Familie und zur Treibung meines Gewerbes zu erhalten." Der Handel sei abgeschlossen, nur noch die Erlaubnis derer von Gemmingen fehle: „Ich unterfange mich also, Euer Hochfreyherrlichen Exzellenz unterthänig zu bitten, hierzu Hochdero gnädige Conceßion zu erteilen u. hierbey gnädig zu beherzigen, daß ich bisher in allen mich betroffenen Lieferungs-Angelegenheiten bey dem Hohen Canton durch meinen Eifer und uneigennützige Handlungen dem jeweiligen Verlangen des Hohen Cantons entsprochen habe u. mir als jungem Handelsjud zu meinem beßeren Fortkommen und Erweiterung meines Handels die gegenwärtige Gelegenheit zu einer Veränderung meiner Wohnung wohl zu gönnen seyn dürfte. Diese hohe Gnade werde ich mit meiner Familie taglebens mit unterthänigem Dank verehren und mit tiefster Submißion ersterben."

Die wohlgesetzten und vor Ehrfurcht strotzenden Worte können nicht verschleiern, daß der Abraham Moses dem „Freyherrn" verschwiegen hat, daß der Tausch nicht ganz „sauber" gewesen ist. Das Geschäft hätte erst zustandekommen können, nachdem der Glaser Elsäser den von Moses gewünschten Hausanteil ersteigert hätte. Zwar gab Elsäser das letzte Gebot ab, doch wurde schnell deutlich, daß er als Strohmann vorgeschickt worden war, ist doch im Ort bekannt gewesen, daß er „die baare Mittel nicht besizet, um das Kaufs-Quantum, das auf einem unerhört hohen Preis stehet, bestreiten zu können".

Als rechtmäßiger Ersteigerer fühlte sich deshalb „der hiesige Burger, Beckermeister und Straußwirth Christoph Dobler". Er brachte denn auch etliche Männer zusammen, die für seine Sache einzutreten bereit waren. Aus dem Jahre 1801 ist demnach eine Bürgerinitiative aktenkundig, haben doch 32 Kochendorfer damals unterschrieben, „in tiefster Erniedrigung Euer Hochfreyherrlichen Exzellenz und Gnaden". Der „der Gemeinde dahier wirklich nachtheilige Häußer-Tausch" sollte „gerechtest annuliret" werden. Denn: „Zu dem hat

der Jud schon ein eigenes an der nemlichen Straße liegendes mit einer kleinen Stallung, und Kramladen versehenes Hauß".

„In tiefster Erniedrigung ersterbend" schrieb der Christoph Dobler seine Verärgerung nieder, unterstützt durch die „allhiesige treu gehorsamste Gemeinde". Der Bäckermeister hatte schon „vor einigen Wochen" für 1600 Gulden die Haushälfte „an einer in der oberen Gassen an der Hauptstraßen gelegene Behaußung, Scheuren, und geschloßene Hofraithin" „offentlich und aufrichtig abgekauft". Sein „besizendes Wohnhaus" sei „sehr klein, und für meine starke Familie viel zu eng", er müsse sich „darinnen, wie Ortskundig, auf das elendeste behelfen". Jedoch: „Es hat aber gedachter Becker, und nunmehriger Adlerwirth, Carl Elsäßer aus Mißgunst diese Helfte Haus durch das Losungs-Recht mir wieder entzogen".

„Vor 8 Tagen" sei wieder eine Versteigerung angesetzt gewesen, bei der er, Dobler, am meisten geboten habe. „Und ich erhielte jene Helfte Behaußung um das lezte und Meist-Gebott von 2131 Gulden." „Gegen alles Vermuthen trate aber der Besizer der anderen Helfte, der Glaser-Meister Christian Elsäßer sogleich auf, und stellte sich als Löser derselben dar, welches mir und jedermann sogleich den Argwohn, und Verdacht bringen mußte, daß ein falscher Schleichhandel unter dieser Losung verborgen seyn müße."

Der empörte Handwerker will beobachtet haben, „daß gedachter Löser, Glaser Elsäßer, vorher mit dem hiesigen Juden Abraham Moses in einem heimlichen Einverständniß gestanden mit derselben in der stille einen Häußer-Tausch-Contract verabredet, sohin diese verkaufte Helfte Hauß dazu eingelöset habe, um solche mit seiner übrigen Helfte an gedachten Juden auf deßen besizendes Hauß zu vertauschen".

Es bedürfte sicherlich nicht sonderlich viel detektivischem Spürsinn um herauszufinden, was am Tag nach der Versteigerung geschehen ist: „Heute in aller fruh gienge der Löser Elsäßer mit diesem Juden zu Amt, und zeigten solch ihren bisher verborgen gehaltenen Häußer-Tausch an, der aber von löblichem Amt abgewiesen seyn solle und worauf der Jud geäußert habe, sich deshalb an gnädig-hohe Orts-Herrschaft wenden, und die Erlaubniß hiezu erwürcken zu wollen." Auch der Bürgermeister setzte sich für den Bäckermeister ein. In seinem ausführlichen Bericht an die „gnädig-

hohe Orts-Herrschaft" stellte er die Frage: „Ist es nicht genug, daß die Juden beinahe alle Häußer haben und 7 Häußer in der besten Lage und mitten im Dorff besitzen?" Der Informationsstand der Kochendorfer reichte über den eigenen Kirchturm hinaus, befürchteten sie doch in ihrem „Dorff" eine „eigene Judengasse wie in Frankfurt".

Der Schultheiß teilte seinem Hohen Herrn mit, was die Gemüter zu Kochendorf bewegte: „Ist es nicht genug, daß die Juden schon mehrere hiesige leichtsinnige Bürger, durch ihr willfähriges aber sehr wucherliches Geld darleihen, gantzlich, wie bekannt ist, ruinirt haben, deren Kinder jetzt Bettler sind, welches ein Herz zerreisendes Nachdenken bei jedem gefühlvollen Menschen erweken muß?"

„Erweckt" wurde damals, 1801, auch großes Interesse für die Häuserversteigerung, bei der der Preis von 700 Gulden im Jahr 1780 auf die 2131 Gulden hochgetrieben wurde. Der Schultheiß informierte die Herrschaft: „Aus Neugierde erschienen hiebei ungewöhnlich viele Menschen, weil die Kabalen der Elsäßer im Dorff schon zu bekannt waren, und jedermann den Ausgang wissen wolte."

Das Leben im Dorf um 1900

Zwischen Brauch und Aberglauben

Ist einem Juden auf dem Weg zum Markt zuerst eine Frau, „ein Weibsbild", begegnet, ist er schnurstracks wieder heimgelaufen. Die Begegnung wurde als Zeichen für mangelndes Glück angesehen. Insbesondere die alten Juden waren davon überzeugt, sie haben viel darauf gehalten; erst nach einer Weile haben sie sich erneut auf den Weg gemacht.

Diesen Aber-Glauben hält der Talheimer Pfarrer Eitel in seinem um 1900 entstandenen Bericht aus seiner Gemeinde für das Statistische Bureau des Königs von Württemberg fest. Lehrer und Pfarrer waren aufgefordert, Sitten und Gebräuche, Gewohnheiten, Glauben, Sagen, aufzuschreiben, sie sollten über Kleidung und Ernährung, Arbeit und Freizeit berichten. Das Ergebnis, die Konferenz-

Aufsätze, archiviert bei der Stuttgarter Landesstelle für Volkskunde, fiel zwar, je nach Wissen und Laune der Verfasser, recht unterschiedlich aus; dennoch sind diese Aufsätze eine rechte Fundgrube für all jene, die sich mit dem Alltag um die Jahrhundertwende auseinandersetzen möchten.

Wenngleich in Talheim die Juden stark vertreten waren, so tauchen sie in des Pfarrers Aufsatz doch relativ selten auf. In dem Dorf an der Schozach wurde neben dem 1. März, „an dem früher die Gültfrucht eingezogen wurde", der erste April als „Glückstag" betrachtet: „An diesem Tag habe Judas sich erhängt", teilte der Geistliche der königlichen Behörde mit.

„Wenn die Juden zu gleicher Zeit wie die Christen Ostern haben, dann gebe es kein gutes Jahr", notierte Eitel, „es fehle irgend etwas." Die Abneigung gegen einen solchen Zufall im Kalender ging ziemlich weit, zitierte der Pfarrer doch „die Alten": „Lieber einen Wolf sehen als gleichzeitig mit den Juden Ostern feiern."

In dem vom israelitischen Vorsänger geführten Geburtsregister führte jedes Kind einen hebräischen Namen „und daneben noch einen deutschen fürs bürgerliche Leben". Bevorzugt würden die hebräischen Namen der Großeltern.

Die Beschneidung hat Pfarrer Eitel als „ein Fest, an welchem die ganze Gemeinde fröhlichen Anteil nimmt", kennengelernt. Kinder müssten während der Zeremonie Lichter als Zeichen der Freude halten. Einen Monat nach der Geburt ihres Kindes komme die Mutter zur Aussegnung in die Synagoge. Bei Mädchen werde vier Wochen nach der Geburt die Namensgebung gefeiert.

Den königlichen Auftrag hat der Affaltracher Schullehrer Spatz besonders sorgfältig erfüllen wollen. Den 1. April des Jahres 1900 hat er weidlich genutzt, um all das gewissenhaft niederzuschreiben, was des Königs Mannen im fernen Stuttgart wohl wissen wollten. Der Lehrer Spatz hat sich solche Mühe gegeben, als ginge es darum, eine Doktorarbeit zu verfassen.

Er stellte zunächst sein Dorf vor: „Das Pfarrdorf Affaltrach gehörte bis zum Jahr 1805 zum Johanniterorden. Commenthure aus den verschiedensten Ländern lösten sich in der Regierung des Ortes ab und brachten als Begleits- und Hofleute Angehörige der verschiedensten Nationen ins Dorf. Seit 1655 vollends begünstigten die

Commandeure die Einwanderung der Katholiken, seit 1699 die der Israeliten."

Doch diese „fortwährende Bewegung und Mischung der Bevölkerung" war nach des Lehrers Ansicht „dem Aufkommen und Einleben von Sitten und Gebräuchen wenig förderlich". Unter solchen Bedingungen könne „keine spezifische Mundart entstehen", auch die Volksdichtung, „der das Einleben und Verleben mit der Umgebung Lebensbedingung ist", könne in Affaltrach „nur schwer aufkommen".

Erschwerend komme noch die Nähe der „alten Handelsstadt Heilbronn" hinzu, werde dadurch doch eine „Berührung mit verflachendem Städtegeist" hervorgerufen. In diesem Zusammenhang erwähnte Schulmeister Spatz das „Organisationsstatut vom Jahr 1805/6", in dem beklagt worden sei, „daß sich in Affaltrach so viele beschnittene und unbeschnittene Juden befinden, welche handelnd oder bettelnd die Umgegend heimsuchen".

Spatz war israelitischer Lehrer, der seine Auftraggeber vor allzu hohen Erwartungen warnte. Schrieb er doch: „So darf ich nicht verschweigen, daß es mir als israelitischem Lehrer unmöglich ist, das Wenige, welches vorhanden sein dürfte, aufzufinden, da ich nicht die wünschenswerten Beziehungen zu dem Teil der Bevölkerung habe, der die Überlieferung am treuesten gewahrt hat." Ob aus diesen Worten eine isolierte Stellung des jüdischen Lehrers abgeleitet werden kann, bleibt fraglich.

Spatz wollte den König freilich nicht enttäuschen, brachte er eben mehr von dem zu Papier, was er bei seinen Glaubensgenossen beobachtet hatte. „Ich habe dabei alles Semitische ausgeschaltet und nur Überlieferungen, die dem germanischen Gedankenkreise angehören, aufgenommen." Dabei, glaubte Spatz, „mag nun die Thatsache überraschen, daß manch alter Gebrauch, der bei den germanischen Deutschen verschwunden ist, von den semitischen Deutschen erhalten wurde."

Dafür fand der Schullehrer eine schlüssige Erklärung, müsse man doch berücksichtigen, „daß zahlreiche Juden schon zur Römerzeit in Südwestdeutschland sich ansiedelten". Der Feind meines Feindes ist mein Freund, hätten sich wohl die alten Germanen gedacht, „und behandelten deshalb die Juden freundlich". Diese wiederum haben

sich „im Verkehr mit Germanen", an deren Sitten gehalten und aufgenommen, was ihnen gut und/oder lohnenswert erschienen ist. „Das eindringende Christentum dagegen nahm den zielbewußten Kampf mit dem alten germanischen Heidentum auf und in diesem Kampf wurden zahlreiche Gebräuche, die in der Mythologie der alten Germanen ihren Ursprung hatten, verwischt oder gar vernichtet, während die Juden diese Gebräuche ruhig weiter übten."

Bei der Geburt in einem jüdischen Hause kämen „die Weiber der Nachbarschaft zur Gebärerin". Spatz berichtete: „Sie bilden einen Kreis ums Bett", solches werde „bekrasen" genannt, übersetzt: einkreisen. Eine Frau nehme ein Messer, beschreibe dabei einen Kreis um die Schwangere und sage dabei den Spruch: „Die Kindbettrin soll bekrasen / daß's unser Herrgott soll wasen. / Soviel Ziegel auf dem Dach / soviel gute Engel sind wach." Wenn daraufhin das Messer in das Kopfende des Bettes gesteckt wurde, kamen dem Lehrer Erinnerungen an Frau Holle, die im Märchenhimmel die Betten ausschüttelt.

Im Zimmer einer Wöchnerin dürfe „ja kein Fenster geöffnet werden, damit keine bösen Geister einziehen". Ebenso habe „von beginnender Dämmerung an während der ganzen Nacht ein Licht zu brennen". An die Schlafzimmertür müsse ein Blatt geheftet werden, auf dem Gebete gegen die Lilith stehen. Diese Lilith gilt als böser Dämon im jüdischen Volksglauben, sie wird auch als blutsaugendes Nachtgespenst, als Vampir, gefürchtet. Auch Johann Wolfgang von Goethe ließ seinen Mephisto in der Walpurgisnacht dem Faust erklären: „Betrachte sie genau! Lilith ist das." „Wer?" „Adams erste Frau. Nimm dich in acht vor ihren schönen Haaren, vor diesem Schmuck, mit dem sie prangt. Wenn sie damit den jungen Mann erlangt, so läßt sie ihn sobald nicht wieder fahren."

Bevor das Neugeborene auf der Straße den Nachbarn vorgeführt wird, muß die „Hole Krasch" organisiert werden. „Krasch" kann dabei mit „schreien" übersetzt werden. Alle Kinder der Gemeinde müssen sich dazu bei dem neuen Erdenbürger einfinden, um dreimal die Wiege in die Höhe zu heben und den Namen des Kindes zu rufen. Lehrer Spatz hat herausgefunden, daß dieser Brauch nur bei den Juden in Süddeutschland zu finden ist, denn hier seien „die

Juden mit dem heidnischen Germanentum in Berührung" gekommen.

Während sich die evangelischen Affaltracher auf die Namen Christian, Friedrich, Johann, Jakob und Karl taufen lassen konnten, die Katholischen hauptsächlich die Vornamen Josef, Franz, Eugen, Anna, Maria, Josefa und Veronika bekamen, kamen bei den Juden zunehmend „moderne deutsche Namen" in Mode. Früher jedoch seien ganz andere Namen beliebt gewesen, schrieb der akkurate Schulmann; neben biblischen Namen hätten sich die Juden erfreut an Hirsch, Herz (was von „hercze" komme und gleichfalls Hirsch bedeute), Bär, Löb, Wolf, Taube, Veigele, Schönle, Hänle, Händle. Sei es bei Christenkindern Sitte, die Namen nach den Paten auszusuchen, so orientierten sich die Juden an den verstorbenen nächsten Verwandten.

Hat ein junger Affaltracher einer Dorfschönen seine Liebe gestehen wollen, hat er in der Nacht zum ersten Mai einen jungen Birkenbaum, einen „Maien", abgesägt, um ihn der Angebeteten vor's Schlafzimmerfenster zu stellen. Ein Brauch, der in manchen Dörfern noch heute zu finden ist. Wurde die Liebe erwidert, konnte alsbald Verlobung gefeiert werden. Bei den Juden wurde dabei ein Glas zerbrochen, was „Massel", also Glück, bringen sollte; die Braut wurde zudem noch mit Weizenkörnern bedacht.

Steht dann der gemeinsamen Zukunft nichts mehr im Wege, wird zur Hochzeit geladen. Bei den Juden sei es Sitte, hielt Lehrer Spatz fest, „daß Braut und Bräutigam je in besonderem Zuge zum Gotteshaus ziehen und sich erst vor dem Altar treffen". Vorsicht sei geboten, denn: „Wenn während des Kirchgangs etwas an den Hochzeitskleidern zerreißt, so bedeutete das eine unglückliche Ehe."

„Ganz besonders mysteriös" gemacht werde der Tod durch „alte Gebräuche". Spatz notierte: „Beim Verscheiden öfnet man Thüren und Fenster, daß die Seele ausziehen kann. Der Tote wird bei den Juden mit dem Blick zur Thüre auf Stroh gelegt, neben ihn wird ein brennendes Licht, ein Krug mit Wasser und ein reines, weißes Handtuch gebracht. Der Tote ‚hört' alles bis die Erde den Sarg bedeckt. Man gebe dem Toten ja alles zu seinem Körper gehörige, noch im Brauch vorhandenen Dinge wie Haare, Zähne mit ins Grab, sonst muß er kommen, solange diese Dinge im Hause sind. Wenn

geschnittene Haare verbrannt, ausgefallene Zähne in ein Mausloch geworfen worden sind, dann braucht ihretwegen ein Gestorbener nicht wieder kommen." Jüdische Leichen seien bekleidet mit Hemd, Socken, Beinkleidern, Kappe und dem „Falter", was Spatz mit Überwurf übersetzt und sicherlich dem „Tallit", dem Gebetstuch, entsprach.

Mit Sicherheit hielten sich die Juden auch an einen Brauch, den der Lehrer unter der Überschrift „In Haus- und Feldwirtschaft" aufgeschrieben hat: „Beim Abgeben von Milch wird nicht versäumt ‚drei Spritzer Salz' in dieselbe hineinzutropfen. In den Stall wird Steinöl verbracht. Es soll bewirken, daß keine Hexe dem Vieh beikommen kann. Denselben Zweck erreicht auch ein Besen, der umgekehrt in den Stiel gesteckt wird und dessen Stiel dann in den Stallboden, dem Eingang des Stalles weniger als 2 Ellen entfernt, gesteckt wird."

Habe eine Kuh gekalbt, dürfte mindestens drei Tage lang aus Haus und Stall nichts ausgeliehen werden. Tat man's doch, mußte man sich nicht wundern, wenn Unglück über's Haus kam, so lautete wenigstens die zu jenen Zeiten vorherrschende Volksmeinung.

„Vorzüglich wirkende Mittel" seien in Affaltrach gegen Blitz und Hagelschlag bekannt, hat der Chronist in Erfahrung gebracht. „Am Himmelfahrtsfest holt man mit Blütenkätzchen versehene Zweige der Salweide. Man bewahrt dieselben in Haus und Stall gut auf." „Damit der Blitz nicht einschlägt und das Anwesen einäschert", bediente man sich auch des „Buchs der Bücher": „Bei herannahendem Gewitter legt der Hausherr die Bibel auf den Tisch und schlägt die Schöpfungsgeschichte auf. Drei Häuflein Salz werden dazu auf den Tisch gelegt."

Aber auch bei den jüdischen Nachbarn gab es zu gewissen Zeiten eines dieser Wundermittel: „Das Osterbrot (die Mazoth) der Juden soll, im Hause aufbewahrt, ein vorzügliches Mittel gegen Blitz- und Hagelschlag sein. Auch Christen verschaffen sich deshalb dieses Mittel."

Der Aberglauben erfreute sich um die Jahrhundertwende allenthalben großer Beliebtheit. Und Lehrer Spatz verliert kein Wort darüber, ob es dabei Unterschiede gab zwischen Juden und Christen. Dafür berichtet er über angebliche Gespenster beim „wilden

Graben", über einen Geist beim „Weilemer Brückle", über das „Klopferle", das in der „äußeren Kelter" rumore, und über einen „großen, schwarzen Hund mit radgroßen, feurigen Augen".

„Gelegentlich", schloß Spatz seinen Bericht, „dürfte noch manches zu erlauschen sein. Der Forscher darf aber nichts übereilen. Der Zufall ist die beste Forschungsart. Falls er mir Material in die Hände spielen sollte, werde ich Nachträge zu vorliegenden Fragmenten liefern."

Der Zufall wollte ihm den Gefallen nicht tun.

„Der Jude hat keinem Bauern den Hals zugezogen"

Jüdische Viehhändler – hier geschätzt, dort verachtet

„Landbesitz blieb den Israeliten verwehrt und sie hätten denselben auch nicht recht nutzbar machen können, weil ihnen die Haltung christlicher Diener und der Besitz von christlichen Leibeigenen verboten war. Auch an den Gewerben konnten sie sich nicht betheiligen, weil die gewerblichen Corporationen und Zünfte, welche nach dem Geist des Mittelalters fast immer zugleich religiöse Brüderschaften waren, Israeliten nicht zuließen. So blieb ihnen kaum etwas anderes übrig, als Handel und Geldgeschäfte, ja für die letzteren eigneten sie sich ganz besonders, weil sie Zins nehmen durften, was allen Christen durch das päpstliche Gesetz verboten war, so daß diese durch wiederkäufliche Renten-, Gült- und Gutskäufe das Gesetz erst umgehen mußten, wenn sie ihr Geld nutzbringend anlegen mußten."

Diese Erklärung stammt aus dem Beitrag „Israeliten im Württembergischen Franken", erschienen in „Wirtembergisch Franken", der Zeitschrift des Historischen Vereins von 1861.

Die Unterländer Juden widmeten sich sehr zahlreich dem Handel mit Vieh. – „Viehjud" wurden sie genannt. Jude und Handel, das war seit altersher eine selbstverständliche Verbindung; von „schachern" war die Rede, ein Wort, das aus dem jiddischen Sprachschatz stammt, und längst Eingang gefunden hat ins Deutsche.

Die israelitischen Viehhändler standen, dank der vielfältigen und weitläufigen Beziehungen, denn auch Pate für das Bild, für die Vorstellungen der Christen von ihren jüdischen Nachbarn. Nun hat kaum jemand irgendetwas zu verschenken, gewiß auch die Kaufleute nicht; den Juden freilich wurde besonders hartnäckiges, hinterlistiges Feilschen nachgesagt. Sie standen (und stehen noch heute) im Ruf, auf ihren eigenen Vorteil bedacht zu sein, den Käufer, wenn's nur irgendwie möglich war, über's Ohr zu hauen.

Heute räumen die Augenzeugen von damals allerdings freimütig ein, daß die Juden um keinen Deut schlechter waren als die christlichen Händler, die sich in dieser Hinsicht auch nicht gerade „christlich" gezeigt hätten. Beispiele belegen sogar, daß Juden entgegenkommender waren, wenn die gelieferte Ware, das verkaufte Rindvieh, sich im Nachhinein als mangelhaft herausstellen sollte.

Der schlechte Ruf entstand hauptsächlich durch jene Leute, die wirtschaftlich auf extrem schwachen Füßen standen, die sich in solcher Position von den Juden ausgenutzt, ja ausgebeutet fühlten; die durch Handelsbeziehungen in Abhängigkeit geraten waren.

Wie ein solcher Viehhandel vonstattenging, kann Heinrich Noller (Jahrgang 1909) aus Eschenau erzählen. Sein Urgroßvater gleichen Namens hatte als einziger Sohn den elterlichen landwirtschaftlichen Betrieb übernommen; „er war umsichtig und fleißig, und hatte es bald in der Gemeinde zu einer geachteten Stellung gebracht, so daß er in den Gemeinderat gewählt wurde und auch einige Jahre die Stelle des Gemeindepflegers innehatte. Der wachsende Betrieb erforderte, daß sich Heinrich Noller einen guten Einspänner zulegen mußte".

Hier beginnt nun diese Geschichte, die sich in den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts zugetragen hat:

„Also, ein Gaul muß nun her, wurde am Familientisch beschlossen, und als im nächsten Februar der Öhringer Pferdemarkt im Amtsblatt angezeigt war, stand fest, daß man sich diesen Tag frei zu halten hatte. Die Eisenbahnlinie Heilbronn–Hall war bereits gebaut, aber um das Fahrgeld zu sparen, wurde der Weg noch auf Schusters Rappen zurückgelegt. Wozu hatte man auch das ganze Jahr über einen kräftigen Knotenstock neben der Bettlade stehen? Zeitig wollte man auf dem Gäulmarkt sein, solange das Angebot noch eine gute Aus-

wahl gestattete. Also machte man sich am Montagmorgen in aller Herrgottsfrühe auf den Weg, die in der Winterkälte glitzernden Sterne würden den Weg schon zeigen.

Die Auswahl an Pferden war gut, aber am besten gefiel dem Urgroßvater, und erst recht dem Sohn Johann, eben doch der starke Braunfuchs mit der schönen weißen Stirnzeichnung, den der Öhringer Pferdehändler Falk auf dem Roßmarkt stehen hatte. Jude Falk bemerkte bald, daß diese zwei Marktbesucher als ernsthafte und zahlungskräftige Käufer an seinem Pferd ein besonderes Gusto gefunden hatten, und ließ nun über Pferd und mögliche Käufer seine Lobsprüche in verschwenderischer Weise niederregnen. Das Pferd hatte natürlich alle guten Eigenschaften, es war willig, schön, stark und gesund, nicht dämpfig und von gutem Fußwerk, sogar klug, brav und fromm sollte es sein, nur etwas teuer war es eben.

Den Preis für das Tier setzte Falk anfangs so hoch an, daß es Urgroßvater die Rede verschlug, und er mit seinem Sohn beschloß, durch Zuwarten den Juden zu einem günstigeren Preis bewegen zu können. Soviel die Beiden aber auch den Markt inspizierten, ihre uneingestandene Liebe galt eben doch dem Braunfuchs, den Jud Falk feil zu bieten hatte. Und als sie ihre Wartezeit durch ein kräftiges Wirtschaftsvesper und einen guten Verrenberger reichlich ausgedehnt hatten, zog sie dieser Braunwallach erst recht wieder in seinen Bann.

Deshalb entwickelten sich mit viel Reserviertheit, Diplomatie und Schlauheit schließlich auch die Kaufverhandlungen. Jud Falk und ein bereitwilliger Schmuser behaupteten wortreich, das Pferd sei überhaupt nicht zu bezahlen, es sei der beste Gaul seit König Sauls Zeiten, womit denn alle Wunderpferde sämtlicher großen Heerführer aus allen Zeitepochen in den Schatten gestellt waren. Beide schworen hoch und heilig, das Herz werde ihnen brechen, wenn der Gaul nicht mehr in ihrem Stall stehen werde.

Urgroßvater Heinrich und die umstehenden Bauern hatten dagegen an dem Pferd eine unvorstellbare Menge Fehler entdeckt, deren Kenntnis selbst einem alten Marstaller noch alle Ehre gemacht hätte. Wohl mehr als ein dutzendmal mußte das Tier Vorder- und Hinterbeine hochheben und sich Hufe und Zähne begutachten lassen. In Wirklichkeit glaubten die Bauern wohl selbst nicht an ihre Behauptungen, sie verfolgten nur den Zweck, durch ihre Kritik den Preis für

das Tier herabzuhandeln. Wußte man dann gar nichts mehr zu sagen, so spuckte man kräftig aus, nahm eine doppelstarke Prise Schnupftabak, steckte die Hände in die Hosentaschen, war dann eine Weile fast taubstumm, lief weg und stand bald wieder da.

Am Abend des ersten Markttages war man wegen eines Kaufabschlusses noch nicht weiter gekommen, nur daß Jude Falk versprochen hatte, wenn er das Pferd verkaufe, so wolle er gewiß seinen guten Freund Heinrich davon vorher in Kenntnis setzen. Ohne Pferd konnte und wollte man nicht nach Eschenau zurückkehren, außerdem hatte man gute alte Bekannte getroffen, es wurde spät, eine Übernachtung in Öhringen war nicht zu umgehen.

Am zweiten Markttag war der Braunfuchs immer noch zu haben. Dem Drängen von Urgroßvater, zu einem Kaufabschluß zu kommen, setzte Falk die Notwendigkeit entgegen, daß er doch auf diesem Markt, schon seinem Ruf zuliebe, dieses herrliche Pferd zeigen müsse, dann müsse es aber auch noch zu haben sein. Er wolle den Preis für dieses noch höher setzen, so daß er, Heinrich, es am Ende doch kaufen könne.

Mißmutig mußte sich Urgroßvater diese Verschleppung gefallen lassen. Er machte den Juden jedoch nachdrücklich darauf aufmerksam, wenn er, Falk, ihn ausschmiere, so solle er sich bloß nicht mehr in Eschenau sehen lassen, er wolle ihn dann mit der Mistgabel im Schweinsgalopp mit flatterndem Mantel zum Dorf hinausjagen.

Daraufhin kehrte man wieder in einer Wirtschaft ein und schwemmte seinen Ärger mit altem und öligem Michelbacher hinunter. Eine lächerliche Figur in Eschenau abzugeben, konnte man sich unmöglich leisten, schließlich war man ja Gemeinderat und Dorfrechner. Man hätte seine Achtung vor allen Leuten eingebüßt, wenn man ohne einen Gaul nach Hause gekommen wäre. Doch Jude Falk ließ sein Opfer bis zuletzt an der Angel zappeln.

Erst gegen Schluß des zweiten Markttages, als sich schon viele Besucher auf den Heimweg gemacht hatten, andere noch lärmend in den Wirtschaften saßen, ließ sich der Handelsmann Falk zu einem Kaufabschluß herbei. Der Preis fiel über Erwarten angemessen aus, der Jude erinnerte natürlich wiederholt daran, daß man solch ein herrliches Pferd überhaupt nur einem guten Freund in die Hand geben könne. Ein kräftiger Handschlag bekräftigte die Übereinkunft, sie

hatte nur wenige Minuten gedauert. Aber dann jammerte Falk laut und ergreifend: „Bin ich ruiniert, werd' mich nicht mehr trauen heim zu meiner Sarah!" Beim Erzvater Abraham sei es jetzt nun das Beste, man kehre ein beim Hirschwirt und trinke sich Mut an, für die kommende, schwere Auseinandersetzung mit der angeblich keifenden Ehehälfte. Und so ist es auch geschehen. Dort beim Hirschwirt fand man dann, daß jeder ein ganz passabler Mensch sei, weshalb man unbedingt noch etwas beieinander bleiben müsse, und der Rote hier, der sei einfach ganz vorzüglich.

Es ist wieder spät geworden an diesem zweiten Abend, aber jetzt in stockdunkler Nacht konnte Urgroßvater Heinrich einfach nicht mehr nach Hause laufen, geschweige denn reiten. Also mußte man nochmals in Öhringen übernachten.

Inzwischen wartete aber ganz Eschenau gespannt darauf, was der Noller wohl für einen Gaul vom Öhringer Pferdemarkt mitbringen werde. Als es aber am Mittwoch bereits elf Uhr geläutet hatte, und Vater und Sohn immer noch nicht zu Haus eingetroffen waren, schickte Urgroßmutter Marie ihren Jüngsten, den Paul, nach Öhringen mit dem strikten Auftrag, er solle die beiden versoffenen Kerle jetzt unbedingt lebend oder tot nach Hause schaffen. Wie Großvater Paul aber nun den Hasensprung am Galgenberg hinaufging, da kamen die beiden im Trab das Asbachsträßle hereingefahren. Der Hirschwirt hatte ihnen sein zweirädriges Bauernkaleschle geliehen, damit sie wohlbehalten nach Hause kämen. Der Alte schlief noch fest in der Ecke dieser Wohlstandskarosse, der Junge aber knallte lustig mit der Peitsche. So hat es Großvater Paul erzählt, und der mußte es ja wissen."

Karl Albrecht (Jahrgang 1907) aus Grantschen kann sich an einen jüdischen Viehhändler erinnern – an Wolf Hirschheimer aus Lehren, heute Lehrensteinsfeld. „Ihn zählte man allgemein zu den angesehensten und bekanntesten Juden in unserem Dorf." Albrechts Vater war eines Tages über einen mit Hirschheimer abgeschlossenen Handel unzufrieden, die Kuh, die er erworben hatte, entsprach nicht seinen Vorstellungen. „Da Hirschheimer der Aufforderung nicht nachkam, das Stück Vieh wieder zurückzunehmen, schickte er meine zwei jüngeren Brüder an einem Samstag, also am Sabbat, mit dem Auftrag, die Kuh wieder zurückzubringen, nach Lehren. Diese

Buben waren froh, als im Hof des Hirschheimer niemand zu sehen war und banden kurzerhand die Kuh an das Staffelgeländer des Wohnhauses und verschwanden so schnell wie möglich. Einige Tage später erschien Hirschheimer lachend in unserem Haus und sagte: ‚Dies ist mir zwar noch nicht passiert, doch ich bin auch interessiert, daß ihr zufrieden seid.' Sein Knecht brachte daraufhin eine andere Kuh, mit der sich sein Versprechen erfüllte."

Karl Albrecht weist auf die wirtschaftlichen Verhältnisse zu Anfang des 20. Jahrhunderts in den Dörfern hin: „Unsere heutigen Jungen können sich ja gar nicht mehr in die Lage versetzen, wie arm damals viele Familien waren; Großfamilien, ohne jede Hilfe vom Staat. Hinzu kam noch, daß der Besitz durch die Realteilung immer wieder zerrissen wurde. Auch waren die Darlehenskassen weniger beweglich als heute, wer nicht genügend Sicherheit bot oder keine Bürgen nachweisen konnte, hatte es sehr schwer. Wie ich von meinem Vater weiß – und auch von älteren Bürgern in unserem Dorf –, blieb manchem Anfänger gar nichts anderes übrig, als mit den Juden zu arbeiten. Jedenfalls reichten die Juden jedem die Hand zum Anfang, sie gingen dabei auch ein Risiko ein; natürlich sahen sie sich ihre Schuldner an und taten das selbstverständlich auch nicht umsonst oder aus reiner Nächstenliebe. Ging es gut, wurde meist nicht mehr darüber geredet, doch blieb dem Juden oft ein dankbarer Kunde, mit dem er immer wieder ein Geschäft machen konnte. War das Gegenteil der Fall, holten die Juden eben wieder ihre Kuh, auch wenn man sie dann zum Sündenbock abstempelte."

Der Rentner aus Grantschen „kann nur Gutes über die Juden berichten". Sie hätten jeden jungen Menschen hoch eingeschätzt, „wenn er fleißig war". Daß man sich geduzt habe, sei selbstverständlich gewesen, ebenso wie der gemeinsame Gang zur Kirchweih.

Karl Albrecht schildert eine Begebenheit, „es war in den Jahren, als von den jungen Leuten immer mehr zu SA und SS gingen und in die NSDAP eintraten und man es schon für ein Verbrechen hielt, mit Juden zu arbeiten". Die Juden hätten diese Stimmung und feindselige Haltung ihnen gegenüber erkannt, „und waren nun öfters bei den Leuten, um zu ihrem Geld zu kommen". Die Jungen im Dorf hätten es diesen Händlern oft schwer gemacht, während die

Alten die jahrzehntelangen Verbindungen nicht so von heute auf morgen einfach unterbrechen konnten und auch nicht wollten.

„Da standen vor unserem Rathaus junge und auch alte Bürger. Die Jungen, uneinig mit den Alten, unterhielten sich laut über die Juden." In dem Moment sei Wolf Hirschheimer vorbeigekommen, „mit dem mein Vater freundschaftlich verbunden war und der ihn nur mit dem Vornamen ansprach". Als die Gruppe den Juden erblickte, verstummte das Gespräch abrupt. Karl Albrecht war mit dem Kuhgespann unterwegs. „Hirschheimer winkte mir, mit meinem Gespann anzuhalten. Ich wußte, daß er sich an meinen Kühen freute. Ich hielt also an, darauf sagte der Jude: ‚Seht euch einmal die schönen Kühe von dem Karl an, es sind beide vom Jud.' Hirschheimer ging weiter, doch die Jungen brachten kein Wort mehr heraus."

Eines weiß Karl Albrecht ganz bestimmt, „daß nämlich kein anständiger Bürger dem Wolf Hirschheimer etwas Schlechtes nachsagte, sondern das Gegenteil war der Fall".

Curt Müller (Jahrgang 1922), Rektor in Karlsruhe-Durlach, ließ sich von Verwandten in Neudenau über die Juden erzählen. „Der Jude", wurde ihm berichtet, „hat keinem Bauern den Hals zugezogen." Dies sei die weitverbreitete Meinung gewesen. Den Juden sei nachgesagt worden, daß sie gute Ware gehabt hätten.

Curt Müller erzählt: „Ein weitverbreiteter Beruf bei den Juden war der des Viehhändlers, namentlich in ländlichen Gegenden. Wer zum Beispiel einen Gaul kaufen wollte, der ging ‚zum Haas' nach Neudenau. Er hatte stets etwa 15 bis 20 Pferde im Stall stehen. Es war keineswegs unehrenhaft, bei ihm in Diensten zu stehen, so er auch ‚Judenknecht' hieß. Er fütterte, pflegte die Tiere, flocht den Pferden die Schwänze und präsentierte sie potentiellen Käufern, indem er die Vierbeiner auf der jetzigen Neuen Anlage aufgaloppieren ließ. Es waren Brüder, die dieses Geschäft betrieben.

Auch in Stein am Kocher wohnte ein Viehhändler, er hieß Zwang. Wie sich dessen Sohn mit seinen Schulkameraden verstand, mag eine kleine Episode verdeutlichen: Der Bauernbub W. K. steckte ihm ein Vesperbrot heimlich zu, wofür er ihm Matzen brachte, das ungesäuerte Brot, das hauptsächlich beim Pessach-Fest gegessen wurde."

Wenn schon die Juden durch ihr Verhalten, durch ihre Geschäfte wenig oder keinen Anlaß zur Klage boten, so mußte eben ab 1933 die gleichgeschaltete Presse mit ihren Hetzartikeln nachhelfen. Unflat statt Information – hieß dabei die Parole. Das nationalsozialistische „Heilbronner Tagblatt" berichtete am 1. November 1937 über den „Viehjuden Abraham Zwang" – also über den, dessen Sohn sich so gut mit seinem Schulkameraden verstand. Zwang wurde vorgeworfen, schuld zu sein am Selbstmord seines Knechtes. Der Feldschütz Vogt hatte den Knecht im „nahen Kawelde-Wald" erhängt aufgefunden

Das „Heilbronner Tagblatt" schrieb über die angeblichen Hintergründe: „Der Jude kaufte von einem Bauern eine Kuh mit Vorfall. Natürlich verkaufte man sie weiter als fehlerfrei, und deshalb ergaben sich Streitigkeiten, die schließlich zu einem Prozeß führten. In diesem Prozeß soll sowohl der Jude als auch der als Zeuge aufgetretene Judenknecht entgegen der Wahrheit bestätigt haben, daß die tatsächlich mit einem Fehler behaftete Kuh fehlerfrei gewesen sei. Es stellte sich nachher heraus, daß die Bekundungen des Juden und seines Knechtes zum mindesten angezweifelt werden müßten, und darüber sollten sie vernommen werden. Es ist natürlich außer Zweifel, daß sich die Situation des Juden infolge des Selbstmordes seines Knechtes derart verschlimmert hat, daß er dieses Mal seinem Schicksal nicht entgehen dürfte."

Überschrieben war dieses Machwerk mit „Vom Juden in den Tod getrieben? Viehjude verhaftet, sein Knecht beging Selbstmord."

Abraham Zwang, der das Geschäft zusammen mit seinem Bruder Hermann betrieb, wurde in das Konzentrationslager Dachau gebracht, anschließend ins KZ Buchenwald. „1938 wurde er mit der Auflage der sofortigen Auswanderung entlassen", schrieben Franz Hundsnurscher und Gerhard Taddey in „Die jüdischen Gemeinden in Baden". Er sei in die USA gegangen, während sein Bruder Hermann 1940 nach längerem Leiden in einem Mannheimer Krankenhaus gestorben sei.

An Weihnachten einen Packen voll Wäsche

Christliche Angestellte in jüdischen Haushalten

Sehr viele Unterländer Juden hatten, wenn sie sich es auch nur irgendwie leisten konnten, christliche Hausmädchen, Mägde und Knechte in ihren Diensten. Suchen mußten sie nicht lange – jüdische Arbeitgeber waren gefragt, Stellen blieben in ihren Häusern nicht lange unbesetzt. In wirtschaftlich wenig rosigen Zeiten, in einer noch nicht allenthalben industrialisierten Gegend, in der also Arbeitsplätze geradezu rar waren, konnte sich glücklich schätzen, wer „beim Juden" schaffen durfte.

Ein wesentlicher Aspekt ist dabei mit Sicherheit die Entlohnung. In Olnhausen wurde dazu erklärt: „Der Jud hat vierzig Mark 'zahlt, fünfundzwanzig der Christ." Möglicherweise spielt auch die gewisse Exotik, der Reiz des Besonderen in einem jüdischen Haushalt eine Rolle.

Die israelitischen Arbeitgeber haben sich vielfach wenig knausrig gezeigt; so hart sie auf geschäftlicher Ebene verhandelten, so gutmütig waren sie bisweilen zum christlichen Personal. Da gab's schon mal „einfach so" ein Geschenk. Von Affaltrach ist verbürgt: „Die Mädle, die bei Juden in Stellung gewesen sind, habet die ganze Aussteuer von ihre Leut kriegt. An Weihnachten hat ein jed's immer einen ganzen Packen voll Wäsch' heimgschleppt."

Auch der Ton gegenüber den Untergebenen war zumeist freundlich, wenn mal geschimpft wurde, so geschah dies oft in hebräisch – und wer konnte das schon verstehen, vor allem wenn man überhaupt nicht wollte ...

Ein Dienstmädchen aus Bonfeld hat erzählt: „Ich hab kein unschöns Wort gehört, bin nie belästigt worden. Der Herr hat darauf gesehen, daß ich immer in guter Gesellschaft war, die Frau hat darauf geachtet, daß ich am Sonntag immer saubers Sach anzogen hab. Die Leut waret gut zu mir, ich hab am Tisch mitgessen, wie eine Tochter haben sie mich behandelt."

In Gesprächen mit früheren Hausangestellten läßt sich in den allermeisten Fällen sehr rasch fast eine Schwärmerei feststellen; da

rollt fast wie selbstverständlich eine Träne – oder auch mehrere – über die Wangen, wenn sich die Hausmädchen an die Zeiten zurückerinnern, wenn sie an jenes angenehme Verhältnis denken, das plötzlich – für sie wohl wie aus heiterem Himmel – vom Hitler-Regime 1935/36 unterbrochen wurde, als Juden keine christlichen Bediensteten mehr haben durften.

„Emma Obenland aus Ilsfeld war vom 15. 9. 1933 bis 1. 1. 1936 bei mir als Alleinmädchen tätig in Stellung. Sie war treu, ehrlich und fleißig und kann der bürgerlichen Küche gut vorstehen. Besonders Geschick hat sie zur Krankenpflege und verstand sie es, mit meinem 83jährigen Schwiegervater recht gut umzugehen. Ich wünsche ihr alles Gute weiterhin."

Wenn Emma Eberle, geborene Obenland, in Ilsfeld das Zeugnis von Frau Julius Schlenker, geschrieben im Dezember 1935 in Heilbronn, hervorkramt, wenn sie dort ein papiernes Stück ihres Lebens entdeckt, dann überkommt sie Wehmut. Das liegt nicht allein – aber auch – an einem kleinen Zusatz: „Mußte auf Hitlers Kündigung auf 1. Januar die Stellung aufgeben."

Das war damals ein bitterer Augenblick, den Nachgeschmack spürt Emma Eberle noch heute: „Meine Frau hat mich abends um acht Uhr empfangen und sagte zu mir: ‚Liebe Emma, ich mag es jetzt noch gar nicht sagen, aber ihnen ist gekündigt auf 1. Januar.' Sie bot mir dann an, mit ihnen auszuwandern. Sie wollten unbedingt weg, sie hatten nicht den Charakter, länger in diesem Deutschland zu bleiben."

Das fleißige, stets geschätzte Hausmädchen blieb in „diesem Deutschland", ihre „Herrschaft" packte die Koffer, viele Koffer, und zog nach Brüssel. „Ich weiß nicht, wo sie heute sind. Aber das würde mich schon interessieren. Ich glaube, daß meine Herrschaft nicht mehr lebt."

Die Jahre in dem großbürgerlichen, jüdischen Haushalt waren geprägt von gegenseitigem Vertrauen, von großer Wertschätzung für einander. Das Mädchen Emma war nicht irgend eine billige Arbeitskraft, die herumkommandiert wurde. „Ich mußte alle Arbeiten erledigen, behandelt wurde ich immer sehr gut." Die Frau hat das Haus ver- und Emma überlassen. Sie mußte „viel schaffen", doch

war die Bezahlung entsprechend: „Ich bekam 40, 45 Mark im Monat – das war sehr viel Geld." Bei Einladungen gab's noch einen Zuschlag, auch Trinkgelder. „Wenn ich nicht genug Geld von den Gästen bekommen habe, steckte mir meine Frau noch etwas zu." Waren die Besucher einmal gar zu knausrig, hat „die Frau" das wieder wettgemacht. „Entweder bekam ich gute Kleider, gute Schuhe. Sie sagte dann zu mir: ‚Emma, das war nicht genug, das hier bekommen sie noch'."

Heute würde man wohl sagen, das Gehalt für Emma Obenland-Eberle lag über dem Tarif. „Ich führe das darauf zurück, daß ich von der Familie geschätzt wurde." Eineinhalb Jahre hatte sie sich vorher in einer Wirtschaft abgerackert. „15 Mark haben sie mir im Monat gegeben und dafür mußte ich mich noch totschuften; zu Weihnachten gab's gar nichts in dieser Christenfamilie." Zweimal wollte sie von dort weg, „aber er hat immer das Zimmer abgeschlossen, damit ich meine Koffer nicht holen konnte".

Ein „schönes Leben", trotz der Arbeit, sei's bei der jüdischen Familie gewesen. „Ich habe dort auch gewohnt, mein Zimmer war neben der Herrschaft."

Das Hausmädchen hat Tag für Tag miterlebt, welche Wirkung die Nazi-Hetze hatte. „Die Herrschaften sind immer ängstlicher geworden, sie sagten zu mir: ‚Fräulein Emma, passen Sie auf!'" Da wurde dann auch vom Auswandern gesprochen. „Aber der alte Herr wollte nicht weg, er wurde von den Braunen vergiftet." Der „alte Herr" hatte seinen Söhnen abgeraten, Deutschland zu verlassen, „ihr findet kein anderes Land", habe er ihnen gesagt. Doch die drei Söhne „sagten, sie könnten nicht mehr hier bleiben, es hat keinen Wert mehr".

Zuletzt hatte auch das Hausmädchen „Angst vor den Braunen". Ein Wahltag: Emma und Gertrud, ihre Kollegin, wollten eben noch schnell abspülen. „Da läutete es an der Haustür. Vor der Türe standen die Braunen. ‚Gertrud Werner' schrien sie herein. Sie nahmen sie mit zum Wählen. Ich durfte nicht mit. Jede wurde einzeln ins Wahllokal geschleppt."

Wenn sie heimging, nach Ilsfeld, hat sie die Blicke gespürt. Wenn dann mal der Postbote einen Brief von der „Herrschaft" gebracht hat, zischte die Nachbarin, die dabei stand, „wieder von den

Juden". Man hat sie auch gewarnt: „Wenn du nochmal in das Haus gehst, packen sie dich."

Emma hat ihre Arbeit verrichtet, gewissenhaft, stets in der festen Überzeugung, sich von „den Braunen" nicht einschüchtern zu lassen – wenn's manchmal auch schwer war. „Freitags habe ich den Berches gebacken. So ein Berches wurde aus einem gesalzenen Teig gemacht, geflochten und oben drauf wird noch ein Zöpfchen geflochten, alles wird mit Mohn bestreut." Emma kochte koscher, „die jüdischen Vorschriften mußten beachtet werden". Also: Extra Schüsseln für das Milchige, separate Töpfe für das Fleischige. „Es wurde gutbürgerlich gekocht, eingekauft habe ich in Delikatessenläden."

Ein Erlebnis war die Verlobung der Tochter. Allein schon das Personal war für das Mädchen aus Ilsfeld beeindruckend: „Da gab's eine Glastürbedienung, eine Köchin und fünf oder sechs andere Personen, und natürlich mich." Für einen solchen feierlichen Anlaß mußte das Mahl entsprechend opulent und erstklassig ausfallen. „Aufgetischt wurde nur das Beste." Zuletzt habe es Fisch gegeben. „Und zum Nachtisch viel Eis, aus dem Eis war ein Brunnen, groß wie ein Tisch, geformt worden." Bevor sich die Gäste bedienen konnten, hatte das Personal seinen Teil abbekommen.

Am Heiligen Abend war für Emma um fünf Uhr Feierabend. „Vom Chauffeur wurde ich in die Kilianskirche gefahren – und wieder abgeholt, danach wurde ich im Herrenzimmer empfangen." In der Mitte des Zimmers sei „ein leuchtender Weihnachtsbaum mit Kerzen" gestanden, „der ganze Tisch war dekoriert". Und Emma wurde „reich beschenkt", dann durfte sie Weihnachten im Elternhaus verbringen.

In ihrem Zimmer stand ein kleiner Weihnachtsbaum. „Abends zündete ich die Kerzen an und ging ins Bett, ich bin dann aber eingeschlafen. Plötzlich brannte das Kopfkissen, gerade noch rechtzeitig bin ich aufgewacht, um das Feuer zu löschen."

Letzte Spur: 14. März 1949

In Bonfeld ist die Bernhard-Ottenheimer-Stiftung von einem Tag auf den anderen verschwunden

Zuerst als hochherzig begrüßt, dann „künftighin nicht mehr gutgeheißen" und schließlich weg, einfach weg – das ist der beispielhafte Werdegang der Bernhard-Ottenheimer-Stiftung von Bonfeld.

Im Protokollbuch des Bonfelder Gemeinderates vom Jahr 1929 bekam der erste Hinweis auf die Stiftung eines reich gewordenen und heimatverbundenen Juden die Nummer 860. Damals, am 22. August 1929, wurde vermerkt: *„Am 11. August ds. Js. hat Herr Bernhard Ottenheimer, Privatier in Heidelberg, Kaiserstrasse 29, bis vor einigen Jahren hier wohnhaft, seinen achtzigsten Geburtstag gefeiert. Aus diesem Anlass hat dessen Sohn, Herr Albert Ottenheimer in Köln, Kaiser-Wilhelmring 1, mit Schreiben vom 12. August mitgeteilt, er stelle der Gemeinde Bonfeld den Betrag von 10000.– RM zur Verfügung. Das Geld soll verzinslich angelegt und der Zins an hiesige Arme verteilt werden; soweit jüdische Arme im hiesigen Ort vorhanden sind, sind diese mit bis zu einem Drittel des Zinsertrages zu unterstützen.*

Der Gemeinderat ist über diese hochherzige Stiftung sehr erfreut und beschliesst einstimmig:

1. *die Stiftung des Herrn Albert Oppenheimer in Köln unter vom Stifter gemachten Bedingungen mit herzlichem Dank anzunehmen;*
2. *die Stiftung unter dem Namen „Bernhard Ottenheimer-Stiftung" in der Gemeinderechnung zu führen;*
3. *zu bestimmen, daß die Verwaltung der Stiftung und die Verteilung des Zinses durch den Gemeinderat erfolgt;*
4. *dem Stifter, Herrn Albert Ottenheimer in Köln Protokollauszug zu übermitteln."*

Der am 19. Januar 1886 in Bonfeld geborene Jude Albert Ottenheimer war in der Stahlindustrie tätig, mit ziemlichem Erfolg, hat er doch bei diesen Geschäften größeren Reichtum erworben. Auch

wenn er weit weg, in Köln, wohnte, so schlug sein Herz doch noch in und für Bonfeld. Da kam ihm der Geburtstag seines Vaters gerade recht, um sich um seinen Geburtsort verdient zu machen. Mit der Stiftung setzte er sich selbst ein Denkmal der Wohltätigkeit.

Alle Jahre wieder entschied fortan der Gemeinderat über die Verteilung der für damalige Verhältnisse durchaus stattlichen Summe. Jeweils kurz vor Weihnachten setzten sich die Räte zusammen, um den Zinsertrag unter den Armen des Ortes aufzuteilen.

Zum Beispiel am 17. Dezember 1937, einem Freitag. Den Vorsitz führt Beigeordneter Hagner, außer ihm sind vier Gemeinderäte anwesend, entschuldigt fehlt Gemeinderat Hofmann. Mit am Ratstisch sitzt Gemeindepfleger Maaß. Unter dem § 285 wird später festgehalten: *„Wie jedes Jahr kommen auch dieses Jahr wieder die Zinsen der Albert Ottenheimerstiftung zur Verteilung. Der Zinsertrag beträgt laut Mitteilung der Kreissparkasse Heilbronn 400 RM. Nach der Bestimmung des Stifters hat die Verteilung des Zinses an hiesige Arme zu erfolgen. Soweit jüdische Arme vorhanden sind, sind dieselben mit bis zu einem Drittel des Zinsertrages zu berücksichtigen. Als jüdische Arme kommen in Frage:*

I. Mathilde Schlessinger

II. Ferdinand Hirsch

und drittens Karl Ladenburger. Unter sie wird der Betrag von 133 RM wie folgt verteilt. Mathilde Schlessinger 44 RM, Ferdinand Hirsch 45 RM und Karl Ladenburger 44 RM. Die Verteilung des restlichen Zinsbetrages wurde wie nachfolgend vorgenommen." Mit 219 Mark können die Gemeinderäte die Armen des Ortes beschenken. Ein Auszug aus der Empfängerliste: Röger Friederike 6 RM, Ritter Elisabeth 6RM, Noll Julie 10 RM, Münzing August 5 RM, Mamber Heinrich 5 RM, Maisenhölder Nane 10 RM, Kochendörfer Katharine 8 RM, Haas Emilie 8 RM, Gerner Gustav 8 RM, Fritz Lisette 8 RM, Däubel Ludwig 10 RM, Braun Wilhelm 4 RM, Bräuning Katharine 8 RM, Binnhamer 5 RM, Bender Emma 10 RM, Weidner Luise 5 RM.

Diese Zuwendung zu Weihnachten war stets sehr willkommen, konnte sie doch die Not wenigstens ein klein wenig lindern. Was die heute gering erscheinenden Beträge ausrichten konnten, zeigt ein Blick auf die Preise in jener Zeit:

Im „Heilbronner Tagblatt" vom November 1937 warben Heilbronner Geschäftsleute für 500 Gramm Seelachsfilet für 26 Pfennig, die gleiche Menge Stangenkäse kostete 55 Pfennig, ein Päckchen „Persil" 30 Pfennig. Für ein Handtuch verlangte Eugen Palm am Fleiner Tor 60 Pfennig. Ein sechsteiliges „Kaffeeservice mit Goldrand und Streublumen" wurde für 3.75 Reichsmark angeboten. Für ein Pfund Zwetschgen mußte man damals 45 Pfennig bezahlen, ein Pfund Hammelfleisch war eine Reichsmark wert. Für 46 Pfennig gab's ein Kilogramm Mehl (Typ 502).

Da war den Empfängern vollkommen egal, ob sie nun „jüdisches" oder „arisches" Geld bekommen haben; im Gegenteil: Die Ottenheimer-Stiftung war doch auch ein deutlicher Beweis dafür, daß die Propaganda der Nationalsozialisten auf die Wahrheit, die Wirklichkeit wenig Rücksicht genommen hat. So schlecht, dachten sich möglicherweise damals die Leute von Bonfeld, so schlecht können die Juden doch nicht sein, wenn in jedem Jahr ihr Geld verteilt wird.

Solche Gedanken mußten dann auch die Herren beschlichen haben, die in den Amtsstuben immer wieder neue Erlasse, Verfügungen, Anordnungen und Gesetze austüftelten, die nur auf eins abzielten: Die Juden vollkommen aus dem „arischen" Leben zu vertreiben.

Der Gemeinderat hatte sich am 9. Dezember 1939 – es ist ein Samstag – wieder zu seiner Sitzung eingefunden, auf deren Tagesordnung die Verteilung des Ottenheimer-Geldes stand. Diese Sitzung unterschied sich aber sehr stark von denen der Vorjahre. Im Protokollbuch ist unter dem § 361 festgehalten: *„Die seitherige Albert Ottenheimer-Stiftung ist heute Gegenstand der Beratung des Gemeinderates, da nach dem Runderlaß des Reichsministers des Innern vom 8. Mai 1939 Abschnitt 2 Ziffer 4 der unveränderte Fortbestand von Stiftungen, deren Mittel satzungsgemäß sowohl für deutsche Volksgenossen als auch für Juden ausgesetzt sind (paritätische Stiftungen), künftighin nicht mehr gutgeheißen werden können.*

Nach Abschnitt II Ziffer 3 obigen Erlasses ist gegen den Fortbestand vorhandener Stiftungen von Juden dann nichts einzuwenden, wenn die Erträgnisse dieser Stiftungen ausschließlich nur deutschen Volksgenossen zu gute kommen u. der jüdische Stiftungsname im Wege einer Satzungsänderung beseitigt wird.

Da nach einer Mitteilung der Ministerialabteilung für Bezirks- u. Körperschaftsverwaltung vom 15. 11. 1939 die seitherige Albert Ottenheimerstiftung eine nicht rechtsfähige Gemeindestiftung ist, die unter § 66 der DGO fällt, ist eine Satzungsänderung bezüglich des Namens u. Verwendungszweckes der Stiftung möglich.

Im Einvernehmen mit dem Gemeinderat faßt daher der Bürgermeister folgende

Entschließung:

1. Die seitherige Albert Ottenheimerstiftung erhält für die Zukunft den Namen: Bonfelder Armenstiftung u. wird von dem jeweiligen Bürgermeister der Gemeinde Bonfeld verwaltet.

2. Die Erträgnisse dieser Stiftung kommen in Zukunft nur noch deutschen Volksgenossen der Gemeinde Bonfeld zugute u. werden wie seither alljährlich an Weihnachten an die bedürftigen Volksgenossen der Gemeinde zur Verteilung kommen.

3. Dem Herrn Landrat eine doppelte Fertigung dieses Beschlusses vorzulegen, mit dem Ersuchen, Zustimmung zu diesem Beschluß erteilen zu wollen.

4. Dem Gemeindepfleger hievon Protokollauszug zuzufertigen."

Der „Herr Landrat" hatte die „doppelte Fertigung" am 27. November 1939 verlangt. Eine Aktennotiz, in der der Vollzug seines Erlasses beurkundet wurde, trägt das Datum des „28. II. 1944".

Die Spur der Stiftung findet sich erst wieder im Jahr 1946. An jenem Dreikönigstag 1946 hat der Gemeinderat getagt. Wieder gibt das Protokoll Auskunft: *„Der Vorsitzende, Bürgermeister Volpp, begrüsste die Herren Beiräte und gab Folgendes bekannt:*

Mit Bedauern und Erstaunen habe er feststellen müssen, daß die frühere Gemeindeverwaltung – Beschluss v. 9. 12. 39 – die Albert-Ottenheimerstiftung umbenannt habe in Bonfelder Armenstiftung. Der Vorsitzende betont, dass die Gemeindeverwaltung gesetzlich dazu kein Recht gehabt habe, ausser sie hätte das Geld der Stiftung mit RM 10000.– an den Stifter oder seine Angehörigen zurückbezahlt. Er bitte deshalb den Beirat mit ihm Folgendes zu bestimmen:

1. Die Stiftung erhält von heute an den ursprünglichen Namen

„Albert Ottenheimer Stiftung"

2. Die Zinsen werden nach dem Willen und Bestimmung des Stifters jährlich an Weihnachten an bedürftige hiesige Einwohner verteilt. Erstmals wieder an Weihnachten 1946.

Beschluß:

Der Beirat ist mit dem Vorschlag des Vorsitzenden voll und ganz einverstanden und verurteilt den seinerzeitigen Beschluß hinsichtlich der Umbenennung der Albert Ottenheimerstiftung."

Albert Ottenheimer, der sich heute Otten nennt und in New York wohnt, fragt am 23. Februar 1979 in Bonfeld an, was aus der Stiftung geworden ist: „Diese Anfrage ist lediglich Routine, und ich bin sicher, daß der mit mir befreundete Schultheiß Breitner oder sein Nachfolger nichts in der Angelegenheit versäumt hat." Der „sehr ergebene Albert Otten" schließt mit dem Satz: „Ich denke natürlich viel an Bonfeld und alle guten Bonfelder, die ich zu grüßen bitte."

Die Antwort der Verwaltungsstelle, die im früheren Wohnhaus der Familie Ottenheimer untergebracht ist, erfolgt am 19. März 1979 mit dem Hinweis auf den Gemeinderatsbeschluß von 1946.

Daraufhin meldet sich Albert Otten wieder – am 20. April 1979: „Ich wäre Ihnen für Mitteilung dankbar, wieviel der Erlös in den einzelnen Jahren seit 1946 war und ob in jedem Jahr ausgezahlt wurde, wie es beschlossen war."

Eine Antwort aus Bonfeld gibt es auf diese Anfrage nicht.

Deshalb ein neuer Brief am 2. Juli 1979: „Ich schrieb Ihnen am 20. April gemäß beifolgender Fotokopie und gestatte mir die Anfrage, ob ich noch eine Antwort erwarten darf. Ich bin ein Bonfelder, geboren am 19. 1. 1886, und glaube, einer Antwort würdig zu sein."

Keine Antwort aus Bonfeld. Keine Antwort aus dem Geburtshaus des Albert Otten(heimer).

Nun beschäftigt sich der Lehrer Werner Schneider mit der Angelegenheit. Seine Nachforschungen bleiben allerdings ohne Ergebnis. Schneider im August 1982: „Auf meinen letzten Brief im Juli konnte Herr Otten nicht mehr persönlich antworten. Sein Sohn teilte mir mit, daß es seinem Vater gesundheitlich recht schlecht gehe."

Die Spur der Ottenheimer-Stiftung verliert sich am 14. März 1949. Das Finanzamt Heilbronn verlangte die Stiftungsurkunden und die

Kassenabrechnungen. Der Verwaltungsaktuar notierte: „Erledigt durch mündliche Vorsprache beim Finanzamt und Vorlage der Stiftungsurkunden und Sparkassenbücher."

Während das Ende einer anderen Bonfelder Stiftung – der „Wilhelm-Treu-Stiftung" – aktenkundig ist („erloschen 1948 infolge Währungsumstellung"), findet sich ein derartiger Vermerk bei der Ottenheimer-Stiftung nicht. 1947 war noch im Kassenbuch erwähnt worden: „Bonfelder Armenstiftung, Konto Nr. B 1046 heuer kein Zinsanfall."

Und was blieb im Heilbronner Finanzamt? „Völlige Fehlanzeige!"

Ein Denkmal der Wohltätigkeit

Die Michael Kahn'sche Schulstiftung in Stebbach

Die Michael Kahn'sche Schulstiftung in Stebbach überdauerte die Zeit des „Dritten Reichs". Der Gemeinderat beschloß am 22. August 1953, die Stiftung mit Wirkung vom 21. Juni 1948 aufzulösen „und das Restvermögen dem Gemeindevermögen zuzuführen". Der Landrat in Sinsheim erteilte am 19. September 1953 „gemäß § 66 Abs. 2 der Deutschen Gemeindeordnung vom 30. 1. 1935 (RGBl. I S. 49) in Verbindung mit § 10 des Stiftungsgesetzes vom 19. Juli 1918 und § 2 Abs. 1 der Verordnung über den Vollzug des Stiftungsgesetzes in der Fassung vom 12. Januar 1927 die aufsichtsbehördliche Genehmigung".

Michael (auch Michel) Kahn, ein Stebbacher Handelsmann, kaufte am 6. April 1826 eine „2stöckige Behausung mitten im Dorf samt Scheuer, Stallungen und Zugehörte nebst 19 Ruth Hofraithe und Garten, worauf die Gebäulichkeiten stehen für 1100 Gulden". Kahns Handwerk sollte, dank seines Fleißes und seines Unternehmungsgeistes, eine lang anhaltende Aufwärtsentwicklung erleben. In dem badischen Dörfchen nahm Michael Kahn den An- und Verkauf, sowie das damals noch übliche Aufbereiten und Handsortieren von Bettfedern auf.

Zunächst fand Kahn seine Kundschaft in der näheren Umgebung,

bald jedoch dehnten sich seine Geschäftsbeziehungen aus, in ganz Baden und Württemberg fanden die Menschen zu jener Zeit dank Michael Kahn ein sanftes Ruhekissen. Zuerst mit Schubkarren, dann mit dem Pferdefuhrwerk wurden die Federnballen zur Poststation gebracht; sowohl die Post als dann auch die Eisenbahn verbreitete die Fertigware von Stebbach aus.

Der Absatz nahm ungeahnte Formen an, das Geschäft florierte. Soviele Federn konnte das Geflügel in und um Stebbach gar nicht lassen, wie von Michael Kahn und seinen Mitarbeitern benötigt wurden. Da besann sich der geschäftstüchtige Jude auf die schnatternden Federnlieferanten in der ungarischen Puszta. Diese Beziehungen mit dem Land der Magyaren erwiesen sich als ausbaufähig, so daß dort Kahns Haupteinkaufsgebiet erschlossen wurde.

Aus kleinen Anfängen wuchs eine Fabrik. Stebbach konnte dem Federn- und Daunen-Gewerbe nicht mehr den notwendigen verkehrsgünstigen Standort bieten. Michael Kahn und seine Söhne sahen sich nach einem größeren Handelsplatz um. „Die Wahl fiel auf Mannheim, Badens Wirtschaftsmetropole, wohin die Firma Anfang der 50er Jahre" (des 19. Jahrhunderts) „ihren Sitz verlegte. In der Nähe des Neckars im Hause S 1,9 wurden Arbeits- und Wohnräume errichtet. Mitten in der ersten Entwicklung wurde der Betrieb durch Feuer zerstört. Dieses schicksalhafte Ereignis veranlaßte den Inhaber zum Kauf des Grundstückes in J 6,1, für damalige Zeitverhältnisse in seinem Ausmaß von 2500 qm schon recht groß. Die auf diesem Anwesen vorhandenen Gebäude wurden für Wohn- und Arbeitszwecke hergerichtet, Neubauten für Fabrikation und Lagerung erstellt, die im Laufe der Jahre ständig erweitert werden mußten. Zusammen mit den Söhnen wurden schon damals durch zahlreiche Auslandsreisen bedeutende Geschäftsverbindungen angebahnt und damit der Grundstein zu dem sich später groß entwickelnden Auslandsgeschäft gelegt." Solches steht nachzulesen in der Broschüre „Stationen einer dynamischen Entwicklung – 150 Jahre Mannheimer Bettfedernfabrik".

Aus dieser Jubiläumsschrift, verfaßt 1976, ist weiter zu erfahren: „Die Inhaber waren immer darauf bedacht, die maschinellen Einrichtungen zu vervollkommnen und dem Fortschritt der Technik anzupassen. In einer bis dahin kaum gekannten Weise wurden die

Federn durch eigens dafür konstruierte Maschinen gereinigt und entstäubt. Nunmehr wurde Rohware eingeführt neben Ungarn auch aus Böhmen, Rußland, hier speziell aus dem sibirischen Raum, und Chinaware teils durch direkten Einkauf, teils durch Vermittlung Hamburger und Londoner Kommissionäre."

Die Bettfedernindustrie schwamm ganz oben auf der Welle des industriellen Aufschwungs um die Jahrhundertwende, was Kahn deutlich erkannte und in dem von der Stadt Mannheim jenseits des Neckars angelegten Industriehafen-Gelände ein 12000 Quadratmeter großes Grundstück erwarb. Darauf entstand „ein großzügiger, wohldurchdachter Fabrikneubau an Bahn und Wasser".

Wurde die Firma nach Michael Kahns Tod im Jahr 1861 unter „M. Kahn Söhne" weitergeführt, so wurden 1874 Hermann und Jakob Straus – nahe Verwandte – als Teilhaber aufgenommen. Ab 1919 waren direkte Nachkommen des weitsichtigen Stebbachers nicht mehr beteiligt, der Besitz ging auf die Nachkommen von Hermann Straus über.

Die Broschüre schweigt sich über die Entwicklung nach der Machtübernahme Hitlers aus. Hinter der Jahreszahl 1937 ist vermerkt: „Umbenennung des Unternehmens in Mannheimer Bettfedernfabrik, vorm. M. Kahn Söhne". Und 1938: „Erwerb und Übernahme der Firma durch die Familie Kauffmann, Langenargen. Der Firmenname lautet jetzt: Mannheimer Bettfedernfabrik Kauffmann & Co., Mannheim".

Dieser Mann, der den „ältesten der heute noch bestehenden Bettfedern-verarbeitenden Betriebe in Deutschland" (Firmenangabe) gründete, dachte stets an seinen kleinen Heimatort, wo er den Grundstein für eine wohl ungeahnte Entwicklung legte. Mit der Michael Kahn'schen Schulstiftung setzten seine Söhne dem Vater ein Denkmal der Wohltätigkeit. Am 9. April 1870 schrieb der in Karlsruhe residierende „Großherzogliche Oberschulrath" an das „Gr. Bezirks-Amt Eppingen", daß Michael Kahns Söhne in Mannheim „der evangelischen Volksschule zu Stebbach" eine „Schenkung einer badischen 4%igen Staatsobligation im Nennwert von einhundert Gulden" zukommen ließen.

Als die israelitische Gemeinde in Stebbach 1915 aufgelöst wurde, vermerkte der Bürgermeister unter dem Datum des 11. April 1915:

„Bezüglich der Michael Kahn'schen Stiftung ist zu bemerken, daß eine gestellte Rechnung des genannten Stifters nicht vorhanden ist. Die Stiftung 300 fl. (Gulden) setzt sich zusammen aus einer Bad. Eisenbahn Obligation über 100 fl. 3 1/2% Lit. C No 8744 nächstfälliger Coupon mit 3 Mark – 1. 9. 15 und einem Sparkassenguthaben in Eppingen mit 371 M. 17 Pfg."

Kurz vor Weihnachten, am 21. Dezember 1926, erreichte den Stebbacher Bürgermeister eine frohe Botschaft:

„Mit Abschluß des Jahres 1926 kann unsere Firma auf ihr hundertjähriges Bestehen zurückblicken. – Aus diesem Anlasse und in treuer Erinnerung an den Gründer unserer Firma,

Herrn Michel Kahn, geboren in Stebbach,

wollen wir der dort bestehenden „Michel Kahn-Stiftung" eine Zuwendung von:

M 2000,–

machen, mit der Bestimmung, daß diese Summe fest angelegt wird und die Zinsen in der Weise, wie in der ursprünglichen Stiftung vorgesehen, alljährlich verwandt werden."

Der Entwurf des Dankschreibens ist erhalten: *„Die Ortschulbehörde nimmt mit dem Gefühle tiefer Dankbarkeit Kenntnis von ihrem wohlwollenden Entschluß u. bestätigt Ihnen den Empfang Ihrer gütigen Überweisung von 2000 RM."*

Über die Verwendung der Zinsen dieser Stiftung wird am 15. März 1930 von der „Ortschulbehörde als Stiftungskommission" ausführlich Bericht erstattet: *„Die M. Kahn Söhne G.m.b.H. hat Ende Dezember 1926 unserer Schule zur Erneuerung der M. Kahn'schen Schulstiftung in hochherziger Weise den Betrag von 2000 M übermacht, wofür die Schule insonderheit der Unterzeichnete/Lehrer seinen herzlichsten Dank aussprechen möchte. Es wird nun immer eine angenehme Pflicht sein, über die Verwendung der Zinsen am Ende des Schuljahres zu berichten. Bis heute wurden an Zinsen der Gemeindekasse überwiesen, bzw. zur Verwendung bereitgestellt:*

unterm 1. 2. 28 140 M Zins für d. Jahr 1927
unterm 5. 2. 29 163 M Zins für d. Jahr 1928
im Jahr 1930 160,77 M für d. Jahr 1929

Von diesen Summen ist das Zinsenerträgnis vom Jahr 1927 ganz, vom Jahr 1928 zum Teil verbraucht, während die Zinsen vom Jahre

1929 erst mit Beginn des neuen Schuljahres 1930/31 Verwendung finden. Die Stiftungsurkunde sieht vor, daß die Zinsen zur Unterhaltung der Schulbücherei, für allgemeine Schulbedürfnisse, für Prämien u. zur Lernmittelbeschaffung an unbemittelte Schüler dienen sollen. In der Nachkriegszeit, wo wie in der Kriegszeit größte Sparsamkeit geboten war, konnte den Bedürfnissen der Schule an Lehrmitteln sowie der Bücherei nicht entsprochen werden. Dieses Zehren am Bestand rächt sich nun bitter. Es führte zu einem Verbrauch und rascher Abnützung der gesamten Schuleinrichtung, der Lehrmittel und vor allem der Bücher.

(Nahezu alles muß erneuert oder ersetzt werden, Bänke und Tafeln, Schränke).

Die pflichtgemäße Erfüllung dieser Aufgaben bedeutet für die Gemeinde gerade in der Jetztzeit eine starke Belastung. Sie hat daher in Anbetracht der schlechten Finanzlage die Zinsen in der Hauptsache für die Auffrischung der Bücherei u. allgem. Schulbedürfnisse (Lehrmittel) verwendet. Ein kleiner Posten wurde für Prämien ausgeworfen (Brezeln an Ostern auf Schuljahresschluß), während der Restbetrag der Zinsen und der Jahre 1929 u. einem entsprechenden Zuschuß aus dem Zinserträgnis von 1930 den Schülern die Fahrtkosten eines größeren Ausflugs decken soll.

Im einzelnen wurde verausgabt:

1. 39 Exemplare versch. Jugendschriften	*35,05 M*
2. Versch. elektr. Apparate für den Unterricht in Physik	*74.50 M*
3. 27 Bände versch. Jugendschriften	*55.90 M*
4. Die deutschen Volkssagen v. G. Schwab I + II	*2.90 M*
5. Schiller Lied v. d. Glocke mit großen Bildern	*1.50 M*
6. Der prakt. Schulmann: 8 große Anschauungsbilder für versch. Unterrichtsgebiete	*11.60 M*
7. An minderbemittelte Schüler für Tafeln, Hefte, Federn, Bleistifte u. dgl.	*15.00 M*
	Sa. 196.45 M

Es bleiben somit von den Zinserträgnissen d. Jahre 1927 u. 1928 mit zus. 303 M noch 106.55 M übrig; von diesem Betrag werden ca. 50 M abgehen als Prämien (Brezeln an Ostern auf Schuljahresschluß), während der Rest für die Fahrtkosten eines Ausflugs, wie bereits erwähnt wurde, verwendet werden sollen."

Aus Nord-Carolina meldet sich am 10. März 1946 Ludwig T. Straus: *„Mit Schreiben vom 11. Mai 1938 teilte ich Ihnen noch ab Mannheim mit, dass meine Firma am 1. April 1938 in arischen Besitz übergegangen ist, und frug bei Ihnen an, ob trotzdem diese Stiftung noch bei Ihnen weiter bestehen kann.*

Darauf antworteten Sie am 13. Mai 1938, unter Anderem:

‚DIE STIFTUNG KANN WEITER BESTEHEN'.

Ich bitte um gefl. Mitteilung an unten stehende Adresse, ob diese Stiftung in Höhe von M 2.000,– auch noch heute besteht. Sollte diese infolge ihrer JUEDISCHEN HERKUNFT der Beschlagnahme durch die HITLER Regierung verfallen sein, d. h. sollte dieselbe gestohlen worden sein, so wollen Sie mich bitte wissen lassen, unter Einsendung einer Abschrift der betr. Verfuegung wann die Beschlagnahme erfolgte, und was mit dem Gelde geschehen ist."

Die Antwort auf diese Anfrage aus den USA findet sich in einem Brief des Landratsamtes Sinsheim Abt. II B – vom 15. Juni 1953 wieder:

„Die letztgeprüfte Stiftungsrechnung der Michael-Kahn'schen Schulstiftung in Stebbach umfaßt die Rechnungsperiode 1933/35. Seit 1. 4. 1936 wurde eine Rechnung nicht mehr vorgelegt. Nachdem die Stiftung noch besteht, wollen alsbald folgende Unterlagen zur Rechnungsprüfung hierher zur Vorlage gebracht werden:

a) eine Sammelrechnung für die Zeit vom 1. 4. 1936–20. 6. 48,

b) die DM-Rechnung für die Zeit vom 21. 6. 48–31. 3. 1951,

c) die geprüfte Rechnung der Rechnungsperiode 1933/35.

Hinsichtlich der Rechnungsstellung wird auf unsere Rundverfügung Nr. 204 vom 16. 10. 52 Bezug genommen.

Nachdem das Vermögen der Michael-Kahn'schen Schulstiftung durch die Währungsreform derart zusammengeschmolzen ist, daß der Stiftungszweck nicht mehr erfüllt werden kann, besteht die Möglichkeit, die Schulstiftung aufzuheben und das Restvermögen dem Gemeindevermögen zuzuführen. Falls die Aufhebung der Stiftung beabsichtigt ist, wäre ein diesbezüglicher Gemeinderatsbeschluß herbeizuführen und die Rechnungsstellung bis zum Tage der Auflösung zu veranlassen. Sollte von der Möglichkeit der Aufhebung der Stiftung Gebrauch gemacht werden, so sind eine Abschrift des Gemeinderatsbeschlusses und die bis zum Tage der Aufhebung der Stiftung

erstellte Stiftungsrechnung hierher vorzulegen und die Genehmigung zur Aufhebung der Stiftung zu beantragen.
Um beschleunigte Erledigung wird gebeten."

Den Schlußstrich unter die Stiftung, einst gedacht für „die fleißigen Schüler der hiesigen Schule", setzt der Gemeinderat am 22. August 1953, als beschlossen wurde, „die durch die Währungsumstellung auf einen Betrag von DM 49.– zusammengeschmolzene Michael Kahn'sche Schulstiftung mit Wirkung vom 21. 6. 1948 aufzuheben und dem Gemeindevermögen zuzuführen". Der Bürgermeister bat um „Erteilung der Genehmigung und Befreiung von der Stellung der Stiftungsrechnung für die Zeit bis zur Währungsumstellung, da bei dem Einmarsch der Besatzungstruppen die früheren Stiftungsrechnungen verloren gingen und dadurch ein Anschluß an die zuletzt gestellte Rechnung nicht möglich ist".

Die Genehmigung wurde erteilt. „Der noch vorhandene Kassenvorrat ist im Gemeindekassenbuch zu vereinnahmen."

„Alles für das Vaterland"

David Behr – Zugführer der Feuerwehr

Als David Behr und Fritz Blum am 27. August 1930 für „6 fertige Kommandantenröcke" 279,60 Mark verlangten, war die Feuerwehr von Massenbach noch kein Jahr alt. Der Kaufmann David Behr spielte seit der Gründung eine führende Rolle.

Das Protokoll berichtet über die „Gründung der Freiwilligen Feuerwehr am 9. Dezember 1929 auf dem Rathaus": „Durch den Bau der Wasserleitung wurde die seitherige alte Pflichtfeuerwehr veraltet und es wurde der Wunsch geäußert, die seitherige Zwangsfeuerwehr in eine Freiwillige Feuerwehr umzugestalten. Schultheiß Schwenk und der alte Kommandant gaben die Gründe zur Umgestaltung der Zwangsfeuerwehr in eine Freiwillige Feuerwehr in reichem Maße bekannt. Nach längerem Disputieren kam es zur Abstimmung und die große Mehrzahl stimmte für eine Freiwillige

Feuerwehr. Schultheiß Schwenk verlaß nun die Bestimmungen des Württembergischen Feuerlöschverbandes und es wurde sofort zur Wahl übergegangen. Es wurden gewählt in den Verwaltungsrat:

Kommandant: Wilhelm Wagner
stellvertretender Kommandant: Gustav Stolz
Kassier: Paul Groß
Schriftführer: Ernst Heinz
Zugführer des I. Zugs: Hermann Härtling
Zugführer des II. Zugs: Otto Boger
Zugführer des III. Zugs: David Behr
Zugführer des 4. Zugs: Heinrich Kirchner
Geräteverwalter: Paul Hammel."

David Behr war Jude. Geboren am 16. Oktober 1885, einem Freitag, besaß er in Massenbach eine „Handlung, Manufakturwaren", wie die Einwohnerkarte belegt. Das Geschäft befand sich im Haus Nummer 95, heute Felsenweg 3. Behr hatte am 15. August 1911 Ida Marx in Heilbronn geheiratet. Die Frau, geboren am 23. Juli 1886, stammte aus Freudental. Der Vater, Hermann Behr,



Das Geburtshaus von David Behr in Massenbach, 1985 von einer türkischen Familie bewohnt.

geboren am 29. April 1847, war Viehhändler. Aus der Ehe ging ein Sohn, Albert, hervor – geboren am 30. September 1912.

Wenn David Behr bei der Gründung der Feuerwehr zum Zugführer ernannt wurde, so war dies zur damaligen Zeit in Massenbach ein ganz normaler Vorgang. Juden waren in Massenbach ebenso selbstverständlicher wie wichtiger Bestandteil der dörflichen Gemeinschaft. Israeliten wurden auch Ehrenämter in Ausschüssen übertragen. So war es eigentlich auch nur logisch, daß einer dieser Juden, eben David Behr, eine Abteilung der Feuerwehr kommandierte.

Die politischen Veränderungen im Deutschen Reich und die damit verbundene Hetzpropaganda vermochten freilich bald den Dorffrieden nachhaltig zu stören. David Behr floh mit seiner Familie Ende Dezember 1937 nach New York. Zuvor jedoch mußten sie nationalsozialistische Willkür über sich ergehen lassen.

Der Sohn Albert Behr, ein verbitterter Mann, erinnert sich in Long Island/New York an seine Jugendzeit in Massenbach: „Mein Vater war eine geachtete Person in Massenbach, er war stets hilfsbereit. Einen Vorfall vergesse ich nicht: Am Tag des Boykotts (1. April 1933) schmierten die Nazis überall Zeichen an die jüdischen Häuser. In unserer Nachbarschaft lebten mehrere alte jüdische Damen, mein Vater ging zu ihnen hinüber und entfernte die Schmierereien vor den Augen der Nazis. Die Schrift am eigenen Haus tastete er nicht an. Mein Vater half auch immer den Christen, wenn immer ihm dies möglich war. Später war er sehr enttäuscht, daß keiner der Massenbacher Christen ihm entgegenkam. Als mein Großvater beerdigt wurde, protestierten Christen gegen das Begräbnis, die Nazis fotografierten die Leute, die hinter dem Sarg hergingen. 1937 zertrümmerten ‚gute Bürger' von Massenbach die Fensterscheiben an meinem Elternhaus. Mein Vater ist gestorben, ohne daß ihn jemand um Verzeihung gebeten hätte."

Die Familie Behr gehörte zu den ältesten jüdischen Familien in Massenbach. Hermann Behr kämpfte 1870/71 im Krieg gegen die Franzosen, Sohn David diente im Ersten Weltkrieg, in dem die beiden Brüder seiner Frau gefallen sind. „Alles für das Vaterland", sagt Albert Behr sarkastisch.

„Große Freude und Jubel im Verein"

Wie der Stebbacher Liederkranz im Jahr 1924 zu einer Fahne kam

In Stebbach – wie in einigen anderen Orten – traten ausgewanderte Juden als Wohltäter auf. Der Stebbacher Gesangverein wünschte sich, nach dem Ersten Weltkrieg, so eine Fahne, wie sie andere Chöre schon bei Sängerfesten vor sich hertrugen. Geld jedoch war für eine solche Anschaffung in der Vereinskasse nicht zu entdecken. In dieser Notlage entsannen sich die Sänger der Brüder Max und Adolf Eisemann, die in den Vereinigten Staaten ein großes Kaufhaus besaßen. Karl Meyer (Jahrgang 1900) schrieb also nach Amerika einen Bettelbrief, schrieb, daß die Stebbacher so gerne eine richtige, eine schöne Fahne hätten. „Es dauerte keine drei Wochen und ich bekam ein Schreiben der Sparkasse Eppingen." 50 Dollar hatten die Brüder an ihre früheren Nachbarn überwiesen. „50 Dollar! Damit hätten wir damals ganz Stebbach kaufen können!"

Eine Delegation des Liederkranzes machte sich auf den Weg nach Heidelberg. In die Fahnenfabrik. Dort allerdings war man über das Vorhaben der Stebbacher ganz und gar nicht erbaut. Eine Fahne wollte man zur damaligen Zeit nicht verkaufen. Was als „Geld" im Umlauf war, war von Tag zu Tag weniger wert. Eine Fahne war zu kostbar, um sie für einige Kilogramm billigen Papiers herzugeben.

„Als wir aber sagten, daß wir mit Dollar zahlen würden, ging plötzlich alles in Ordnung." Mit fliegenden Fahnen stimmten nun auch die Fahnenverkäufer dem Geschäft zu. 23 Dollar wurden verlangt.

„Zwei Dollar haben wir in Heidelberg verjubelt." Zwei Dollar waren zwar kein Vermögen, aber die Wirte unter dem Schloß erkannten den Wert – und tischten mächtig auf. Karl Meyer: „Wir hatten alle einen ordentlichen Rausch."

Max Eisemann – „das war ein großer Wohltäter", freut sich Karl Meyer an dem herzensguten Mann.

„Ich bin mit ihm nach Stuttgart gefahren, um Pokale zu kaufen für unser Sängerfest." Max Eisemann hatte auch diesmal seine Spendierhosen angezogen. „Er hat in dem Laden alle Pokale gekauft, die

es gab." Einer dieser Preise war geradezu gigantisch – „einen halben Meter hoch". So ein Einkauf machte hungrig. „In einem Lokal aßen wir Wiener Würstle und Sauerkraut." Das Getränk in den schönen Gläsern hatte Karl Meyer nie zuvor gesehen. Es war ihm unbekannt, doch alles mundete vorzüglich.

Übernachtet wurde in Stuttgart. „Abends gingen wir in ein Varieté; vor der Bühne, ganz vornedran, sind wir gesessen." Es sollte ein schöner, ein wunderschöner, unvergeßlicher Abend werden. Wieder brachten flinke Kellner „Flaschen, die so knallten". Heraussprudelte jene Köstlichkeit, die prickelnd erfrischte, die in eine angenehme Stimmung versetzte. „Erst später erfuhr ich, daß dies Sekt war." In der Hauptstadt wurde gelebt in Saus und Braus. „Der Max Eisemann hatte eine Freude an mir."

Das Sängerfest von 1924 wurde zu einem großen Erfolg für den Stebbacher Liederkranz. Es wurde fast vollständig von dem jüdischen Brüderpaar finanziert. „Jedes Mitglied des Vereins bekam etwas zu vespern und zu trinken."

In der Chronik des Stebbacher Liederkranzes ist das Ereignis festgehalten. 1923 waren die Sänger bei der Fahnenweihe der Nachbarn vom Gesangverein „Frohsinn" Eppingen. Was sie dort mit ansehen mußten, erfüllte sie einerseits mit Bewunderung, andererseits – und das wiegte doch schwerer – auch mit Neid: Alle Vereine hatten „prächtige Fahnen" – „da kamen wir uns so recht armselig vor".

Das sollte nicht ohne Folgen bleiben.

Der Chronist überlieferte die Fortsetzung: „Im Gasthaus zur Palme sagte sich fast jeder Sänger, wir gehen auch nicht mehr fort ohne einen neuen Fahnen. Dieser Gedanke wurde nun nicht mehr fallengelassen sondern immer weiter verfolgt, bis dann endlich im September unser zweiter Vorstand Karl Meyer den Entschluß faßte und an die Herren Max und Adolf Eisemann in St. Louis schrieb um finanzielle Unterstützung zum Fahnenkauf. Die Antwort blieb nicht lange aus und mit dieser auch gleich 50 Dollar. Große Freude und Jubel im Verein, kann doch nun der längst gehegte Plan verwirklicht werden. Am Sonntag darauf machte sich auch gleich eine starke Abordnung auf nach Heidelberg und bestellten bei der Stickerei Ernst dort eine Fahne. Die Grundfarben derselben sind dunkel-

blauer Samt und weiße Ripsseide, der Preis war 30 Dollar. Am 4. November wurde die Fahne in feierlichem Zuge von Station Stebbach abgeholt und im Gasthaus zum Rößle gleich eine kleine Feier abgehalten, an der sich auch eine große Anzahl passiver Mitglieder beteiligten. An dem Abholen der Fahne nahm außer dem Verein auch die Schulkinder mit Herrn Hauptlehrer Raber teil. Vor dem Gasthaus zum Rößle wurde die Fahne enthüllt und das Lied gesungen ‚Die Fahne weht'! Hernach wurde an sämtlich anwesenden Kinder Bretzeln verteilt. Es war ein schöner Tag, unvergeßlich für jeden Sänger, dem an dem Wohl des Vereins etwas gelegen ist.

Die Herren Max und Adolf Eisemann wurden in Anbetracht ihrer Interessen, die sie dem Verein zeigten, zu Ehrenmitgliedern ernannt und Ihnen eine prachtvolle Ehrenurkunde abgeschickt."

Der Schriftführer vergaß damals nicht, diese hochherzige Spende in den richtigen zeitlichen und wirtschaftlichen Zusammenhang zu stellen. 1924 – „es war das Jahr der fortwährenden Geldentwertung, an dem viele Leute arm wurden."

Bei der Generalversammlung wurde beschlossen, am 22. Juni 1924 die „Fahnenweihe mit Wettsingen" zu veranstalten – „auf Wunsch des z. Zt. in der Heimat weilenden Max Eisemann". 20 Chöre hatten sich dazu angemeldet. Bei der Delegiertentagung am 13. April im Gasthaus „Ochsen" wurden Klasseneinteilung und Reihenfolge der Liedvorträge festgelegt.

Für die Sänger sollte sich die Teilnahme an diesem Wettstreit nach Noten auf jeden Fall lohnen, nicht allein wegen der Geselligkeit, der unbeschwerten Unterhaltung, vielmehr brachten sie auch eine Trophäe, eine schöne Erinnerung mit nach Hause: Zwanzig Ehrenpreise waren gestiftet worden, so daß niemand leer ausgehen mußte.

Zu den Spendern gehörten nicht allein Max und Adolf Eisemann, sondern auch andere Juden aus Stebbach und Umgebung: Jette Eisinger aus Sontheim, Lisette und Sophie Eisemann, Fabrikant Hermann Wolf aus Sontheim, Moritz Manasse aus Gemmingen, selbst Bernhard Eisinger hatte aus Marseille einen Preis geschickt.

Der vereinseigene Komponist hatte für den großen Tag ein Lied gedichtet: „Das sei der Sängerglaube, den uns kein Sturm verweht, den uns kein Nörgler raube, der felsenfest besteht."

Auch dieser angeblich so felsenfeste Sängerglaube konnte nicht verhindern, daß sich Hitlers Jünger an der Fahne, deretwegen ein großes Fest inszeniert worden war, vergreifen sollten. In Stebbach machte sich die nationalsozialistische Bewegung schon recht früh breit: „1924 gab es schon ein paar Leute, die der NSDAP angehörten", weiß Karl Meyer. Und sie wurden immer mehr. Und sie wurden immer lauter, immer frecher. Die Fahne der Sänger war fast über Nacht zur „Judenfahne" geworden. „In einer Ecke stand: ‚Gestiftet von Max und Adolf Eisemann'", sagt Meyer. Das aber steht nicht mehr dort.

Es gibt dafür zwei mögliche Erklärungen: Entweder wurde der Hinweis auf die Stifter vorsorglich entfernt, aus Angst vor den Nazis, die vielleicht in ihrem Wahn die ganze Fahne vernichten könnten. Oder die ständig stärker werdende NSDAP-Ortsgruppe hat einfach verfügt, daß der Name der beiden Juden „getilgt" werden mußte.

Dem heute 120 Mitglieder zählenden Liederkranz steht seit 1963 der Landwirt Rolf Krepp (Jahrgang 1929) vor. Erst bei den Recherchen für dieses Buch hat Krepp von dem Hinweis auf die edlen



„Gestiftet von Max u. Adolf Eisemann St. Louis 1923" – dieser Hinweis auf die spendierfreudigen Stebbacher Juden wurde bei der 100-Jahr-Feier des Liederkranzes Stebbach im Juni 1985 wieder in die Vereinsfahne gestickt. Im „Dritten Reich" war dieser Dank entfernt worden, vorsorglich oder auf nationalsozialistischen Befehl – diese Frage läßt sich heute nicht mit letzter Sicherheit beantworten.

Spender erfahren. In einer Ausschußsitzung im Café Weickum wurde diese Angelegenheit im Juli 1984 erörtert. Krepp informierte die 17 Ausschußmitglieder über diese für den Verein neue Erkenntnis. „Es hat keine große Diskussion gegeben", berichtete Krepp, „es wurde vereinbart, daß die Namen der Spender wieder eingestickt werden."

Für den Stebbacher Liederkranz war diese Wiederherstellung geradezu eine Selbstverständlichkeit. Wenngleich nicht bekannt war, was die Stickerei kosten würde, wurde dieser Beschluß gefaßt. Krepp: „Die Kosten spielten keine Rolle."

So steht dieser kleine Gesangverein als Beispiel für eine Geschichte mit glücklichem Ausgang. Für die Sänger von Stebbach zählt nicht allein die Pflege des Liedgutes, sie haben sich der Tradition verpflichtet – und dazu gehört ein Eckchen jener Fahne, in dem wieder die Namen von Max und Adolf Eisemann stehen werden. Der Verein, der 1985 seinen 100. Geburtstag feiern konnte, darf stolz auf diese Rückbesinnung sein.

Im „Engel" traf der Lehrer seinen Engel

Eine christlich-jüdische Liebesgeschichte

Das nachbarschaftliche Miteinander von jüdischen und christlichen Nachbarn war vor allem in den ländlichen Gemeinden durchweg gut. Der evangelische Pfarrer von Talheim vermerkte 1887 in seinem Bericht: „Am besten ist das Verhältnis zwischen den Evangelischen und den Juden." Der Seelsorger nahm dabei als Maßstab das weniger harmonische Einvernehmen mit den Katholiken.

Überall dort, wo früher jüdische Schwaben und Badener ihre Heimat hatten, finden sich noch heute viele Nachbarn, Freunde, Schulkameraden, die sich gerne an jene Zeiten erinnern, da sie mit Israeliten Freud' und Leid teilten.

„Wir haben oft miteinander gespielt", erzählt Hermann Luithle

(Jahrgang 1910) aus Talheim, wenn die Rede kommt auf seinen Schulkameraden Alfred Manasse. Ein guter Schüler sei er gewesen, ein Freund. „Einmal haben wir einen Knallfrosch in ein leeres Bierfaß geschmissen. Das hat mordsmäßig gekracht, gerade so als ginge die ganze Welt unter." Bis „die ganze Nachbarschaft" zusammengelaufen war, waren die beiden Lausbuben längst über alle Berge.

„Das Leben war ganz normal", bringt Emil Luithle (Jahrgang 1916) das Verhältnis zwischen Christen und Juden auf einen kurzen Nenner. Die Aussage des früheren Talheimer Gemeindepflegers wird am besten durch die Geschehnisse in der sogenannten „Reichskristallnacht" belegt: Weil sich die Talheimer dem verordneten „Volkszorn" nicht anschließen wollten, mußten SA-Männer aus Sontheim mit eintägiger Verspätung ihrem Rassenhaß und menschenverachtender Zerstörungswut freien Lauf lassen.

Auch wenn Christen und Juden einvernehmlich Tür an Tür lebten, auch wenn sie sich stets gegenseitig halfen, wenn sie gemeinsam Karten spielten, im Gesangverein sangen, Brände löschten, im Schützenverein auf die gleiche Zielscheibe schossen – Mischehen waren große Seltenheiten.

„Man" blieb unter sich.

Wenn schon keine überkonfessionelle Heirat geschlossen wurde, so hieß das noch lange nicht, daß nicht wenigstens ab und zu eine Romanze, eine Liebelei auf zärtliche Weise die unterschiedlich breite Kluft zwischen den beiden Religionen überbrückte.

In der evangelischen Schule von Talheim unterrichtete der Lehrer Albert Faber, Sohn des Beilsteiner Rosenwirts. Der Schulmeister, um die Jahrhundertwende geboren, war eine stattliche Erscheinung. In der Erinnerung seiner Schüler wird er als „gerecht und wenn es sein mußte auch streng" beschrieben.

Faber war verliebt – in Selma, die Tochter von Isak Manasse, Gartenstraße 14. Er war verliebt bis über beide Ohren, seine Gefühle wurden auch erwidert. Fast das ganze Dorf wußte davon.

Und doch: Die Liebesgeschichte mußte geheim gehalten werden. Die Eltern von Selma, vor allem aber ihre strenge, sehr konservativ denkende und handelnde Mutter, durften nicht erfahren, daß ihre Tochter mit dem evangelischen Lehrer poussiert.

„Die Selma war bildhübsch, sie trug sehr oft seidene Kleider", weiß noch Emil Luithle. Er spielte in dieser Beziehung eine wichtige Rolle. Der junge Emil war nicht nur ein Schüler Fabers, vielmehr verkehrte der Pädagoge häufig im Hause Luithle. Dort hatte er wohl Selma auch kennengelernt, war sie doch die beste Freundin von Lina Luithle.

Der Emil hatte Kurierdienste zu erfüllen, er war der Postillon d'amour. „Der Faber hat mir oft ein Zettele zugesteckt, das ich der Selma bringen sollte." Das Rendezvous fand dann hinter der Luithle-Scheuer statt.

Wenn auch die standesbewußte Mutter Manasse wohl kaum etwas ahnte, so tuschelten doch selbst die Faber-Schüler: „Jetzt geht er wieder zur Selma."

Das konnten sie auch in der großen Pause, morgens um zehn Uhr, flüstern. Mit schöner Regelmäßigkeit eilte Albert Faber in den



Die Nazis machten der Liebe ein Ende: Der Talheimer Lehrer Albert Faber und die Jüdin Selma Manasse (links vorne).

„Engel", um dort seinen Engel zu treffen. Selma, die dank des Geschicks ihres mit Vieh handelnden Vaters von einer Berufstätigkeit verschont wurde, hatte dann wahrscheinlich – wie bei den zahlreichen anderen Begegnungen – sich von ihrer Mutter mit der Bemerkung „Ich geh' g'schwind zur Lina nüber" verabschiedet.

Damit die Mutter keinen Verdacht schöpfte, blieb Selma meistens nicht lange weg. „Es blieb gerade a bißle Zeit zum Schmusen", erzählten Emil Luithle und sein Bruder Helmut, die nicht selten Zeugen wurden, wie sich das verliebte Paar selbst in der Wohnstube der Luithles küßte. „Das war fascht a Sensation." Aber – jede Sekunde des Zusammenseins wollte eben genutzt werden.

Der Lehrer Faber habe dann in seine Jacke gegriffen, habe eine Tafel Schokolade herausgefischt: „Buben, nehmt den Schok'lad, geht raus und schpielet Fußball."

In Talheim gab es damals, nach den heutigen Aussagen der Augenzeugen, kaum jemand, der an dieser „großen Liebe" Anstoß genommen hätte. Da mußten schon die „Nürnberger Gesetze" von 1935 abgewartet werden. Fortan war nur noch „Reichsbürger", wer „deutschen oder artverwandten Blutes" ist, es wurde auch das „Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre" erlassen. „Arier" und Juden sollten strengstens getrennt werden, Mischehen kamen „Volksverrat" gleich.

Die allgegenwärtige Denunziation machte auch vor dem Lehrer Faber nicht halt: Er wurde vom Dienst suspendiert, durfte den Talheimer Buben und Mädchen nicht mehr Schreiben, Lesen, Rechnen beibringen.

Selma Manasse wanderte am 31. Mai 1938 in die Vereinigten Staaten aus.

Erst Ehrenbürger, dann vergessen

Jonas Eisinger – Der Ratsschreiber von Stebbach

Das Bürgerbuch der Gemeinde Stebbach enthält auf Seite 108 unter der „No 366" eine Besonderheit. Hatten es die Juden über Jahrhunderte hinweg (teilweise) enorm schwer, überhaupt als Bürger aufgenommen zu werden, so wurde einem Juden aus Stebbach die höchste Anerkennung zuteil: Jonas Eisinger wurde zum Ehrenbürger ernannt!

„Auf einstimmigen Beschluß des Gemeinderates seines in 40 Jahren treu geleisteten Dienstes wurde ihm das Ehrenbürgerrecht verliehen", wurde unter dem Datum des 6. Februar 1912 verzeichnet.

Jonas Eisinger, der Ratsschreiber, ist ein Einzelfall. Er kann aber gleichzeitig als Beispiel dafür gelten, daß das Zusammenleben einer jüdischen Minderheit mit einer christlichen Mehrheit auch die Möglichkeit bieten kann, herausragende Positionen mit Juden zu besetzen – gerade so als sei dies eine Selbstverständlichkeit.

Jonas Eisinger war ein beliebter Stebbacher. Er galt als Original, sein Humor war überall bekannt. Auch das ehrwürdige Amt eines Ratsschreibers konnte ihn bisweilen nicht davon abhalten, einen kleinen Streich zu inszenieren. Da hatte sich, um die Jahrhundertwende, ein Brautpaar vor seinem Tisch eingefunden. Sie müssen sich wohl sehr geliebt haben, und Liebe soll, wie der Volksmund sagt, blind machen. Jonas Eisinger schob dem getrauten Paar ein Formular über den Tisch, verschmitzt lächelnd. Der Bräutigam setzte seine Unterschrift darunter, die Braut tat gleiches. Dann zogen sie hinüber in den „Ochsen", in das Gasthaus, in dem der Festschmaus stattfinden sollte. Als sich die Hochzeiter gerade an den Gaumenfreuden laben wollten, stürmte der Dorfbüttel in die gemütliche Gaststube. „Das Brautpaar mitkommen", unterbrach er die Mahlzeit, „und die Trauzeugen auch."

Die feierliche Gesellschaft war rechtschaffen verdutzt. Was war denn nun geschehen? Und ehe sie sich lautstark in Gerüchten ergehen konnte, klärte der Büttel die mysteriöse Angelegenheit auf:

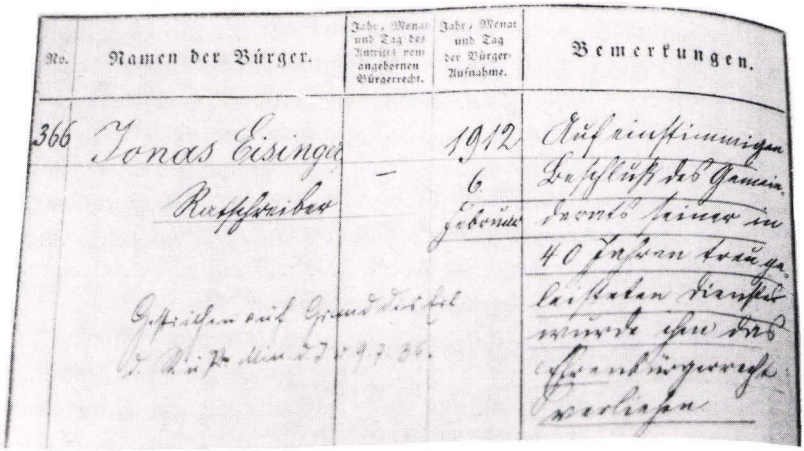
Nicht die Heiratsurkunde war unterschrieben worden, sondern das Protokoll der letzten Holzversteigerung!

Schallendes Gelächter erfüllte den Saal. Und während der Braten schon kalt wurde, stimmte auch das zunächst erschrockene Paar mit ein. Sie machten frohe Miene zum lustigen Spiel.

Jonas Eisinger hat seine Arbeit stets korrekt erledigt. Er war pünktlich und genau. Und er war „sehr, sehr ruhig", erinnert sich Willi Brian (Jahrgang 1919), der nach dem Zweiten Weltkrieg Ratsschreiber geworden ist. Eisinger gehörte auch zu den Männern, die 1890 die Feuerwehr in Stebbach gründeten.

Die „treu geleisteten Dienste", die Jonas Eisinger die Würde eines Ehrenbürgers einbrachten – eine Ehre außergewöhnlicher Art in einem solch kleinen Dorf –, hatten offiziell vergessen zu werden, als der nationalsozialistische Wind durch's Dorf wehte. Die Eintragung im Bürgerbuch wurde rot unterstrichen – nicht etwa um sie hervorzuheben, im Gegenteil: Was dort stand, war fortan ungültig.

Und damit dies jedem klar wird, wurde noch hinzugefügt: „Gestrichen auf Grund des Erl. d. R. u. Pr. Min. d. I. v. 9. 7. 36."



Im Bürgerbuch von Stebbach ist unter der Nummer 366 die Verleihung der Ehrenbürgerwürde an den Ratsschreiber Jonas Eisinger vermerkt: „Auf einstimmigen Beschluß des Gemeinderates seiner in 40 Jahren treu geleisteten Dienstes wurde ihm das Ehrenbürgerrecht verliehen." Dies war am 6. Februar 1912. 24 Jahre später: „Gestrichen auf Grund des Erl. d. R. u. Pr. Min. d. I. v. 9. 7. 36."

Der erste – und lange Zeit einzige – Ehrenbürger von Stebbach war seiner Würde beraubt: Weil er ein Jude war. Doch zu diesem Zeitpunkt war Stebbach schon nicht mehr ehrenbürgerlos. Die Gemeinderäte hatten längst einen anderen Mann auskundschaftet, der ihrer Meinung nach ungleich besser für eine solch hohe Auszeichnung geeignet war: Robert Wagner. Kein Einheimischer war für diese Ehre auserkoren worden, sondern ein Mann, der am 13. Oktober 1895 in Lindach bei Eberbach am Neckar geboren wurde; geboren als Robert Backfisch, ein Name, der ihm nicht gefallen wollte, so daß er sich des Mädchennamens seiner Mutter bediente. Als Oberleutnant mit dem EK I aus dem Ersten Weltkrieg zurückgekehrt, marschierte er geradewegs zur „Bewegung" Hitlers. Beim Putschversuch am 9. November 1923 mischte er mit, was ihm eineinhalb Jahre Festungshaft einbrachte. Wieder entlassen, gründete er den „Gau Baden" der nationalsozialistischen Partei. Am 11. März 1933 sollte er, nunmehr „Reichskommissar", die „Gleichschaltung" Badens mit dem Deutschen Reich in die Hand nehmen. Wagner machte Karriere, er konnte sich bald als „Reichsstatthalter" anreden lassen, am 8. August 1940 wurde er zum Chef der Zivilverwaltung für das Elsaß ernannt.

Robert Wagner setzte seine Brutalität in Kommandos um, in einem solchen Maß, daß er, der „Henker des Elsaß" genannt wurde, im September 1950 – mehr als vier Jahre nach seiner Hinrichtung – vor der Zentralspruchkammer Nordbaden als „Hauptschuldiger" eingestuft wurde.

14jährige Elsässer wollten vor der Zwangsrekrutierung durch die deutsche Wehrmacht flüchten: Wagner ließ sie umbringen. Vier englische Piloten fielen den Gehilfen des Reichsstatthalters in die Hände: Wagner ließ sie ermorden. 102 Mitglieder der französischen Widerstandsbewegung Alliance wurden ebenso getötet.

„In dankbarer Verehrung und Würdigung der hohen Verdienste um den Wiederaufbau unseres geliebten Vaterlandes ist es der schon lang ersehnte Wunsch des Gemeinderates der Gemeinde Stebbach, dem in unserer Heimat so beliebten und bekannten Vorkämpfer des Nationalsozialismus, Herrn Reichsstatthalter und Gauleiter Robert Wagner das Ehrenbürgerrecht der Gemeinde Stebbach zu verleihen." In dem Brief vom 21. März 1936 wird der

„Herr Reichsstatthalter" „ergebenst" gebeten, „von dieser Ehrung Kenntnis zu nehmen und die Zustimmung erteilen zu wollen". Weiter heißt es: „Auch ist es der aufrichtige Wunsch der ganzen Gemeinde, Sie Herr Reichsstatthalter, bei unserer 10 Jahresfeier im Juni dieses Jahres begrüßen zu können." Gefeiert werden sollte der zehnte Geburtstag der NSDAP-Ortsgruppe, gerade der richtige Rahmen, um „Ihnen dort den Ehrenbürgerbrief zu überreichen".

In diesem Ehrenbürgerbrief konnte Wagner lesen: „In dankbarer Verehrung und durchdrungen von dem Gefühl unwandelbarer Treue gegenüber dem ersten Vorkämpfer für den Nationalsozialismus im Gau Baden, hat der Gemeinderat der Gemeinde Stebbach, einem der treuesten Paladine unseres geliebten Führers, dem unentwegten Streiter für ein ehrliebendes und freies Deutschland Herrn Reichsstatthalter Robert Wagner das Ehrenbürgerrecht der Gemeinde Stebbach verliehen."

Die tatsächlichen Beweggründe dürften nicht diese „dankbare Verehrung" und der „aufrichtige Wunsch der ganzen Gemeinde" gewesen sein, sondern jene Überlegungen, die der Sinsheimer Landrat in seiner Rundverfügung vom 4. März 1946 aufführte: „Diesen Verleihungen mangelte durchweg die sächliche Berechtigung: sie entsprangen in den meisten Fällen dem Bestreben, sich das Wohlwollen oder die Unterstützung einflußreicher Persönlichkeiten zu sichern." Der Landrat verurteilte diese Vergabepraxis von Ehrenbürgerrechten als „groben Unfug" und legte für die Zukunft „größte Zurückhaltung" nahe.

Für die Stebbacher war die Erleuchtung schon früher gekommen: In der ersten Sitzung des Gemeinderates im Jahr 1945 wurde Robert Wagner das Recht, Ehrenbürger Stebbachs zu sein, wieder aberkannt.

Und Jonas Eisinger, der einst verehrte Ratsschreiber? An ihn hat niemand mehr gedacht.

Zur Nachbarschaftshilfe gehörte auch Muttermilch

Episoden aus dem Alltag: Revolution, Geiz, Hunger

„Feisle, wach auf, steh auf, s'isch Revolution!" wurde Ferdinand Würzburger, am 30. Juli 1824 in Siegelsbach geboren, in einer Nacht des Jahres 1848 geweckt. Revolution in Siegelsbach, da zählte jeder Mann. Der 24jährige Jude hatte schnell ein Gewehr in der Hand. Eine Wache brauchte ein Gewehr, zumal wenn sie sich vor dem so wichtigen Rathaus zu postieren hatte. Feisle sollte dort aufpassen und ausharren, bis die Ablösung auftauchte. Die Ablösung ließ auf sich warten, Feisle aber wurde müde, immer müder. Da holte er sich eben einen Stuhl aus dem Rathaus. Mitternacht war längst vorbei, der Mond wurde von der Sonne abgelöst – nur Feisle schien vergessen. Die Bauern zogen bereits auf's Feld und wunderten sich nicht schlecht über diese Wache vor dem Rathaus. „Ja Feisle, was machsch du denn da?!" In vaterländischem Pflichtbewußtsein erklärte er: „Da sitz i und halt Schildwach." Die Revolution aber war in Siegelsbach noch kurzlebiger als eine Eintagsfliege. Feisle hatte nicht gemerkt, daß die anderen Revolutionäre schon längst ihre Knarren wieder in die Ecke gestellt hatten.

*

Revolutionärer gebärdeten sich die Gemminger. Als an Ostern 1848 150 Mann von Sinsheim gen Heidelberg marschierten – Friedrich Hecker hatte bereits in Baden die Republik ausgerufen –, waren auch etliche Gemminger dabei. Jedoch wurden sie in Heidelberg von Studenten und Bürgerwehr gar arg verhauen.

Die Niederlage hatte alle Voraussetzungen für eine Blamage erfüllt, was die freiheitlich gesinnten Gemminger nicht daran hindern konnte, alsbald einen Volksverein zu gründen, ein Bekenntnis zu Pressefreiheit und sozialen Gesetzen und einigem Deutschland, eine Ablehnung von Großherzog und Adel. Die Ziele waren Ideale, wofür zu kämpfen sich lohnte – religiöse Schranken gab es nicht: Christen und Juden marschierten Seite an Seite.

Ein Dutzend starker Männer zog am 10. Juni 1849, einem Sonntag, in Richtung Fürfeld. Weil nur kämpfen kann, wer zuvor gut gevespert hat, wurde im Gasthaus „Rößle" in Schwaigern eingekehrt. Auf Gemeindekosten wurde getafelt. 1.06 Gulden verlangte der Rößles-Wirt. Das Einkehren wollte den Streitern für die gerechte Sache wohl gefallen, so daß auch in Fürfeld schnurstracks das Wirtshaus aufgesucht wurde. Im „Ochsen" summierte sich die Zeche auf 1.24 Gulden.

Am 13. Juni 1849 sammelte sich die Bürgerwehr, kassierte insgesamt 28.42 Gulden und ließ sich im Standquartier in Wieblingen bei Heidelberg weitere 79.30 Gulden ausbezahlen. 50 Gemminger waren dort stationiert, kommandiert von Hauptmann A. Sauer und dem jüdischen Leutnant Oppenheimer. Aus der Rechnung geht hervor, daß neben dem Leutnant mindestens sieben Juden der Bürgerwehr angehörten: Wolf Ottenheimer, Wolf Richheimer, Gustav Richheimer, Isak Bischofsheimer, Löb Oppenheimer, Wolf J. Oppenheimer und M. Richheimer.

Auch der tatkräftige Einsatz der Gemminger konnte nicht verhindern, daß die Revolution letztlich scheiterte. Übrig blieben saftige Rechnungen auch für Naturalien, Kriegsausgleichssummen, Abgaben. Tony Fleck kommentierte 1969 im Buch „Gemmingen 769–1969, 1200 Jahre Zeitgeschehen": „Zurück blieben der Gemeinde Schulden in Höhe von ca. 4000 Gulden, die sie für den Ausflug in die hohe Politik aufzubringen hatte."

*

Feisle, der Hüter der Siegelsbacher Revolution, gehörte nach Ansicht seiner Enkeltochter Hanna Bachrach (Jahrgang 1901) zu den „sehr Gebildeten". Eines Tages wollte er einmal nach Mannheim, in die Komödie. Die Nachbarn hörten von diesem Vorhaben und baten ihn, einen Auftrag auszuführen: „Feisle, in Mannheim gibt's so neumodisches Zeug, Kaffee sagt man dazu. Bring mir doch ein Lot mit." Feisle, in aller Frühe aufgestanden, von Rappenau aus mit dem Zug nach Mannheim gefahren, hatte den Kaffee gekauft. Die Nachbarin wurde darüber offensichtlich nicht recht froh:

„Feisle", klagte sie, „jetzt hab ich den Kruscht schon a Schtund lang gekocht, aber es will einfach nicht weich werden."

*

Hanna Bachrach geborene Würzburger kam in der Karwoche weinend nach Hause. Die Kinder von Rappenau wollten auf keinen Fall mehr mit ihr spielen. Sonst ihre Freunde, mit denen allerlei Streiche ausgeheckt wurden, lehnten sie das kleine Mädchen als Spielgefährtin ab. „Die Juden", schimpften sie, „die Juden haben unseren Heiland ermordet." Hanna war bestürzt über eine solche Behauptung, sie konnte und wollte nicht glauben, was die Christenkinder erzählten. Hanna wehrte sich: „Das waren nicht wir, vielleicht waren es die Mayers!"

*

Esperanza aus Heinsheim, die alle nur „Sprinz" nannten, wollte mit dem Zug nach Heilbronn fahren. „Eine Mark", sagte der Mann hinter dem Schalter, „eine Mark für das Billet." Das aber war nicht nur ein Haufen Geld, das war der Sprinz einfach zuviel. 90 Pfennige wollte sie gerade noch bezahlen. Der Kartenverkäufer ließ sich auf keinen Handel ein. Sprinz wurde wütend: „Es gibt schließlich auch noch andere Bahnhöfe!" schimpfte sie. Kurz entschlossen marschierte sie von Rappenau nach Wimpfen. Und siehe da: In Wimpfen sollte der Fahrschein tatsächlich nur 90 Pfennige kosten.

*

Der Kaufmann Ottenheimer war so etwas wie ein Opa für Karl Meyer (Jahrgang 1900). „Ich wurde von ihm vom Kindergarten abgeholt, da meine Eltern um diese Zeit auf dem Feld arbeiteten." In dem kleinen Dorf Stebbach (heute ein Ortsteil von Gemmingen) hatten sich Anfang des 18. Jahrhunderts Juden niedergelassen; 1825 machten sie zehn Prozent der Bevölkerung aus, 1839 wurden in der jüdischen Gemeinde 153 Mitglieder gezählt. Auch hier schrumpfte die Gemeinde Mitte des 19. Jahrhunderts: Die Juden wanderten

verstärkt ab, nach Heilbronn, nach Übersee. Als Karl Meyer geboren wurde, lebten in Stebbach gerade noch zehn Juden.

Karl Meyer, Landwirt, Gemeinderat, Träger des Bundesverdienstkreuzes, muß nicht lange in seinen Erinnerungen kramen, um Episoden christlich-jüdischen Zusammenlebens erzählen zu können: „Die Juden waren Leute wie alle anderen auch."

Eines Tages, als der kleine Karl krank im Bett lag, kam die jüdische Nachbarin herein – „sie brachte mir eine Suppe". Und: „Die Leute waren alle stets sehr besorgt." Manchmal wurde der Speisezettel bei Meyers überraschend bereichert: „An Ostern bekamen wir die Schlegel von den Gänsen."

*

Die guten Beziehungen zwischen christlichen und jüdischen Nachbarn wurden bei den Recherchen für dieses Buch immer wieder hervorgehoben. Hilfe in vielfältigen Formen war oftmals eine Selbstverständlichkeit, die keiner besonderen Erwähnung bedurfte. Und daß am Freitagabend bei den Juden das Feuer im Herd ebenso angezündet wurde wie der Sabbatleuchter, das war nun wirklich Alltag. Ein wohl einzigartiges Beispiel der überkonfessionellen Nachbarschaftshilfe verbürgt ein Pfarrer im Ruhestand, der in Berwangen aufgewachsen ist: „Es begab sich im Frühjahr 1915, daß zwei Frauen etwa zur gleichen Zeit ein Kind bekamen; es war wohl das fünfte oder sechste bei beiden. Die Christenfrau war nicht imstande, ihr Kind richtig zu stillen, so daß es elend wurde. Die Judenfrau, deren Kind gestorben war, bot sich an, das Christenkind zu stillen – es kam durch."

*

In Berwangen lebte ein Fellhändler namens Aaron, ein armer, alt gewordener Mann. Ein Nachbar: „Er kam öfter zu uns und klagte über Hunger." Die Mutter habe ihn, ohne viele Worte, hinter den Küchentisch gesetzt. Sie gab ihm, was sie gerade hatte, „es war nicht immer koscher". Aaron scherte sich offenbar wenig darum. Er aß und war zufrieden. Er fiel durch seinen Gesang auf der Straße auf.

Der Nachbarsbub fragte ihn, was er denn singe. Er antwortete: „Das Rindfleisch ist teuer, ich weiß nicht warum, es laufen doch so viele Rindviecher rum."

*

Vor dem Massenbachhausener Schultheißen Farny wurde am 17. und 23. Juni 1840 folgender Kasus verhandelt: „Dem hiesigen ledigen Israeliten Isrul Wollenberger, welcher die Weisgerber Profession erlernt hat, arbeitet ohne hierzu Erlaubnis eingeholt zu haben auf eigene Rechnung. Als man denselben hierüber zur Rede stellt, will er sich dadurch entschuldigen, daß er mit seinem Verdienst seine alte mittellose Mutter ernähren müsse.

Es wird demselben hierauf eröffnet, daß das umso weniger als Entschuldigung dienen könne, da er sein Handwerk nur durch immerwährendes Antreiben seiner Obrigkeit und somit ganz unvollständig erlernt habe und hierauf noch nicht gewandert sei und sofort beschlossen, den Isrul Wollenberger, inbetracht daß ihm schon mehrmalen die Auflage zum Wandern auf seiner Profession gemacht und das Arbeiten auf eigne Rechnung unter Strafandrohung untersagt wurde, seines eigenmächtigen Arbeitens wegen eine Arreststrafe von 36 Stunden anzusetzen und demselben die wiederholte Auflage zu machen, seine Wanderschaft unverzüglich anzutreten."

*

Die „Beschreibung des Oberamtes Brackenheim" aus dem Jahr 1873 verzeichnet in Massenbachhausen, „Gemeinde II. Classe mit 1039 Einwohnern", auch 3 Israeliten, die in die Synagoge nach Massenbach gehen. Die Dalberg oder Ingelheim hatten aller Wahrscheinlichkeit nach im 17. Jahrhundert Juden aufgenommen. Ihre Blüte erlebte die jüdische Gemeinde dort im Jahr 1854, als 54 Mitglieder gezählt wurden. Die Synagoge, die heute noch erhalten ist, wurde in frühester Zeit gebaut. Bürgermeister Erich Schott: „Die ehemalige Synagoge soll langfristig unter Denkmalschutz gestellt werden. Wir streben an, daß sie irgendwann einmal von der

Gemeinde aufgekauft wird. Eine konkrete Vorstellung gibt es noch nicht." In einem Bebauungsplan-Entwurf für das Sanierungsgebiet „Südlich der Heilbronner Straße" ist die Synagoge mit einem E gekennzeichnet: Erhaltenswertes Gebäude.

Wie die Juden im 18. Jahrhundert lebten, verdeutlicht die „Untertänige Relation über die zu Haußen gnädig commildirte Verrichtung", ein Bericht über eine Inspektion am 27., 28. und 29. April 1722:

„Dahier befinden sich folgende Juden:
Judt Jacob mittelmässigens Vermögens, so ein eigen Haus hat.
Samuel ebenmässigen Vermögens.
Salomon nicht weniger.
Judt Moyses
Joseph und Lazarus.
Die 4 Letzten sind total verdorben und ohne Häuser, welche die herrschaftliche praestenda aufschwellen lassen und von denselben nichts zu erheben ist, mithin ohne untertäniges Massgeben kein besseres expediens vorhanden, als daß dieselbe vorgeschaft werden. Von den ersten 3 werden jährlich 9 fl, von den letzten 3 aber mehr nicht denn von jedem 3 fl 30 Kr. zu Schutzgeld erhoben. Der Judt Moyses aber hat altersarmuhalber einige Jahre her nichts gegeben. Sonst sind dieselben mit keinen Schutzbriefen versehen, welche sie in churpfältischen und churmainzerischen Orten mit 30 und mehr Gulden lösen; beinebens generaliter ein Reicher wie ein Armer jährlich 10 fl zu Schutzgeld erlegen muß, nebst der gewöhnlichen Neujahr.

Weil aus dem Extract Lagerbuchs ersehen, daß das Lagerbuch sehr schlecht eingerichtet, auch der Augenschein sich gezeigt, daß die wüsten Felder alle ausgereutet und zu Ackerbau gerichtet, die Hofgüter in multas partes repartirt sind, nicht weniger die Untertanen ein Ziemliches zu den alten gebauten Äckern und Wüstungen dazugebaut, so vermutlich nicht gemessen, mithin gnädiger Herrschaft ein Namhaftes an Gült und Landacht abgehen dürfte, so will eine vollkommene Renovation und Einrichtung eines neuen Lagerbuchs, besonders wegen der Caducen, Unterpfands- und versetzten Gütern, sehr notwendig sein, auch deren vielen Decimatore und

Gütern wegen, wobei Vieles an Landacht und Gütern eruirt werden dürfte."

*

Schultheiß Capprell beurkundet am 15. Oktober 1817 in Massenbachhausen die Aufhebung eines Vertrags:

„Es erscheint die ledige Jüdin Rößle Berlichen und bringt vor, daß sie sich mit dem ledigen Juden Elias Bär unterm 14. Mai 1816 verheiratet und die Ehetreu versprochen habe und bei dieser Verheiratung an dem Heiratsgeld von 250 Gulden selbig mal abschläglich dem Moisis Lemle dahier 66 Gulden bar hinterlegt habe und solches Geld durch Aufhebung des Heiratsverspruchs dieses Geld bar wieder zurück erhalten, wie auch Bär seine golden Ohr- und Fingerring zurückbekommen. Auch machen sich beide Teile mit ihren eigenen Handunterschriften verbindlich, daß kein Teil gegen den anderen je einen Anspruch zu machen hat und will."

Während der Ex-Bräutigam seine Unterschrift akkurat unter die Urkunde setzte, konnte Rößle Berlichen solche Handfertigkeit nicht vorweisen – sie unterschrieb mit drei Kreuzen.

*

„Da geht's zu wie in einer Judenschule" – das geflügelte Wort hat einen Bezug zur Wirklichkeit. In der Synagoge herrscht kaum die Stille, die Christen aus ihren Kirchen gewohnt sind. Und dennoch: Disziplin wurde verlangt. Die Akten der ehemaligen jüdischen Gemeinde Massenbach (heute ein Stadtteil von Schwaigern), wo bereits 1556 Juden ansässig waren, gibt darüber Aufschluß. Am 1. Januar 1842 ist unter dem Stichwort „Strafen" aufgeführt: „Nach dem weiter beiliegenden Protokollextrakt wegen Geräusches während des Gottesdienstes:

Jette Strauß	1 fl. 30 kr.
Mina Kahn	1 fl. 30 kr.
Sara Strauß	1 fl. 30 kr.
Pauline Dreifuß	1 fl. 30 kr.

Wegen Schulversäumnis ihrer Kinder	
Laemmle Dreifuß	4 kr.
Selig Meinhold	12 kr.
Mich. Kahn	4 kr.
Jette Strauß	4 kr.
Störung des Gottesdienstes	
Nathan Steiner	30 kr.
Laemmle Strauß	1 fl.
Elias Bär Meckesheimer	30 kr.

In Massenbachhausen beschlossen Kirchenvorstand Alexander Wertheimer und Samuel Rosenfeld am 18. Februar 1843: „Das Vorsteheramt hat beschlossen, den Selig Meinhold zum Behufe des fleißigeren Schulbesuchs seines Sohnes Gumpel für sechs Versäumnisse mit 18 Gulden Strafe zu belegen. Unter der Bemerkung, daß bei wiederholtem Falle die Strafen geschärft werden."



Christlich-jüdisches Miteinander im Kinderwagen: Ruth, ein christliches Mädchen, zusammen mit dem jüdischen Nachbarsjungen Rolf (um 1930).

August und Bertha Thalheimer: Triebkräfte der Arbeiterbewegung

Zwei Juden aus Affaltrach schreiben ein Stück turbulenter deutscher Geschichte

„Im allgemeinen war der fortschrittliche oder revolutionäre Jude, der in den Grenzgebieten verschiedener religiöser und nationaler Kulturen aufwuchs, sei es Spinoza oder Marx, Heine oder Freud, Rosa Luxemburg oder Trotzki, in besonderem Maße geneigt, in seinem Geist über die religiösen und nationalen Schranken hinauszugehen und sich mit einer universalen Menschheitsauffassung zu identifizieren. Er bot daher auch in besonderem Maß Angriffsflächen, wenn religiöse Fantasmen oder nationalistische Gefühle einen Höhepunkt erreichten. Spinoza und Marx, Heine und Freud, Rosa Luxemburg und Trotzki, sie alle mußten über sich die Exkommunikation, das Exil, die moralische oder physische Ermordung ergehen lassen; und die Schriften aller wurden auf dem Scheiterhaufen verbrannt."

Dieses Ergebnis einer sich über lange Zeit erstreckenden Beobachtung hielt der polnische Jude Isaac Deutscher fest. Der Anschluß relativ vieler Juden an die aufstrebende Arbeiterbewegung nach dem ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts ist, nach Deutscher, kein Zufall.

Zu den Triebkräften der Arbeiterbewegung gehörten auch zwei Juden, die aus Affaltrach stammen. Wenn sie in dem kleinen Dorf am Fuß der Löwensteiner Berge nur die ersten Jahre ihres Lebens verbrachten, so belegt dies gerade die Behauptung Deutschers, über die allgegenwärtigen Schranken steigen zu wollen. August und Bertha Thalheimer zählen zwar in ihrem Geburtsort und auch sicherlich beim weitaus überwiegenden Teil des deutschen Volkes zu den Unbekannten. Nichtsdestotrotz standen sie an vorderster Front turbulenter politischer Auseinandersetzungen zwischen den beiden Weltkriegen.

Die Bedeutung August Thalheimers wurde ein Jahrhundert nach der Geburt offenbar, als die Gemeinde Obersulm und der Freun-



In Affaltrach wurden Bertha und August Thalheimer geboren – sie waren führende Köpfe der Arbeiterbewegung.

deskreis der Obersulmer Realschule Leben und Werk des aus Affaltrach stammenden Kaufmannssohns anläßlich einer Gedenkfeier zu seinem 100. Geburtstag mit Festrede und Ausstellung darstellten.

„August Thalheimers Lebensweg spiegelt die Erschütterungen, Zuckungen, Beben, Katastrophen der deutschen Geschichte wider." Mit diesen Worten faßt der Stuttgarter Professor Dr. Theodor Bergmann das Leben eines Mannes zusammen, den er als einen seiner Lehrer bezeichnet. Bergmann hat August Thalheimer in Berlin kennengelernt. „Ich habe ihn sehr gut gekannt", hatte Bergmann doch in den Büros der Kommunistischen Partei Deutschlands (KPD) in Berlin „sehr viel zu tun" gehabt. Bergmann war so etwas wie ein Laufbursche aus Leidenschaft und Überzeugung, überzeugt von den politischen Ideen der KPD, die in großen und wichtigen Teilen von dem schwäbischen Juden aus Affaltrach mit geprägt und formuliert worden sind. So holte also Theodor Bergmann Brötchen und Wurst für August Thalheimer, der „bescheiden, außerordentlich gebildet, sehr ruhig im Auftreten" gewesen sei.

Bergmann heute: „Ich habe viel gelernt von ihm, ich konnte immer zu ihm kommen, wenn ich etwas wissen wollte."

„... geb. am 18. März 1884 als Sohn des Moritz Thalheimer, Kaufmann aus Affaltrach, Oberamt Weinsberg, Württemberg und im jüdischen Glauben erzogen", schrieb August Thalheimer über sich. Seine Großeltern sind vermutlich aus Öhringen um 1812 ins Sulmtal gezogen. Sein Vater Moses Löw, genannt Moritz, geboren am 26. November 1855, heiratete am 16. November 1880 Caroline Thalheimer – die Großeltern waren Vettern.

Die Mitgift war beachtlich. Caroline Thalheimer brachte 30000 Mark mit in die Ehe, Moritz Thalheimer konnte auf das Wohnhaus und 12000 Mark Bargeld verweisen. Im Bücherschrank standen Schillers gesammelte Werke – für damalige Verhältnisse herausragend und in Affaltrach mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit einzigartig. Die fünf Bücher Moses dagegen suchte man bei Thalheimers vergeblich, im „Beibringungsverzeichnis", das im Archiv der Gemeinde Obersulm aufbewahrt wird, sind sie nicht enthalten.

Das Geburtshaus von August Thalheimer und seiner Schwester Bertha (geboren am 17. März 1883) steht heute noch, an der Schulgasse, zwischen evangelischer und katholischer Kirche. Über der Haustür ist die Jahreszahl 1801 eingemeißelt, dazu die Buchstaben „E. M. L.". Das Gebäude muß allerdings älter sein, wie die Inschrift „1772" über der Stalltür beweist.

August Thalheimer hatte hier lediglich für sechs Jahre ein Zuhause. Am 7. Januar 1892 verkaufte sein Vater, der Kaufmann und Makler, das Anwesen an den Bauern Friedrich Frisch. Das „Kaufbuch der Gemeinde Affaltrach" verzeichnet „1 ar 50 m 1stokkiges Wohnhaus, 2 ar 59 m Hofraum"; als Kaufpreis waren 4250 Mark ausgehandelt worden.

Heute (1984) wohnen hier Hermann Lang (Jahrgang 1914), seine Frau Elisabeth (Jahrgang 1919) und sein Bruder Wilhelm (Jahrgang 1913). Im Stall stehen der Wallach „Fuchs" und „a paar Stückle Vieh".

Friedrich Frisch war Hermann Langs Großvater mütterlicherseits. Das Haus der Familie ist 1890 abgebrannt, sie wurde zunächst ziemlich notdürftig untergebracht, bis der Großvater zwei Jahre später das Thalheimer'sche Anwesen erwarb.

Moritz Thalheimer bekannte sich zur sozialistischen Weltanschauung. Der fortschrittliche Vater finanzierte seinen Kindern Bertha und August die bestmögliche Schulbildung. Er gab seinem Sohn den Rat, das zu tun, von dem er selbst überzeugt war, während die Mutter wollte, daß der Sohn „Erfolg im praktischen Leben" hat.

Das Dorf Affaltrach scheint den Interessen des Moritz Thalheimer zu enge Grenzen zu stecken. Die modernen Strömungen in Kultur und Politik erreichen offenbar das Sulmtal nicht in dem Maße, wie es Thalheimer senior lieb wäre. Die Familie zieht 1892 nach Winnenden, hält's aber auch dort nur kurz aus. 1899 lassen sich Thalheimers in Bad Cannstatt nieder. In ihrem Haus verkehren die Großen der Sozialdemokratie.

Auch Clara Zetkin, die aus Sachsen stammende kommunistische Politikerin und spätere Reichstagsabgeordnete, ist häufig zu Gast. „Mein Vater war mit ihr eng befreundet, suchte und fand die geistige Anregung bei ihr, die sonst niemand aus seiner Umgebung geben konnte", notiert der Sohn 1927. Der Kaufmann aus dem Sulmtal macht bei „Wanderungen durch Stuttgarter Obstgärten und Weinberge" „die große freie Menschlichkeit" aus, die „im Gegensatz zur philisteriösen Lage so vieler provinzialer Parteibonzen" steht.

August Thalheimer absolviert das Stuttgarter Realgymnasium, beginnt ein Medizinstudium in München, wechselt dort zur philosophischen Fakultät, beschäftigt sich mit neueren Sprachen und Völkerkunde, die ihn seit frühester Jugend fasziniert. Weil er 1903 noch zu jung ist, kann er sich an der Universität von Oxford/England nicht einschreiben. Es dürfte wohl schwäbische (Bauern-)Schläue sein, die ihn einen Ausweg finden läßt: Er mietet sich beim Pförtner der Bibliothek ein, der ihm die gewünschten Bücher besorgt – Privatstudium à la Thalheimer.

Auch London lernt er als Student kennen, ehe er sich in Berlin von 1904 bis 1905 immatrikuliert. Es folgen die Lehrjahre in Straßburg, wo er zum Dr. phil. promoviert. Sein Thema: „Beitrag zur Kenntnis der Pronomina personalia und possessiva der Sprachen Mikronesiens".

Thalheimer studiert weiter – in Berlin Philosophie und Ökonomie. Rosa Luxemburg besorgt ihm 1910 ein Volontariat bei der

„Leipziger Volkszeitung". Thalheimer tritt in die SPD ein, wird einziger Redakteur bei der Göppinger „Freien Volkszeitung", einem radikalen SPD-Organ. „In Göppingen begannen seine Konflikte mit dem kaiserlich-königlichen Staatsapparat, aber auch mit dem mehrheitlich rechten Landesvorstand der SPD", erinnert sich Theodor Bergmann.

Thalheimer wechselt zum „Braunschweiger Volksfreund", der auf der Seite des Spartakus steht. Unter dem Einfluß Thalheimers entwickelt sich das Blatt zu einem der führenden Organe der Parteiopposition. Thalheimer verstärkt die Radikalisierungstendenzen der Braunschweiger Sozialdemokratie mit seiner Berichterstattung, zusätzlich noch mit Vorträgen und Zusammenkünften. Außerdem stellt er Verbindungen zu den oppositionellen Strömungen in anderen Städten her, wobei ihm seine Schwester Bertha hilft.

In Braunschweig heiratet Thalheimer am 6. Mai 1916. Seine Frau Cläre stammt aus reichem, evangelischem Hause, ihre Eltern kamen im Gold- und Schmuckgeschäft zu Vermögen. Vier Tage nach der Hochzeit wird Thalheimer zum Militärdienst einberufen, muß zunächst Gräben ausheben. Auf eine Feldpostkarte kritzelt er: „A. Thalheimer, im Hauptberuf unqualifizierter Arbeiter, im Nebenberuf Philosoph".

Dank seiner Sprachkenntnisse – und seiner Nachtblindheit – wird er in das Hauptquartier des Kronprinzen versetzt – als Übersetzer. Auf dem Umweg über die Berliner Dolmetscherschule kommt er wieder in seine schwäbische Heimat, im September 1918 wird er an einer höheren Schule in Reutlingen als Lehrer eingestellt.

Nach dem Ende des Ersten Weltkriegs engagiert sich Thalheimer in Stuttgart bei der Spartakusgruppe, organisiert Streiks, nimmt aktiv Teil an den Vorbereitungen zum Sturz der Monarchie in Württemberg. Nach dem unblutigen Umsturz am 9. November 1918 wird er als Finanzminister einer provisorischen Regierung von SPD, Gewerkschaften und USPD vorgesehen. Thalheimer verzichtet, weil er in der Proklamation „außer den üblichen Rosinen und Versprechungen kein Programm einer sozialen Umwälzung" entdecken kann.

Am 15. Januar 1919 werden Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht in Berlin ermordet. Sie standen an der Spitze der im Novem-

ber 1918 gegründeten Kommunistischen Partei Deutschlands. Zusammen mit Paul Levi und Heinrich Brandler zählt Thalheimer nun zu den führenden Köpfen der KPD. Sein Name taucht in allen programmatischen Äußerungen der KPD und den Erklärungen der Kommunistischen Internationale (Komintern) auf. „Viele Formulierungen waren aus seiner Feder", sagt Theodor Bergmann.

Thalheimer weicht jedoch immer mehr von der mehrheitlich vertretenen KPD-Linie ab, verhindert 1923 einen Revolutionsversuch, wird zusammen mit Brandler – beide werden dem rechten Lager zugerechnet – ins „Ehren-Exil" nach Moskau geschickt.

Thalheimer hält an der Sun-Yat-Sen-Universität Vorlesungen, bringt chinesischen Studenten Hegels Philosophie nahe, seine Sprachkenntnisse sind phänomenal. Neben seiner Muttersprache unterhält er sich fließend in englisch, französisch, russisch, spanisch, Latein, griechisch, hebräisch, arabisch, Sanskrit, er liest ohne Schwierigkeiten holländische und italienische Veröffentlichungen.

In akademischen Kreisen wird er als eine Autorität für Panini anerkannt. Panini war ein indischer Grammatiker, geboren im fünften oder vierten Jahrhundert v. Chr., er stellte in seinem aus acht Büchern bestehenden Lehrbuch – der ältesten erhaltenen Grammatik der Inder – in ungefähr 4000 Regeln die gesamte Sanskritsprache vollständig dar. Ein Genie aus Affaltrach, ein Schwabe, kennt diese Regeln besser als Millionen Inder!

Eine fast prophetische Analyse der faschistischen Gefahr entsteht 1928/29. Bergmann: „Die Faschismustheorie Thalheimers war die erste zu diesem schicksalschweren Thema, und sie bleibt die beste. Millionen Menschenleben, viele Kulturgüter, deutsche Städte und Dörfer, Deutschland selber, wären erhalten geblieben, wenn die Warnungen erhört worden wären."

Thalheimer, der eine Einheitsfront gegen die Nationalsozialisten fordert, sagt voraus: „Der neue deutsche Imperialismus bereitet sich für einen neuen imperialistischen Krieg vor."

Thalheimer warnt und klärt auf, während von vielen, auch von den Arbeiterparteien SPD und KPD, die Gefahr noch bagatellisiert wird. Vier Jahre vor Hitlers Machtübernahme schreibt Thalheimer, das „Ziel der faschistischen Konterrevolution" sei „die Beseitigung der bürgerlichen Demokratie". Thalheimer: „Dies schließt ein die

Aufhebung der Parlamente oder ihre Verwandlung in bloße Scheinparlamente; die Aufhebung der Versammlungsfreiheit, des Vereinsrechts; die Vernichtung der parlamentarischen Parteien oder ihre Umwandlung in vollständig vom Faschismus abhängige Bestandteile; die Vernichtung der proletarischen Massenorganisationen, vor allem der vom Staat unabhängigen Gewerkschaften."

Beschwichtigend wird noch immer vielerorts gesagt, der Faschismus deutscher Prägung werde sich nicht mit der aus Italien bekannten Brutalität aufführen. Thalheimer geht gegen diesen Selbstbetrug an. Nicht einmal vier Wochen nach der Machtübergabe an Hitler schreibt Thalheimer am 25. Februar 1933: „In einem Industrieland wie Deutschland kann sich der Faschismus nur an der Macht halten, wenn er ganze Arbeit macht. Der deutsche Faschismus wird sich kaum vier Jahre Zeit lassen, bis er die kommunistischen und sozialdemokratischen Organisationen vernichtet. Die Behauptung, ‚Deutschland ist nicht Italien', ist ein Betrug am Proletariat, das ihn teuer wird bezahlen müssen, wenn es an ihn glaubt."

Es kommt alles so, wie es Thalheimer beschrieben hat. Der weise Mann aus Affaltrach strebt nach einer Reform der Kommunistischen Internationale, verlangt die Eigenständigkeit aller kommunistischen Parteien, das Ende der sowjetischen Bevormundung. Er wird aus der KPdSU und aus der Komintern ausgeschlossen. 1928 gründet er mit Gesinnungsgenossen die KPD-Opposition, der er bis zum Verbot 1933 als führender Theoretiker angehört.


Preis 20 Pf. Erscheint wöchentlich Sonnabends

GEGEN DEN STROM

Organ der K. P. D. (Opposition)

Herausgegeben von A. Thalheimer, H. Brandler, J. Walcher, E. Hausen

Begründet von der K. P. D. Ortsgruppe Breslau (Opposition)

2. Jahrgang | Berlin, den 5. Januar 1929 | Nummer 1

Einer der Herausgeber der Wochenzeitung „Gegen den Strom", dem Organ der KPD-Opposition, war der aus Affaltrach stammende Jude August Thalheimer.

Unter einem Reichskanzler Hitler fürchtet Thalheimer um sein Leben. Er flüchtet mit Hilfe eines Uhren-Arbeiters aus Schwenningen, als die Nazis bereits zur Hatz auf die Linken geblasen haben, der kommunistische Bürgermeister von Straßburg schleust ihn über die Grenze.

In Frankreich muß die Familie mühselige Jahre überstehen, Cläre Thalheimer verrichtet Hausarbeit, August Thalheimer gibt Nachhilfe. Der Sohn Roy wurde zu norwegischen Freunden gebracht. Mit dem Vorrücken der deutschen Truppen beginnt für die getrennte Familie ein Schicksal, das sie mit tausenden aus dem Deutschen Reich geflüchteter Juden gemein hat: In der vermeintlichen Sicherheit werden sie von Menschenhassern eingeholt, in Frankreich wie in Norwegen.

August Thalheimer wird durch zehn Lager geschleppt, hält dort selbst unter primitivsten Verhältnissen noch Kurse über verschiedene Themen ab.

„Meine Frau Cläre wurde im Mai 1940 in Südfrankreich interniert. Nach der Niederlage Frankreichs fanden wir uns an einem kleinen Ort in der unbesetzten Zone Südfrankreichs wieder zusammen. Im September 1941 gelang es uns mit Hilfe amerikanischer Freunde nach Cuba zu kommen", schreibt er an seine Schwester Bertha, die das KZ Theresienstadt überlebt hat und nun in Stuttgart wohnt.

Die Tochter Sita geht mit nach Kuba; sie lebt zunächst als Malerin in Mexiko, heute in Texas/USA.

„Ich will unbedingt nächstes Jahr, vor dem Sommer hier weg. Sechs Jahre Tropenklima sind genug." In einem der letzten Briefe an seine Schwester Bertha wird so etwas wie Heimweh spürbar. August Thalheimer will die Wohnung an der Calle 21 im Viertel Vedado der kubanischen Hauptstadt Havanna verlassen, will zurück nach Deutschland, will als Lehrer arbeiten. „Ich stelle mir vor, daß durch die Naziherrschaft unter der jüngeren Generation ein kolossaler ideologischer Bruch eingetreten ist, ein Abreißen der Fäden der Tradition der Arbeiterbewegung im Allgemeinen, des Marxismus im Besonderen, und daß unsereiner da eine Arbeit leisten könnte, um die abgerissenen Fäden wieder anzuknüpfen und weiterzuführen. An diese Aufgabe habe ich während meines hiesigen Aufenthaltes ständig gedacht und auch dafür gearbeitet."

Jedoch: Thalheimer, der genau wußte, was auf ein Deutschland mit Hitler zukommen würde, irrt sich hier – er bemüht sich vergeblich, dem feucht-heißen Klima auf der Zuckerinsel, dem Freudenhaus der US-Reichen und amerikanischen Mafia-Bosse, den Rücken zu kehren. Keine der vier Besatzungsmächte will ihn ins Land lassen, in seine Heimat, die ihm am Herzen liegt. Thalheimer ist gefangen im Teufelskreis einer unerbittlichen Bürokratie: Ohne Anstellung keine Einreise, ohne Einreiseerlaubnis keine Arbeit; zu „Wohlverhalten" will er sich nicht verpflichten.

Am 19. September 1948 setzt der Tod den Bemühungen um Rückkehr ein Ende: Herzschlag. Nach dem Baden mit seiner Frau klagt Thalheimer, ein stets gesunder Mann, über Herzbeschwerden. Der konsultierte Arzt stellt eine falsche Diagnose. Ein eilig hinzugezogener Spezialist ist machtlos. Nach der berüchtigten Besserung verlangt August Thalheimer zu essen, bis seine Frau aus der Küche zurückkommt, ist er tot.

Kubanisches Gesetz verlangt, daß Leichen innerhalb von drei Stunden aus dem Haus sein müssen. Weil ein Taifun aufzieht, drängen Nachbarn auf sofortige Entfernung des Leichnams. Da auf dem offiziellen Friedhof die Bestattungsplätze unerschwinglich sind, wendet sich ein Freund an die jüdische Gemeinde. Bei 220 Dollar werden sie handelseinig.

Die Bestattung muß wegen des Hurrikans nochmals vorgezogen werden. Frau und Freunde können nicht mehr benachrichtigt werden. „Als die kleine Trauergemeinde auf dem 35 Kilometer außerhalb Havannas gelegenen Friedhof ankommt, bei Sturm und ungeheuren Regengüssen", hat ein Beobachter notiert, „war Thalheimer schon verscharrt."

Theodor Bergmann rückblickend: „Wie soviele bedeutende Schwaben und andere Deutsche wurde Thalheimer aus seinem Heimatland vertrieben und offiziell ausgehungert."

Thalheimer wurde dennoch eine Ehre zuteil, für die die Gemeinde Obersulm mit Bürgermeister Horst Finkbeiner und die Realschule mit Rektor Ernst Roller verantwortlich zeichnen: Anläßlich des 100. Geburtstags wurde zu einer Gedenkfeier eingeladen. Finkbeiner und Roller griffen nicht in die Schublade der Vorurteile, um das

Etikett „Kommunist" herauszuholen, sondern beurteilten die Bedeutung Thalheimers wertfrei.

Ob August Thalheimer ein „spinnerter Gelehrter" war oder ein „Außenseiter", wollte Bürgermeister Finkbeiner in seiner selbstgestellten Frage nicht beantworten. Er ließ aber keinen Zweifel an der Bedeutung des in Affaltrach geborenen Kaufmannssohnes aufkommen: „Er war ein Mann, der das politische Spektrum nach dem Ersten Weltkrieg mitgeprägt hat", er sei ein Mann gewesen, „der als einer der besten Theoretiker der kommunistischen Ideologie international bekannt wurde".

Thalheimer ist nach Ansicht des Bürgermeisters „mit der Geschichte unseres Landes eng verbunden – er ist selbst Geschichte geworden". Thalheimer reihe sich in die Galerie der schwäbischen Denker ein: „Wir müssen alles unternehmen, daß er nicht in Vergessenheit gerät."

Ein Jahr und einen Tag vor August Thalheimer erblickte seine Schwester Bertha das Licht der Affaltracher Welt. Die beiden verband nicht allein das Elternhaus, sie teilten politische Ansichten, standen sich ihr Leben lang persönlich nahe.

Bertha Thalheimer läßt sich im Realgymnasium, das eigentlich für Knaben bestimmt ist, unterrichten. 17jährig geht sie nach Berlin, studiert Nationalökonomie, findet Anschluß an die Arbeiterbewegung, tritt in die SPD ein und aus der jüdischen Gemeinde aus. Bertha Thalheimer fühlt sich zum linken Flügel der Sozialdemokraten hingezogen. Zu ihrem Freundeskreis gehören Rosa Luxemburg, Clara Zetkin, Franz Mehring. Sie schreibt für die von Clara Zetkin herausgegebene „Gleichheit" ebenso wie für die Zeitungen, in denen ihr Bruder als Redakteur arbeitet.

Sie gehört vor dem Ersten Weltkrieg dem Landesvorstand der württembergischen SPD an. 1915 und 1916 vertritt sie den Spartakus (und auch ihren Bruder, der nicht ausreisen darf) bei den Konferenzen der Kriegsgegner in Zimmerwald und im schweizerischen Kienthal. Zusammen mit Lenin tritt sie für die Gründung einer III. Internationale ein. 1917 wird Bertha Thalheimer wegen antimilitaristischer Tätigkeit verhaftet, ein Stuttgarter Gericht verurteilt sie 1918 wegen Hochverrats zu zwei Jahren Zuchthaus, sie wurde jedoch – vermutlich in der Novemberrevolution – befreit.

Wie ihr Bruder gehört Bertha Thalheimer zu den Gründungsmitgliedern der KPD. Wie ihr Bruder wurde sie 1929 aus der KPD ausgeschlossen, um sich anschließend in der KPD-Opposition zu engagieren.

1920 heiratete Bertha Thalheimer in Stuttgart den Mechaniker Karl Wilhelm Schöttle, der später ein eigenes Geschäft als Grossist für Tabakwaren aufbaute.

In dem 1983 von Helga Greling herausgegebenen Buch „Lehrstücke in Solidarität" steht über den weiteren Lebensweg: „Obwohl in Stuttgart recht bekannt, wurde Schöttle-Thalheimer nach der Machtergreifung der NSDAP nicht verhaftet. 1933 wurde sie geschieden. Ihren Lebensunterhalt verdiente sie, indem sie – vorwiegend unter Genossen – mit Kaffee handelte, daneben erhielt sie eine kleine Unterstützung von ihrem geschiedenen Mann. Seit 1935 unterlag Sch.-Th. als Jüdin den nationalsozialistischen Rassegesetzen und -bestimmungen. 1941 wurde sei in ein sog. Judenhaus eingewiesen und in einem Industriebetrieb, der für Wehrmachtsbedarf produzierte, dienstverpflichtet. 1943 in das KZ Theresienstadt deportiert, dort wurde sie Anfang 1945 von sowjetischen Truppen befreit."

Bertha Schöttle-Thalheimer, Mutter zweier Söhne, kehrte nach Stuttgart zurück, trat dort in die jüdische Gemeinde ein und wurde Mitglied der KPD, die sie 1948 wieder verließ. Sie ging zur „Gruppe Arbeiterpolitik", war mehrere Jahre verantwortlich für deren Zeitschrift. Sie starb am 23. April 1959.

Ich bin stolz auf meinen Vater

Roy Thalheimer: Erinnerungen eines Sohnes

Vor den Nazis wurde der Thalheimer-Sohn Roy, 1921 in Berlin geboren, in die norwegische Sicherheit gebracht. Als die Wehrmacht vorrückte, flüchtete Roy über den Umweg zum Vater in Paris nach London. Die Engländer schoben ihn, zusammen mit Hunder-

ten von Emigranten, wieder ab. Zwei Schiffe wurden beladen, eins mit Bestimmungsort Australien, ein anderes sollte Kanada ansteuern. Kanada wurde nie erreicht: Die Torpedos eines deutschen U-Bootes versenkten den Dampfer. Roy hatte Glück: Er war an Bord der „Dunera", die er in Australien verließ. Auch dort, der ehemaligen Insel für britische Sträflinge, wurde er interniert, dann zum Militär gerufen, wo er – wie einst der Vater – Gräben ausheben mußte. Roy Thalheimer, der Landschaftsgärtner werden wollte und in Australien Förster wurde, heiratete 1969. Seine Frau Marlene, genannt Polly, hat deutsche Vorfahren, sie ist Pfarrerin in fünf Kirchengemeinden. Roy Thalheimer kam zur Gedenkfeier für seinen Vater 51 Jahre nach der Flucht wieder nach Deutschland. Er erinnert sich:

„Ich habe meinen Vater nur sonntags gesehen. Er hat während der Woche gearbeitet, war Redakteur und ist erst spät nach Hause gekommen, gegen zwei Uhr morgens. Als er um 11 Uhr aufstand, war ich schon in die Schule gegangen. Sonntag war der Familientag. Wir gingen wandern, manchmal nahm er uns auch zu Vorträgen oder Arbeiterversammlungen mit.

Ohne meine Mutter hätte mein Vater nicht leben können. Für ihn gab es nur seine Arbeit, während sie sich um die Familie kümmerte. Er war ein Mann mit einem Ziel. Seine Arbeit hat er immer hundertprozentig, ja hundertzwanzigprozentig gemacht.

Meine Mutter hat zu Anfang auch Flugblätter verteilt, für die Revolution und für die Arbeiterräte. Sie ist zusammen mit Rosa Luxemburg ins Gefängnis gekommen.

Im Alter von drei Jahren bin ich nach Moskau gekommen. Wir wohnten im Hotel Lux. Dort waren verschiedene Leute aus der ganzen Welt, die alle mehr oder weniger so waren wie mein Vater. Aber daß mein Vater dort im Exil war, das habe ich erst vor ein paar Jahren erfahren.

Damals war Moskau nicht sehr groß, die Häuser waren aus Holz. Man mußte den ganzen Tag warten auf Brot und ein bißchen Butter. In den Hotels waren überall Wanzen, die Leute hatten Flöhe, auf der Straße bettelten die Kinder, die keine Eltern mehr hatten. Ein Kindermädchen hat uns jeden Tag mitgenommen zum Gorki-Park und zur Basilius-Kathedrale auf dem Roten Platz. Im Sommer sind wir in

eine Datscha, ein Ferienhaus, gezogen, wo wir zwei bis drei Monate blieben.

Ein paar Mal war ich auch im Kreml. Die Witwe von Lenin, Nadeschda Krupskaja, hat mich auf die Knie genommen, die hatte ja keine Kinder. Es war ungewöhnlich, daß Revolutionäre viele Kinder hatten. Dadurch hatten meine Eltern ja auch Schwierigkeiten bekommen. Es ist gut und schön, Revolutionär zu sein, aber wenn man Frau und Kinder hat, geht das nicht so leicht.

Ich bin stolz auf meinen Vater, weil er für seine Ideen gelebt hat. Auch wenn manchmal die Familie gelitten hat, ist es doch besser, einen Vater zu haben, auf den man stolz sein kann, als auf ein Schwein, das alles macht, was andere Leute sagen. Ich glaube, mein Vater starb für seine Idee, daß der Marxismus in Rußland nicht das Richtige war. Ich bin stolz auf meinen Vater, denn es ist alles geschehen, was er vorausgesagt hat, mit Hitler, mit Stalin."

„Wir haben uns der christlichen Umgebung angepaßt, weil das einfacher ist"

Interview mit einer Jüdin über Geschichte und Gebräuche

Im Stadt- und Landkreis Heilbronn leben heute zwischen 50 und 60 Juden. Nur die Kinder sind hier geboren. Eltern und Großeltern kamen nach Ende des „Dritten Reichs". Einstmals zahlenmäßig starke, wirtschaftlich, sozial und kulturell bedeutende jüdische Gemeinden existieren nicht mehr. Da und dort ein Friedhof, vielleicht eine gründlich für profane Zwecke umgebaute Synagoge.

Wie leben Juden heute im Unterland? Welches Verhältnis haben sie zur Religion, wie sind die Beziehungen mit ihren christlichen Nachbarn. Esther Engländer (Jahrgang 1948) aus Flein, Mutter dreier Söhne, verheiratet mit einem Israeli, gab Antworten auf diese (und andere) Fragen in einem Interview. In diesem Gespräch schilderte Frau Engländer vor allem auch jüdische Sitten und Gebräuche – von der Krippe bis zur Bahre; ebenso Feste und Feiertage.

Müssen bei einer jüdischen Geburt bestimmte Vorschriften beachtet werden?

Wenn ein Junge geboren wird, muß er innerhalb von acht Tagen beschnitten werden. Dazu gibt es spezielle Männer, die das Kind zu Hause beschneiden. Das wird in ganz großem Familienkreis gefeiert. Das Kind wird zuerst eingepackt, die Beine werden verbunden, dann wird die Vorhaut abgeschnitten. Das geht ruck-zuck, so schnell kann man gar nicht schauen. Das Kind merkt davon nichts.

Wer macht das?

Das macht ein Mann, der Mohel heißt. Der ist dafür ausgebildet. Er hat ein Messer, das nur für diesen Zweck verwendet wird. Er spricht dabei einen Segensspruch auf hebräisch. Den habe ich allerdings nie gelernt, weil dies ja auch mehr eine Männersache ist. Die Beschneidung ist ein großes Familienfest. Da kommt die ganze Verwandtschaft, manchmal reisen auch Freunde aus Israel an. Wir haben es hier im Hause gemacht. Ich habe drei Söhne in Heilbronn geboren, der Mohel kam immer aus Zürich.

Warum aus Zürich?

Weil es in Deutschland keinen Mohel mehr gibt, nur noch einen in Zürich, in Brüssel, in Brügge, Antwerpen und Amsterdam.

Was passiert bei Mädchen?

Beim Mädchen wird im Familienkreis gefeiert, es ist bei ihnen nicht so wichtig wie bei einem Jungen. Eine Geburt von einem Jungen ist viel wichtiger.

Warum? Hat der Mann im Judentum einen höheren Stellenwert?

Nein. Es gibt eben für einen Mann bestimmte Regeln, und ebenso Regeln für eine Frau im jüdischen Leben.

Wann bekommt das Kind seinen Namen?

Das Kind bekommt den Namen bei der Beschneidung. Die Beschneidung kommt ja von Abraham her, von der Geschichte Abrahams im Alten Testament. Er hat seinen Sohn beschneiden lassen zum Dank dafür, daß seine Frau ihm so spät noch einen Sohn geboren hat. Daher rührt die Tradition. Heute ist man so modern, daß man nach dem Gewicht des Kindes geht, und es nicht macht, wenn der Junge ein bestimmtes Gewicht noch nicht erreicht hat. Aber normalerweise macht man das immer in den ersten acht Tagen nach der Geburt, weil das Kind in dieser Zeit am wenigsten fühlt. In

diesen ersten acht Tagen ist die Blutzirkulation so, daß der Junge von der Beschneidung am wenigsten spürt.

Die nächste Etappe nach der Beschneidung ist die Bar-Mitzwa. Wann ist die, warum ist die, wie ist die?

Die Bar-Mitzwa ist bei Jungen mit 13 Jahren und bei Mädchen mit zwölf Jahren. Bei Mädchen heißt's Bat-Mitzwa, denn „Bat" heißt Mädchen, „Bar" heißt Junge. Die Bat-Mitzwa wird auch nicht so sehr hervorgehoben, obwohl man heute auch schon dazu übergeht, den Mädchen Ovationen in der Synagoge zu machen. Die Synagoge ist bekanntlich bei den Juden geteilt worden. Die Frauen sind oben, unten sind die Männer. Die Mädchen sagen manchmal eine „pracha", ein Gebet, in den Raum. Die Jungen müssen den Wochenabschnitt aus der Thora lesen. Es geht nach dem jüdischen Kalender, wobei der Tag für die Bar-Mitzwa nach dem jüdischen Geburtsdatum errechnet wird. Wenn der Sohn geboren oder beschnitten wird, bekommt man vom Mohel einen Zettel, auf dem dieses Geburtsdatum vermerkt ist; und danach richtet sich der Tag der Bar-Mitzwa. Die Bar-Mitzwa ist für den Jungen ein ganz, ganz besonderer Tag.

Weil er dadurch in die Gemeinschaft der Erwachsenen aufgenommen wird?

Ja, genau. Er wird praktisch zum Manne erklärt. Er hat dann dieselben Rechte und Pflichten eines Mannes dem Judentum, der Religion gegenüber.

Wie läuft so eine Feier ab?

Das fängt mit dem Gottesdienst am Sabbath in der Synagoge an. Der Junge bekommt einen Wochenabschnitt, den er wochenlang lernt. In der Thora, den fünf Büchern Moses, gibt es für jede Woche einen bestimmten Abschnitt. Die israelischen Kinder haben es dabei natürlich leichter, weil sie hebräisch lesen können. Der Abschnitt wird in einer Art Singsang vorgelesen, in einem monotonen Gesang. Mein Sohn lernt das von der Kassette auswendig. Es fällt ihm sehr schwer, er kann zwar hebräisch lesen, aber nicht so fließend, daß er es dann auch vorlesen könnte. Seit einem Jahr lernt er an seinem Abschnitt. Er wird bei der Bar-Mitzwa aufgerufen zur Thora. Danach wird gefeiert, wozu man Gäste einlädt; je nachdem, entweder zu Hause oder man mietet in einer Gaststätte einen großen Saal. Für mich ist es ein bedeutendes Fest. Ich tue es nur meinem

Vater zu Ehren. Mein Mann legt darauf keinen großen Wert.

Bekommt der Junge auch Geschenke wie dies bei einer christlichen Konfirmation üblich ist?

Natürlich, genau wie bei einer Konfirmation.

Und wie ist es bei Mädchen?

Bei Mädchen ist es vergleichbar. Doch für Mädchen ist der wichtigste Tag jener vor der Hochzeit, wenn es in die Mikwe geht. Mit diesem Ritualbad wird das Mädchen erst zur Frau erklärt. Sie darf nur heiraten, wenn sie in die Mikwe gegangen ist.

Wie wird die Hochzeit gefeiert?

Es gibt verschiedene Arten. Die ganz frommen Juden feiern die Hochzeit anders als liberale Juden. Ich habe in Israel geheiratet. Da wurde ein Baldachin aufgebaut, unter dem man vom Rabbiner getraut wird.

Gibt es denn kein Standesamt?

Nein, in Israel nicht. Aber Juden, die in Deutschland heiraten, müssen auch zum Standesamt, weil die kirchliche Trauung nicht anerkannt wird. Die Braut muß in der Synagoge den Mann umkreisen, sie wird von den Brautführern um den Bräutigam herumgeführt, dann reicht ihr der Bräutigam Wein, übergibt ihr den Ring und einen Heiratsvertrag. Bei den Juden macht man noch Heiratsverträge. Das ist Tradition. Das ist so etwas wie ein Kaufvertrag, bei dem eine bestimmte Summe eingetragen ist, wieviel der Mann für die Frau gegeben hat. Dann zerschlägt der Mann das Glas, was Glück bringen soll. Damit ist die Trauung beendet. Dann wird gefeiert. Bei den ganz frommen Juden tanzen die Männer separat und die Frauen separat. Bei meiner Hochzeit war das so wie bei einer christlichen Hochzeit auch. Die Gäste saßen im Saal, es wurde getanzt, alle waren fröhlich.

Was passiert, wenn ein Jude stirbt?

Zuerst muß man die rituelle Waschung machen. Es kommt darauf an, welchem Stamm der Verstorbene angehörte, ob er ein „Normaler", ein Israeli oder ein Levi war. Der Stamm ist entscheidend. Das muß auch beachtet werden, wenn entschieden werden muß, wo der Tote und wie er beerdigt wird. Ein Selbstmörder darf nicht auf demselben Platz beerdigt werden wie jemand, der eines natürlichen Todes gestorben ist.

Es stirbt also jemand eines normalen Todes in Deutschland, hier in Heilbronn – was dann?

In Heilbronn ist das ein Problem, weil wir keine eigene jüdische Gemeinde haben, wir gehören zur jüdischen Gemeinde in Stuttgart. Und die rituelle Waschung wird von den jüdischen Gemeindemitgliedern ausgeführt. Dafür stellt man sich freiwillig zur Verfügung.

Das ist keine Aufgabe der Angehörigen?

Nein, dafür kommen Frauen ins Haus. In Israel gibt es Beerdigungsinstitute, die haben Frauen für diese Sache; meistens sind es die Frauen von Rabbinern oder frommen Juden. In Deutschland ist es schwer, dafür jemand zu bekommen; die Frauen fürchten sich davor, weil sie so etwas noch nicht gemacht haben. Schließlich gibt es hier auch nicht soviele Sterbefälle. Und ältere Frauen, die die Waschung von früher her kennen, gibt es auch kaum. Ich zum Beispiel könnte das nie machen. Wenn jemand sterben würde und man würde von mir verlangen, daß ich zur Waschung kommen sollte, müßte ich absagen. Es gibt auch eine genaue Vorschrift, wie der Tote gewaschen und bekleidet werden muß.

Die Ordnung der Waschung:

Man wasche den ganzen Körper und den Kopf mit warmem Wasser, reinige ihn gut zwischen den Fingern und Zehen und überall, reibe seinen Kopf ab, kämme und schere sein Haupthaar, schneide seine Nägel an Händen und Füßen, man muß darauf achten, den Toten nicht auf sein Angesicht zu wenden, das wäre verächtlich, sondern neige ihn auf die eine Seite und dann auf die andere Seite. Nachdem man ihn gut gereinigt hat, gieße man neun Kab über ihn, das heißt, man stelle den Toten auf die Erde oder auf Stroh und gieße das Wasser auf seinen Kopf, daß es über den ganzen Körper hinunterlaufe.

Dann verrühre man ein Ei mit Wein zusammen; man verrühre das Ei in seiner Schale als Symbol, daß es ein Rad ist (des Menschen Geschick), das sich auf Erden dreht, (wo kein Wein vorhanden, nehme man Wasser) und wasche seinen Kopf.

Nachdem sie den Toten gewaschen, sollen sie ihn nicht an demselben Ort liegen lassen, an dem sie ihn gewaschen, sondern sollen ihn innerhalb des Hauses zur Tür hin legen; sie sollen das Brett nicht

umdrehen, auf dem sie ihn gewaschen, weil dabei eine Gefahr wäre. (Aus: Rabbi Schelomo Ganzfried, Kizzur Schulchan Aruch, Viktor Goldschmidt Verlag Basel, 1978)

Wo werden die Juden, die jetzt im Unterland leben, beerdigt?

Wenn einer in Heilbronn stirbt, wird er auf dem jüdischen Friedhof beerdigt.

Wäre die Bestattung auch auf einem christlichen Friedhof denkbar?

Nein, das geht nicht. Ich kann mir überhaupt nicht vorstellen, daß sich ein Jude auf einem christlichen Friedhof beerdigen ließe. In Deutschland muß man außerdem in einem Sarg beerdigt werden, während die Juden eigentlich nur in ihrem Tallit, dem Gebetstuch, in die Erde gelegt werden. Da wird das Grab ausgehoben, es wird mit Steinplatten ausgelegt, der eingewickelte Tote, ganz weiß umwickelt, wird hineingelegt. Der Tote wird wie eine Mumie beerdigt.

Leben Sie koscher?

Nein.

Warum nicht?

Ich bin nicht so religiös, daß ich koscher leben sollte. Ich finde, das ist eine übertriebene Tradition. Meine älteste Schwester hat nach Holland geheiratet, einen jüdischen Mann aus einer sehr religiösen Familie. Sie hält die Vorschriften teilweise ein. Es ist ja heute auch so, daß man nicht dieses poröse Tongeschirr hat wie unsere Vorväter, wo die Trennung von Fleisch und Milch nicht eingehalten werden kann. Heute benutzt man Porzellan, das ist glatt, das tut man einfach in die Spülmaschine, bei 70 Grad wird alles gereinigt. Das Geschirr ist sauber. Schon von daher ist es nicht notwendig, getrenntes Geschirr für Milchig und Fleischig zu benutzen.

Sie meinen, daß die 613 Ge- und Verbote nicht mehr zeitgemäß sind?

Ja, bestimmt. Und ich glaube auch, daß die frommen Juden diese Gesetze nur aus Tradition heraus einhalten. Da gibt es beispielsweise das Gebot „Du sollst am Sabbath ruhen und nicht arbeiten, auch kein Licht anzünden". Für mich ist Lichtanzünden keine Arbeit. Zu der Zeit, als dieses Gebot erlassen wurde, war das natürlich anders, da war's eine Arbeit. Aber heute drücke ich einfach auf einen Schalter. Fertig.

Was passiert in ihrem Haus am Freitagabend nach Sonnenuntergang?

Ich zünde Kerzen an. Ende des Monats bekomme ich von der jüdischen Gemeinde in Stuttgart eine Liste. Da wird beschrieben, wann man am Sabbath das Licht anzünden muß; auf dieser Liste sind Beginn und Ende des Sabbaths verzeichnet. Ich habe extra einen Leuchter für Sabbath. Die meisten Frauen zünden zwei Kerzen an, das ist eine individuelle Angelegenheit. Ich zünde fünf Kerzen an – für jedes Familienmitglied eine. So hat das auch meine Mutter gemacht. Das hat symbolische Bedeutung, vor allen Dingen für die Kinder, die wissen sollen, was in einem jüdischen Haushalt Brauch ist.

Was erinnert sonst noch an Sabbath? Gibt es ein Essen?

Mein Mann, der aus Israel stammt, legt darauf keinen großen Wert. Mir ist dies schon wichtiger, weil ich's von zu Hause so gewohnt bin. Das traditionelle Essen mag mein Mann nicht so gerne – gefillten Fisch, Hühnerbrühe mit Nudeln, gekochtes Huhn mit Meerrettich. Eigentlich ist der Tagesablauf an Sabbath wie bei Christen. Die Kerzen sind der einzige Unterschied. Sonst leben wir genauso wie andere deutsche Mitbürger. Auch in Israel machen's die jungen Leute so, und natürlich auch die älteren, die nicht religiös sind. Am Samstag geht mein Mann wie gewöhnlich zur Arbeit.

Dann ist für Sie der Feiertag in der Woche auch der Sonntag?

Ja, gezwungenermaßen. Wir haben uns der christlichen Umgebung angepaßt, weil das einfacher ist. Wir könnten das aber auch gar nicht anders machen. Es gibt in Heilbronn eine jüdische Familie, die streng koscher lebt. Die Frau war zwar Christin und übergetreten auf den jüdischen Glauben, dennoch leben beide streng nach der Tradition, essen auch nur koscheres Fleisch, halten Milchig und Fleischig auseinander, und die Kinder schicken sie samstags nicht zur Schule. Das koschere Fleisch ist so teuer, daß es für manchen Juden gar nicht erschwinglich ist. Man kann koscheres Fleisch in Frankfurt bekommen, es wird mit Trockeneis geliefert. Es ist nicht so schmackhaft wie normales Fleisch.

Für die Juden gibt es eine Reihe von Festen, die ihren Ursprung vor Jahrhunderten hatten. Welche Feste feiern Sie heute noch?

Wir feiern alle traditionellen jüdischen Feste bis auf den milchigen

Monat, in dem man nur Milchiges essen darf, zum Beispiel Milchreis. Das wurde bei uns nie eingehalten, mein Vater zwang uns nie dazu. Der ganz große Feiertag ist das Neujahrsfest, Rosch Ha-Schana. Wir fahren dann zur jüdischen Gemeinde nach Stuttgart. Dort wird gebetet, werden Früchte gegessen, spezielle Sachen, Honig mit Brot, damit das neue Jahr versüßt wird.

Dann kommt Jom Kippur ...

Den halte ich ganz besonders streng ein. Ich fahre dann auch nicht mit dem Auto. Das ist der höchste jüdische Feiertag – das Versöhnungsfest. An diesem Tag versöhnst du dich mit deinen Feinden, mit den Leuten, denen du etwas Böses angetan hast.

Geschieht dies nur in Gedanken oder gehen Sie zu den Leuten hin?

Das weiß ich nicht so genau, ich bin noch nicht in eine solche Situation gekommen. Man betet zu Gott, bittet um Vergebung für die Sünden, die man im Lauf des Jahres begangen hat, daß man ein Kind geschlagen hat zum Beispiel oder daß man nicht genug gebetet hat. Da gibt es viele verschiedene Kleinigkeiten, an die man an diesem Tag denkt, vor allem aber an die Toten. Es gibt auch strenge Gebote. In Israel läuft an diesem Tag überhaupt gar nichts. Am Abend vorher gibt es bei uns ein ganz festliches Mahl mit ausgesprochen jüdischen Speisen. Da gibt's gefillter Fisch, gehackte Leber mit Zwiebeln, Gallerite (Sülze aus Kalbsfuß), das sind alles Vorspeisen. Dannach reiche ich eine Suppe mit Nudeln oder Kreplach, das ist so wie Maultaschen, mit Fleisch gefüllt. Und dann gibt's eben Fleisch, es muß alles ganz festlich sein. Nach dem ausgiebigen Abendessen soll man sich der Andacht hingeben. Normalerweise ist man den ganzen Tag in der Synagoge. Ich fahre jedoch nicht nach Stuttgart, weil ich schließlich meine Familie nicht im Stich lassen kann.

Nach Jom Kippur kommt das Laubhüttenfest, das an den Auszug aus Ägypten erinnert ...

Das Laubhüttenfest können wir hier nicht feiern. Wir wollten feiern, doch wir hatten Angst, daß wir Schwierigkeiten mit den Nachbarn bekommen könnten, wenn man nämlich abends in der Laube feiert, ißt und singt, ist es automatisch laut.

Wie lange dauert das Laubhüttenfest?

Eine Woche lang ist man jeden Abend in der Laubhütte, der Sukka. Ich würde das sehr gerne machen, auch mit meinen Kindern

zusammen. Mein Garten ist dafür aber zu klein, um dreißig Personen reinzusetzen. Es werden soviele Leute, weil ich das Laubhüttenfest mit allen Juden Heilbronns feiern würde. Meine Schwester hat einen großen Garten, aber sie befürchtet eben Schwierigkeiten mit den Nachbarn. In Stuttgart wird die Sukka in der Synagoge gebaut. In der jüdischen Gemeinde ist ein Restaurant, wo man die Decke wegfahren kann, man muß nämlich unter freiem Himmel sitzen. Das Dach besteht aus Laub; weil es in Deutschland keine Palmen gibt, nimmt man eben Tannenreisig. An der Decke wird ein Gitter mit diesem Reisig durchsetzt, mit Äpfeln geschmückt, mit Girlanden, Lametta. Die Sukka wird kunterbunt.

Was ist Simchat Thora?

An jedem Sabbath wird ein Abschnitt aus der Thora gelesen. Wenn alles gelesen ist, wird die Thora wieder zurückgerollt. Daß man dieses Jahr schön überstanden hat, wird ein ganz großes Fest in der jüdischen Gemeinde gefeiert. Die Männer tanzen mit den Thora-Rollen. An die Kinder werden Bonbons verteilt. Es ist für jeden Mann eine Ehre, wenn er die Thora-Rolle tragen darf.

Und es gibt auch Chanukka.

Ja, das ist ein Lichtfest, an dem der neunarmige Leuchter, die Chanukka, angezündet wird. Das hat mit der Wiedereinweihung des Tempels nach dem Sieg über die Maccabäer zu tun. Damals brauchte man zur Reinigung des Tempels Licht. Alles, was man gefunden hat, war ein ganz kleines Krügchen Öl. Man war sicher, es würde für einen Tag reichen, aber nicht länger. Man hat dieses Öl angezündet und einen Wächter hingesetzt, der aufpassen sollte, das es nicht erlischt. Und siehe da, es hat acht Tage lang gebrannt. Der neunte Arm an diesem Leuchter symbolisiert den Schames, den Wächter. Am ersten Tag werden ein Licht und der Schames angezündet, am zweiten Tag die zweite Kerze und so weiter, bis alle acht Kerzen und der Schames brennen. Dann ist die Woche vorbei und die Kinder werden beschenkt. Die Chanukka-Woche wird gefeiert wie bei den Christen Weihnachten. Die Kinder bekommen Geschenke, in der jüdischen Gemeinde gibt's Aufführungen, Theaterstücke. Wenn wir Chanukka in Stuttgart feiern, zünden wir Fackeln an. Das Licht steht für einen leidenden Juden, eines für die Kriege in Israel, für die Naziopfer, für die Opfer in Ägypten. Jedes Licht steht für ein Leid.

Wenn die Feierlichkeiten zu Ende sind, werden die Kerzen ausgeblasen; das ist nicht so wie bei Sabbathkerzen, die allein runterbrennen müssen.

Wie wird Purim gefeiert?

Das Purim-Fest ist zum Gedenken an Königin Esther, die mit dem König Ahasveros in Persien verheiratet war. Ein Minister namens Haman wollte den König dazu bringen, daß er alle in Persien lebenden Juden töten lassen sollte. Da ging Esther zu ihrem Herrscher, der nicht wußte, daß sie Jüdin war, und sagte, wenn du das jüdische Volk vernichten willst, dann mußt du mich auch ermorden, denn ich bin auch aus diesem Stamme. Daraufhin hat der König ein Gesetz erlassen, daß den Juden nichts getan werden dürfe. Das ist die Geschichte, die man den Kindern erzählt. Die Kinder verkleiden sich an diesem Tag, manchmal auch die Erwachsenen. In Israel wird das wie hier Fasching gefeiert. Die Leute maskieren sich, tanzen auf den Straßen, freuen sich, daß man dem Haman eins auswischen konnte.

Als Dank für die Befreiung aus ägyptischer Knechtschaft wird Pessach gefeiert, das oftmals mit dem christlichen Ostern gleichgesetzt wird.

Pessach hat auch mit Ostern zu tun. Das Abendmahl, das an Ostern stattfindet, entspricht unserem Pessachmahl. Bei den Christen sagt man, Jesus nahm mit den Jüngern das Abendmahl ein und brach das Brot. Was er da gebrochen hat, das waren Matzen, dieses ungesäuerte Brot. Die Kreuzigung Jesus war an Pessach. Wir laden Fremde ein zum Pessach, und es ist eine Ehre, wenn Leute von der Straße eingeladen werden. Schon Wochen vor dem Fest wird die ganze Wohnung geputzt, damit ja bestimmt kein Krümel Brot irgendwo in den Ecken ist. Da sitzt die ganze Familie zusammen, der Vater hat den traditionellen Pessach-Teller mit Kräutern und Speisen, die an den Auszug aus Ägypten erinnern: Angebratenes Ei, Salzwasser für die Tränen, Knochen, bittere Kräuter für das Leid, Äpfel, Nüsse, Meerrettich. Der Abend ist der Sederabend. Seder heißt Ordnung. Ordnung deshalb, weil die Juden damals alles zusammengepackt haben. Am Ende des Gebets macht man die Haustüre auf und wartet auf den Messias. Und am Ende des Sederabends sagt man: „Nächstes Jahr in Jerusalem." Das sagt man

auch, wenn man ins Ausland fährt. Den Sederabend halte ich streng ein. Es ist schön, wenn die ganze Familie zusammensitzt, wenn Freunde oder Verwandte dabei sind. Letztes Jahr hatten wir Gäste aus Israel. Wir waren zehn Ehepaare mit Kindern. Wir sind nach Zermatt in die Schweiz gefahren, haben uns in einem Hotel einen großen Saal gemietet, um den Sederabend abzuhalten. Wir hatten große Schwierigkeiten, weil wir doch ein bestimmtes Essen brauchten. Und es war schwer, den Leuten klarzumachen, warum und weshalb wir es brauchten. Es war eine Katastrophe. Wir haben uns aber doch noch durchgesetzt. Wir hatten unsere Matzen mitgebracht, auch den Wein. Den Sederteller hatte ich schon zu Hause vorbereitet. Es ist doch noch toll, ganz toll geworden.

An Pessach bricht man immer ein Stück von der Matze ab, um die Gewürze darauf zu geben. Man verteilt die Stücke an die anderen Leute. Das erste Stück versteckt der Vater immer. Und das Kind, das es findet, darf sich etwas wünschen. Dieses Matzenstück wird das ganze Jahr über aufgehoben, ehe es am Ende mit dem gesäuerten Brot verbrannt wird. Wie ich schon sagte, muß alles gesäuerte Brot aus dem Haus. Da wird alles aus den Schränken herausgerissen, alles wird gewaschen. Bei ganz frommen Juden werden sogar neue Tapeten aufgeklebt. An Pessach kommt bei mir kein Brot ins Haus. Die Kinder nehmen Matzen mit in die Schule. Das sieht aus wie Knäckebrot. Wenn ich dies gemacht hätte, als ich zur Schule ging, wäre es eine Katastrophe geworden. Aber heute interessiert dies gar niemand, es fällt auch nicht auf. Es ist einfach eine neue Art von Brot.

Wie halten Sie es mit Weihnachten?

An Weihnachten bekommen meine Kinder, wie auch an Ostern, ihr Geschenk, damit sie keinen Ärger haben. Sie wollen diese Geschenke, weil alle anderen etwas bekommen. Die Kinder erzählen doch sofort, was sie Schönes haben und deshalb wäre es für jüdische Kinder sehr schwer, darauf verzichten zu müssen. Wenn sie aber älter sind, so mit zwölf Jahren, begreifen sie dies. Auch an Nikolaus bekommen sie ihren „Weihnachtsmann", sie wissen, daß dies nichts mit unserer Religion zu tun hat. Meine Nichte ist in Amsterdam aufgewachsen, sie kennt dies alles nicht, weil in ihrer Umgebung viele Juden sind. Sie geht in eine jüdische Schule, sie war

in einem jüdischen Kindergarten, sie lebt in einem jüdischen Viertel. Mit Weihnachten und Ostern wurde sie nicht konfrontiert.

Bedauern Sie, daß Sie sich so anpassen müssen?

Ich bedauere nur, daß meine Religion nicht so akzeptiert wird, wie ich die anderen Religionen akzeptiere. Es gibt viele Christen, die über die Traditionen im Judentum lachen. Diese Leute sagen oft nur: Die Juden waren Halsabschneider, die waren immer Geldverleiher. Ja und? Warum waren sie denn Geldverleiher? Weil es ihnen auferlegt wurde! Sie durften doch gar keinen anderen Beruf ausüben als diesen ganz speziellen. Sie durften ja nur Handel treiben im Mittelalter. Sie hatten keine andere Wahl. Und sie konnten demnach auch gar nichts anderes. Und deshalb sind die Juden immer aufgefallen. Genauso wie sie heute auffallen, weil viele Juden Barbetriebe und Nachtlokale haben.

Was Sie über die Bars sagen, trifft auch auf Heilbronn zu. Worauf ist dies zurückzuführen?

1958/59 ist mein Vater nach Heilbronn gekommen. Wir sind aus Schlesien geflüchtet – in ein Auffanglager in Ostfriesland, dann kamen wir nach Aurich. Papiere hatte mein Vater längst nicht mehr, alles verbrannt. Doch er mußte nachweisen, woher er kommt. Unterlagen – Fehlanzeige! Bis er dann wieder eingebürgert war, die Nachweise erbrachte, daß er deutschstämmig ist, im Konzentrationslager war und all das, das hat gedauert. An seiner tätowierten Nummer auf dem Arm konnten sie sehen, daß er im KZ gewesen war. Von Aurich aus ist mein Vater in ganz Deutschland herumgefahren, hat Arbeit gesucht. Als er ins KZ geschleppt wurde, war er noch jung, er hatte nur Rabbiner gelernt, ausgelernt aber hat er nicht. Da wurde ihm gesagt, daß in Heilbronn ein Jude sei, der sein Lokal verkaufen wolle. So kam er also nach Heilbronn, mit dem Lokal wußte er nichts anzufangen. Wir Kinder durften nie dorthin gehen. Das war bei uns zu Hause ganz streng, wie überhaupt die ganze Erziehung. Das Geschäft hat er trotzdem gekauft.

Haben Sie sich jetzt arrangiert mit den Lebensbedingungen hier?

Als Kind habe ich mich nie getraut zu sagen, daß ich Jüdin bin. Heute kann man das schon sagen, aber im gleichen Moment fühlt man eine Distanz. Die Person, der ich das gesagt habe, schreckt zurück. Das spüre ich, und es kommt sehr oft vor.

Das ist aber sicherlich keine negative Haltung. Viele wissen nicht, wie sie reagieren sollen.

Wenn ich sage, ich fahre nach Israel in Urlaub, erwidern manche: „Ach, Sie fahren wieder in ihre Heimat." Das gibt mir einen Stich. Für mich ist Israel nicht meine Heimat, für mich ist Israel ein jüdischer Staat, wo ich immer hingehen kann. Aber für mich ist Deutschland meine Heimat. Ich bin hier geboren. Mein Vater hätte ja überall hingehen können, nach Kanada, nach Israel. Aber er konnte ja die Sprache nicht. Das ist das ganze Problem. Wenn Sie heute einen älteren Juden fragen, warum bist du wieder nach Deutschland gekommen nach dem Krieg, nach all dem, was du erleiden mußtest – und was sagt er dann? Wo soll ich denn hin? Ich kann doch nur deutsch sprechen! Wenn Herr F. in Heilbronn spazieren geht, dann sagt er, jetzt gehe ich mal meine Verwandtschaft besuchen. Dabei hat er keine Verwandtschaft mehr, hat keine Freunde, außer den paar Juden, die hier leben. Die Straße, die Bäume, die Häuser – das ist seine Verwandtschaft. Es ist schmerzlich, wenn man nicht als gleichwertiger Mensch anerkannt wird. Wenn ich in einer Gesellschaft bin, merke ich, daß die Leute ganz anders reden, weil ich eine Jüdin bin.

Aber ist dies nicht ein Zeichen dafür, daß man auf keinen Fall etwas falsch machen möchte?

Warum geben sich diese Menschen dann nicht ganz natürlich? So wie sie wirklich sind? Ich war früher mal heimlich in einem Club, was mein Vater nie erlaubt hätte. Da war ein junger Mann, er war schon angeheitert, hat bei sich noch eine Party gegeben. Alle sind hingegangen, sie haben gesagt: „Du kommst doch mit, Esther!". Ich wollte nicht, weil ich nicht eingeladen war. Sie haben mich trotzdem mitgeschleppt. Wir machten die Tür auf, und das erste, was der Kerl sagte, war: „Müssen denn die Juden überall sein?!" Sie hätten mal sehen sollen, wie alle aufgeschreckt sind. Ich habe darüber lachen müssen. Für mich war es natürlich, daß er seine Meinung sagte. Aber es gab der Stimmung einen Knacks. Es kam keine Stimmung mehr auf. Sie fühlten sich peinlich berührt. Ich meine eben, wenn einer so frei etwas sagt, ist es viel besser. Die meisten fangen doch immer an, wie schrecklich alles gewesen sei. Sie wundern sich fast, daß ich überhaupt lebe. Und das ist das Schlimme. Das berührt mich viel

mehr, als wenn einer sagt, daß sein Bruder bei einem Juden gearbeitet hat und von ihm ausgenommen worden ist. Wenn das stimmt, daß der Mann so war, soll man es ruhig sagen. Wieviele Juden haben denn andrerseits bei Christen gearbeitet und haben es dort schrecklich gehabt?

Als im Fernsehen eine Serie über ein jüdisches Mädchen kam, sagte mein damals achtjähriger Sohn plötzlich zum Zwölfjährigen: „Judenfurz, was willst du hier!" Als ich fragte, woher er diesen Ausdruck habe, antwortete er, seine Spielkameraden sagten dies schon eine ganze Weile. Zwei Tage später kam er heulend nach Hause – die Kinder hatten „Saujude", zu ihm gesagt. Unsere Kinder wissen nichts vom Dritten Reich, wir wollen sie damit nicht belasten. Was sie von der Umwelt mitbekommen, das reicht vollkommen.

„Unfaßbar, daß ein Land so enttäuschen kann!"

Ein Gespräch mit Rose Hirschheimer aus Lehren

„Ich hatte nur noch einen Gedanken: Weg, nichts wie weg, ganz schnell raus aus Lehrensteinsfeld!" 1964 kehrte Rose Hirschheimer als Varda Selberg in jenes Dorf zurück, in dem sie am 13. Oktober 1909 als Tochter des Viehhändlers Wolf Hirschheimer geboren wurde. „Es war für mich viel zu schwer dort", blickt Varda Selberg zurück beim Gespräch in ihrer Wohnung in Haifa.

Kinderschule hieß damals jene Einrichtung, die heute die Aufgaben eines Kindergartens erfüllen könnte. „Wir waren dort schon mit dem Krieg beschäftigt, alle Bilderbücher handelten vom Weltkrieg, und natürlich war unsere Sache, die Sache der Deutschen gerecht." Die Kinder mußten Laub aufsammeln, falls für das Vieh das Stroh nicht reichte. Die Kinder mußten Bucheckern aus den Wäldern holen, Unterricht war eher nebensächlich, mußte doch aus den Bucheckern dringend benötigtes Öl gepreßt werden. Kleine Stoffreste wurden verteilt, die Fetzen sollten in ihre Bestandteile zerlegt werden. Mit den Fäden wurden für die tapfer kämpfenden Soldaten

an der Front Kopfkissen gefüllt. Kinder wurden für die Rüstung eingespannt.

Ihr Elternhaus war „ein schönes Haus, es war sehr gepflegt und davor war ein Garten". Der Vater betrieb einen florierenden Viehhandel. „Jeder, mit dem er zu tun hatte, war zufrieden." In einem großen Stall standen die Kühe, Kälber wurden selber großgezogen. Da war noch die Landwirtschaft, in der sich Wolf Hirschheimer stets fortschrittlich gab. „Er hat viel gelesen, hat die Felder so bepflanzt, wie es beschrieben wurde, er hat sehr viel ausprobiert." Er sei sicher einer der modernsten Landwirte seiner Generation gewesen, glaubt die Tochter. „Er war mit allem so eng verbunden."

Und die Kinder – Varda (zu deutsch Rose) hatte noch zwei Schwestern – mußten stets fleißig mithelfen. „Wenn wir nach Hause gekommen sind, hat die Mutter gefragt, für wie lange wir zu lernen haben. Dann wurde die Arbeit verteilt: Du kümmerst dich um die Hühner, du tust das. Jede hat irgend etwas gemacht. Sehr häufig hat mein Vater die Kühe gemolken. Wir hatten auch noch einen Knecht, manchmal noch eine weitere Hilfe, wenn viel Vieh im Stall war. Es war ganz unmöglich, all das ohne Hilfe zu bewirtschaften. Wir Kinder waren dauernd mit eingeschaltet. Wenn die Kartoffeln geerntet wurden, mußte man mitgehen, mußte auflesen oder raushacken. Ich konnte auch melken, alles. Wir standen nicht tatenlos daneben, trotzdem waren wir die Besten in der Klasse – trotz des frühen Aufstehens, trotz dieser schweren, schweren Kinderzeit."

Die kleine Rose hat Schreiben und Lesen und Rechnen in der Lehrensteinsfelder Volksschule gelernt, nachdem sie in der Kinderschule von Schwester Albertine selbst an Weihnachten beim Krippenspiel eifrig und laut mitgesungen hatte. „Das war ganz normal, dabei hat sich niemand etwas gedacht." Wenn man sonst alle Tage alle Lieder mitgesungen hat, warum dann nicht an diesem Tag?! „Die Eltern hatten nichts dagegen, deshalb waren wir trotzdem überzeugte jüdische Kinder." Die zehnjährige Rose mußte in aller Herrgottsfrühe aus den Federn. Viertel nach fünf hatte sie das Haus zu verlassen, wenn sie rechtzeitig in Ellhofen sein wollte, um auf den Zug zu springen, der sie nach Heilbronn brachte. Nach Heilbronn, wo sie die Realschule für Mädchen an der Turmstraße besuchte. „Unsere Mutter stand mit uns auf, hat für uns das Früh-

stück gerichtet, hat uns die Haare gebürstet, sie ließ uns nicht weggehen, bevor die Haare gebürstet waren, das war ihr heilig."

In stockfinsterer Nacht wurde das Kind auf den Weg geschickt. Eine kleine Laterne sollte helfen, daß sie sich zurechtfinden konnte. „Am Anfang hatte ich Angst, da hat meine Mutter gesagt, du brauchst keine Angst zu haben, der liebe Gott ist immer bei dir, wo du auch bist, ob es dunkel ist oder hell." Es hat geholfen. Roses Mutter macht, auf einem Foto, einen sehr sympathischen Eindruck, eine nette, wohl auch lebhafte Frau, die Sophie Hirschheimer, geborene Henle. Im Dorf hat man sie überall „die Mutter" genannt, ganz gleich ob Juden oder Christen. „Sie war so beliebt, sie war eine prächtige Frau", die Tochter ist noch heute begeistert. Konnte sie denn auch streng sein? „O ja, sehr sogar. Sie konnte nichts durchgehen lassen." Am Sabbath, am Freitagabend, setzte sich Sophie Hirschheimer ans Klavier. „Wir haben sehr viel Musik gemacht, haben sehr viel gesungen."

Die silberne Hochzeit der Eltern wird zu einem einschneidenden Erlebnis. Rose Hirschheimer ist mittlerweile in Frankreich, gibt als Au-pair-Mädchen in einem christlichen Haushalt den Kindern Deutschunterricht. „Das war meine größte Niederlage, ich konnte doch dort nicht mehr richtig deutsch sprechen, weil ich mich stets sehr rasch an meine Umgebung gewöhne und die Sprache spreche, die alle sprechen. Mein Deutsch war künstlich, das war aber nicht der Zweck der Sache, ganz normal sollte ich den beiden Kindern Deutsch beibringen. Da habe ich eben mit ihnen gesungen, sie haben eine Menge Lieder gelernt."

Es ist das Jahr 1933. Hitler hat die Macht übernommen. Sabbath in Lehrensteinsfeld. Es klopft an die Tür. „Braun angezogene Leute kamen herein", SA vermutet die aus Frankreich angereiste Tochter. „Sie wollten den Vater abholen, wir haben es nicht erlaubt. Wir fragten nach Papieren, sie hatten keine." Die Töchter – Roses Schwester war aus England gekommen – wollen einen schriftlichen Beweis dafür, daß alles mit rechten Dingen zugeht. „Nur wenn Sie mir schriftlich vorweisen können, daß mein Vater mitgehen muß wird er mitgehen", beharrt Rose. Es passiere doch soviel, da wolle man schon vorsichtig sein. Die Uniformierten staunen: „Wir haben

da nichts zu sagen. Wir haben unsere Befehle. Er muß mit." Rose will telefonieren, will den Namen des Vorgesetzten – „dann werden wir ja hören, ob es wahr ist, was Sie sagen".

Einer der erzürnten Schergen hält ihr eine Pistole vors Gesicht. „Du kannst natürlich schießen", sagt sie ruhig, „wenn das jetzt so üblich ist, daß man auf junge Mädchen schießt. Das ist ja wunderbar!" Und, fügte sie hinzu, „ich kann mir gar nicht vorstellen, daß das jemand billigen könnte."

Die couragierte junge Dame kann nicht fassen, was in ihrem Elternhaus vorgeht. „Da kommt man aus Frankreich, wo man sein Land, sein Deutschland, verteidigt hat gegen alle Verleumdungen – und dann dies!" Nie werde sie vergessen, meint sie heute, was innerhalb von anderthalb Jahren aus Deutschland geworden sei. Die Handlanger der neuen Machthaber fühlen sich zusehends unwohler. Mit solchem Widerstand haben sie nicht gerechnet, sie, die gewohnt sind, mit brutaler Gewalt vorzugehen, die nicht reden, nicht lange fackeln, die zupacken, zuschlagen. „Es ist ihnen sehr unbequem geworden, daß da jemand den Mut hat, mit ihnen zu diskutieren." Sie seien beschämt durch ihr Benehmen, hat die unerschrockene Tochter beobachtet. „Plötzlich sind sie wieder Menschen geworden, waren nicht mehr länger diese nichtdenkenden Wesen. Sie sind hinausgegangen, sie wollten sich nicht mehr schämen müssen vor uns." Im Flur werden noch Milchtöpfe zerbrochen.

Rose Hirschheimer hat nach der Mittleren Reife in Heilbronn gewechselt auf das Fröbel-Seminar in Stuttgart, wo sie das Staatsexamen als Kindergärtnerin abgelegt hat. Es folgte ein Praktikum in Berlin in einem Heim für schwer erziehbare Kinder. Eine Stellung in einem Kindergarten konnte sie nicht mehr bekommen: „Man hat einfach keine jüdischen Kindergärtnerinnen mehr engagiert. Das war eine große Enttäuschung, denn wenn man einen Beruf erlernt, will man ihn doch auch ausüben." Rose erzog in einem jüdischen Haushalt in Leipzig fünf Kinder, nachdem deren Mutter erkrankte. „Eine fantastische Familie in jeder Beziehung, jedes der fünf Kinder begabt. Es war wunderbar, ich bin noch heute mit ihnen in Verbindung. Stellen Sie sich vor, dabei ist das schon fünfzig Jahre her!"

In dieser Situation, die Tag für Tag aussichtsloser wurde, hatten Rose und ihre Schwester eine Idee: „Wir wollten aus unserem

Elternhaus ein internationales Kinderheim machen, um spätere Kriege zu vermeiden. Wenn man sich kennenlernt, wenn man sich schätzt und Freundschaften schließt, wird man nicht mehr aufeinander schießen." Sie wollten sich darauf vorbereiten: Rose reiste nach Paris, die Schwester, eine Lehrerin, ging nach England. Aus dem Plan wurde nichts. Ein kurzer Traum mit einem bösen Erwachen. Der Alltag sollte zum Alptraum werden. „Heute kommt mir das vor wie eine Farce. Es war eine Utopie."

Jedes Jahr besuchte Rose ihre Eltern. „Ich habe um das Leben meiner Eltern Angst gehabt, von Anfang an." Dennoch hat sie gehofft, „daß die deutsche Ehrlichkeit siegt. Sie hat aber nicht gesiegt". Im stillen hat sie den Glauben nicht aufgeben wollen, „daß die Leute zur Vernunft kommen werden".

Ihr Vater, Wolf Hirschheimer, hatte niemals, nicht eine Sekunde, für möglich gehalten, daß das, was noch passieren sollte, jemals sich ereignen könnte. „Er hat immer gesagt, ich habe doch Auszeichnungen vom Ersten Weltkrieg, ich bin doch ein hiesiger Bürger. Niemand wird irgendetwas gegen mich unternehmen, denn das ist nicht möglich in Deutschland."

Der Vater war noch nationaler als nationale Deutsche. „Wir sind in dem Geist erzogen worden, Deutschland zu verehren, Deutschland allzeit hochzuhalten, Deutschland sei ein fantastisches Land mit hoher Ethik. Wir sind mit Idealen aufgewachsen, daß man sich nicht vorstellen konnte, daß so etwas kommen könnte wie Hitler – das war unfaßbar, unfaßbar! Unfaßbar, daß ein Land so enttäuschen kann, daß ein Land nicht das Land ist, an das wir geglaubt haben, die ganzen Kinderjahre hindurch. Deutschland – ein Land, das wir verehrt und geliebt haben."

Die Deutschen sind Herdenmenschen. „Das habe ich in unserem kleinen Dorf so stark empfunden. Es war 1933, irgend so ein Tag der Nationalsozialisten. Im März. Da haben die einen Umzug gemacht, und die Leute, die ich alle persönlich kannte, also normale Menschen, nichts Besonderes, in keiner Richtung etwas Besonderes, Durchschnittsleute mit den üblichen Mängeln und Vorzügen, sie sind plötzlich alle marschiert. Leute, die ich kannte, sind durch das Dorf marschiert und haben sich aufgespielt. Das war, als ob irgendetwas in ihrem Denken zerstört gewesen wäre. Wie kann man sich

plötzlich nur so verändern!? Es war traurig. Es kam mir alles vor wie eine Schafherde, die man treibt, wo jeder Angst hat, wenn er aus der Reihe geht, daß ihm eventuell etwas passieren kann. Sie haben Angst gehabt. Einer vor dem andern. Sie haben sich mißtraut. Einer dem andern. Was da passiert ist, ist eine Art Verrücktheit, eine Anomalie des Denkens."

1938. November. Die Nacht des Terrors. Das Hirschheimer'sche Haus wird demoliert, die Einrichtung wird zerschlagen. Wolf Hirschheimer und seine Frau fliehen nach Heilbronn. „In ein kleines Zimmerchen". Der Vater ist „sehr deprimiert". Die im gleichen Jahr nach Palästina ausgewanderte Schwester beschafft eine Einwanderungserlaubnis. Die Eltern sollten 1939 nachkommen. 14 Tage vor der Ausreise stirbt Wolf Hirschheimer: Lungenentzündung. „Ich glaube, er war sehr zufrieden, nicht mehr weiterleben zu müssen. Für ihn wäre es unmöglich gewesen, irgendwo anders zu leben als in Deutschland. Mein Vater und viele, viele andere wie er konnten nicht glauben, daß dieses Deutschland nicht mehr ihr Deutschland ist, sonst hätten sie sich früher gerettet."

Mit der jüngsten Tochter, gerade 16 Jahre alt, gelangt Sophie Hirschheimer nach Shavei Zion, jene Siedlung, die von schwäbischen Juden 1938 wenige Kilometer nördlich von Naharija aufgebaut worden ist. Erst 1945 kommt Rose Hirschheimer dorthin.

Am 16. Mai 1940 wurden die deutschen Juden, die in Frankreich lebten, abgeschoben. Im Oktober des gleichen Jahres rollen die Transporte mit Tausenden von badischen Juden nach Südfrankreich: Endstation Gurs. „Dabei waren auch Verwandte von mir, von unseren nächsten Verwandten, Geschwister meiner Eltern, Vettern und Cousinen. 24 meiner Verwandten sind verschleppt worden, sind umgekommen."

Rose Hirschheimer muß die unerträglichen Zustände in dem Lager in den Pyrenäen nicht lange erdulden. „Meine Freunde haben mich herausgeholt. Dann habe ich bei einem Pastor gewohnt. Er und seine Frau waren rührend. Sie haben immer Gottesdienst abgehalten am Abend, und wenn ich dabei war, haben sie ein Thema aus dem Alten Testament gewählt, damit ich teilnehmen konnte. Bis heute bin ich ihnen dankbar dafür. Die Franzosen waren wunderbar.

Wenn ich heute noch am Leben bin, so wirklich nur durch sehr viele anständige Menschen dort." Neue Heimat Israel: „Die Entscheidung war klar: Ich bin als Jüdin geboren, und ich werde in einem Land leben, wo nur Juden leben, falls es so etwas gibt. Und ich werde jüdische Kinder erziehen, keine anderen."

Die Sprache kannte sie nicht. „Also mußte ich irgend etwas machen, wo ich arbeiten konnte, ohne viel zu sprechen. Da ich Rot-Kreuz-Schwester war in Frankreich, bekam ich einen Platz in einem Kinderheim, wo Kinder von Einwanderern waren, und vor allem solche Kinder, deren Eltern deportiert worden waren. Nach und nach habe ich sprechen gelernt, erst nur einige Wörter, dann habe ich mir Bücher gekauft."

Nach ihrer Heirat kümmert sich Varda Selberg um 140 Kinder von Einwanderern in einer landwirtschaftlichen Schule zusammen mit ihrem Mann. „Er war ein wunderbarer Erzieher, wir haben uns sehr, sehr gut verstanden." Eine „sehr schöne Arbeit" sei es gewesen. „Da waren auch Kinder aus dem Konzentrationslager Buchenwald, es war sehr schwer, denen wieder Vertrauen ins Leben beizubringen, ja es war beinahe unmöglich. Die konnten überhaupt nicht mehr glauben."

Varda Selberg, seit 1980 Witwe, träumt manchmal „von meinen Eltern, vielleicht auch von unserem Elternhaus". Die Erinnerung ist allgegenwärtig. „Wir haben so ein schönes Zuhause gehabt." In Haifa, 2800 Kilometer entfernt von Lehrensteinsfeld, denkt Varda Selberg zurück. „Süddeutschland – das ist doch ein liebliches Land, ist so schön."

Zurückkommen allerdings fällt ihr schwer, sehr schwer. „Da muß ich noch an mir arbeiten. Nur wenn ich verzeihen will, kann ich die Einladung der Stadt Heilbronn annehmen." Zu stark ist die Enttäuschung, „daß so etwas passieren kann, daß man Jahre, seine ganze Jugendzeit an die Höhe eines Charakters glaubt, an das Wertvolle eines Landes, und daß dann alles in Trümmer zerfällt".

„Ich verlange nur", sagt Frau Selberg, „ich verlange nur, daß jemand ein Mensch ist, ein normaler Mensch mit normalen Gefühlen und dem Bestreben, gerecht zu sein, gerecht zu denken, jedem sein Recht zu geben und auf das eigene nicht zu verzichten."

Wo der Tod eine Gnade war

Vom Schloß in Eschenau ins Ghetto von Theresienstadt

Eschenau: „Gemeinde II. Classe mit Marktgerechtigkeit, 981 Einwohner, worunter 3 nach Affaltrach eingepfarrte Katholiken und 95 Israeliten mit eigener Synagoge", ist der „Beschreibung des Oberamtes Weinsberg" aus dem Jahr 1861 zu entnehmen.

In der jüdischen Geschichtsschreibung spielt Eschenau im Unterland im 17. Jahrhundert eine klitzekleine Rolle. „In Eschenau sind zwischen 1660 und 1671 einige Juden nachweisbar", hat der Amateurhistoriker Heinrich Noller (Jahrgang 1909) herausgefunden, „sie sind wegen des sehr strengen Moserschen Regimentes jedoch bald abgewandert." Kaum einhundert Jahre später haben sich neun jüdische Familien niedergelassen. Sie bezahlten sechs Gulden und 30 Kreuzer, um von der Belastung der Einquartierung, von Botengängen und Frondiensten befreit zu sein.

Der kleine Weinort am Fuß der Löwensteiner Berge war dazu auserkoren, bei der nationalsozialistischen „Endlösung" eine Zwischenstation auf dem Weg zum Massenmord zu werden. Rollten bereits die mit Juden vollgestopften Viehwaggons in Richtung Osten, in die Gaskammern, in die Konzentrationslager, war beabsichtigt, auch die Altersheime „judenfrei" zu machen. So wurden Sammellager für betagte Juden eingerichtet – in Oberstotzingen (Kreis Heidenheim), in den größeren Judengemeinden Haigerloch, Buttenhausen, Jebenhausen und im Eschenauer Schloß.

Das vermutlich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts erbaute und um 1745 renovierte Schloß gehörte Alexander Freiherr von Bernus, der es nach dem Ersten Weltkrieg erworben hat. Die SS hat das Gebäude beschlagnahmt, um darin Juden einzuquartieren. Freiherr von Bernus, ein Dichter, berichtete dem Journalisten Hans Franke in einem Brief vom 25. Juni 1961:

„Das Stuttgarter Jüdische Altersheim wurde auf Anordnung der höheren SS-Führung evakuiert. Ich fuhr mit drei Mann der SA und SS im Auto von Stuttgart aus nach Eschenau. Als ich hörte, es handele

sich um fast 100 Menschen und alte Leute, wagte ich die schüchterne Einwendung, es sei doch eigentlich grausam, soviele Menschen in dem doch nicht besonders großen Schlosse zusammenzupferchen. Hierauf gab mir der eine der SA-Männer (ein junger hassenswerter Kerl) die Antwort: ‚Es geht schon! Die sind sooo klein', dabei streckte er den Arm in etwa Stuhlhöhe aus. ‚Die fressen einem aus der Hand!' Ich habe diesen Satz nie vergessen, auch nie die Gebärde dieser Kanaille.

Bei der Besichtigung ergab sich natürlich, daß ‚übergenug Platz zur Unterbringung vorhanden' sei."

Bei einem weiteren Besuch erörtert von Bernus zusammen mit dem Stuttgarter Professor Guggenheimer die mögliche Unterbringung:

„Ich stellte Guggenheimer einen Teil des jetzigen Schloßgartens zur Verfügung, damit sich die alten Leute Gemüse usw. ziehen könnten. Ob sie davon Gebrauch gemacht haben bzw. überhaupt davon Gebrauch machen durften, entzieht sich meiner Kenntnis, da ich dann nicht mehr nach Schloß Eschenau gekommen bin, bis sämtliche Insassen abtransportiert wurden. Tun konnte ich selbst für die alten Leute gar nichts, leider, als mit dem damaligen Bürgermeister Winter sprechen und ihm die Leute ans Herz legen. Wird kaum etwas genützt haben."

Während Hans Franke anhand von Listen 87 Bewohner dieses Zwangsaltersheims gezählt hat, schätzte Heinrich Noller deren Zahl auf „mindestens 110". Nollers Erkenntnisse:

„Um die Jahreswende 1941/42, in dem sibirisch kalten Kriegswinter, wurden mindestens 110, meist ältere Juden, vorwiegend Insassen des Stuttgarter israelitischen Altersheims, in das leerstehende Eschenauer Schloß umquartiert, das notdürftig als Unterkunft eingerichtet wurde. Der Zweck der Durchgangsstation ist klar, man konnte mit ihr die Insassen leichter überwachen, außerdem ließen sich auf diese Weise eventuelle Spuren und unliebsame Tatsachen besser verwischen. Natürlich wurde gleichzeitig auch ein besonders fanatischer Landjäger namens Koch nach Eschenau kommandiert. Es hat ja von jeher solche erbärmlichen Henker- und Landsknechtsnaturen gegeben, die für gutes Geld die Schmutzarbeit der Schreibtischmörder verrichtet haben."

Von „qualvollem Zusammenleben" berichtet Heinrich Noller. Allein die Versorgung mit Lebensmitteln sei ein großes Problem gewesen.

„Zur Ehre der Eschenauer muß gesagt werden, daß diese Juden von ihnen kaum belästigt wurden. Einige wenige Familien ließen ihnen manchmal heimlich etwas Lebensmittel und notwendige Gebrauchsgegenstände zukommen."

Einige Juden strengte die Fahrt nach Eschenau bereits derart an, daß sie sie nicht überlebten. Insgesamt sind 11 Insassen der Sammelstation auf dem Affaltracher Friedhof begraben. „Selbst die Beerdigung war noch mit Schikanen verbunden", hat Heinrich Noller erfahren, „bis sich ein Eschenauer Junggeselle bereit erklärte, den Transport der Toten mit seinem Einspänner zu übernehmen." Noller weiter:

„Anfang April 1942 erkrankte die über 80jährige jüdische Krankenschwester des Altersheims, Hannchen Kirchhausen, an Blinddarmentzündung. In ganz Heilbronn war kein Arzt bereit, aus Furcht vor Repressalien, diese Frau zu operieren, die ihr ganzes Leben der Pflege und Betreuung ihrer Mitmenschen gewidmet hatte; sie ist an dieser Krankheit gestorben. Den Insassen des Altersheims ist es noch gelungen, in Dankbarkeit ihrer langjährigen Pflegerin einen Grabstein setzen zu lassen. Aus heutiger Sicht muß dieser Tod sogar als eine Gnade des Himmels betrachtet werden."

Am 22. August 1942 wurden die Eschenauer Juden mit einem großen Transport nach Theresienstadt verfrachtet. Der kleine Festungsort – tschechisch Terezin – war am 24. November 1941 in ein großes Ghetto umgewandelt worden. Dorthin wurden bis 1945 Juden deportiert. Dieses Ghetto wurde von Hitler für propagandistische Zwecke vordergründig aufpoliert: „Der Führer schenkt den Juden eine Stadt" war ein Film betitelt, der die Betrachter glauben machen sollte, die Juden führten ein wohlbehütetes, sorgenloses Leben. Da die Deportationen noch immer als „Arbeitseinsätze" ausgegeben wurden, bekam Theresienstadt das Etikett „Altersghetto", da niemand glauben konnte, daß 70-, 80jährige beim Bau von Straßen, in Steinbrüchen arbeiteten.

Die nach der Kaiserin Maria Theresia benannte Festung am Ufer der Eger, nördlich von Prag, war alsbald rettungslos überfüllt. Wo

zuvor weniger als 10000 Menschen gewohnt hatten, waren 60000 eingesperrt. Wieder mußten Güterwagen bestiegen werden. Von den insgesamt 141000 Menschen, die nach Theresienstadt kamen, fanden 33500 an Ort und Stelle den Tod, über 80000 wurden nach dem Osten deportiert. In Theresienstadt, im internen NS-Sprachgebrauch als „Propagandalager" eingestuft, herrschten schwer zu beschreibende Zustände. „Die Leute kamen bereits vollkommen erschöpft, vollkommen kraftlos, halbtot an", berichteten Augenzeugen. „Es herrschte furchtbarer Hunger, wir hatten kein Wasser, um uns zu waschen. Es gab keinerlei hygienische Vorkehrungen. Die Leute starben an Hunger und Ruhr. Hungrige Menschen kämpften in den Kartoffelschalen um eine etwa übriggebliebene Kartoffel. Auf die Leichenwagen stürzten sich Dutzende von Leuten, um Brotkrumen zu finden. Zuweilen waren dies hervorragende und ehrenhafte Persönlichkeiten, frühere Professoren, Wissenschaftler, Geschäftsleute und Millionäre."

Aus dem Eschenauer Schloß kamen:

Jette Bamberger, geborene Feldenheimer (18. 11. 1855, Heilbronn), gestorben in Theresienstadt am 4. September 1942.

Clara Baumann (16. 3. 1863, Heilbronn), gestorben in Theresienstadt am 20. 2. 1943.

Heinrich Bissinger (8. 3. 1861, Heilbronn), am 29. 9. 1942 „in den Osten" verschleppt.

Anna Blum, geborene Grünwald (3. 8. 1870, Stuttgart), weiterverschleppt am 23. 9. 1942 ins Arbeitslager Maly Trostinec bei Minsk.

Max Brandenburger (21. 1. 1867, Rottweil), gestorben in Theresienstadt am 6. 9. 1942.

Regina Danziger, geborene Baumann (17. 8. 1859, Stuttgart), gestorben in Theresienstadt am 7. 9. 1942.

Simon Einstein (19. 2. 1863, Stuttgart), gestorben in Theresienstadt am 4. 10. 1942.

Helene Eisig, geborene Rosenthal (18. 6. 1865, Stuttgart), gestorben in Theresienstadt am 4. 9. 1942.

Max Elsas (10. 3. 1858, Ludwigsburg), gestorben in Theresienstadt am 30. 9. 1942.

Arthur Essinger (28. 3. 1857, Stuttgart), gestorben in Theresienstadt am 28. 11. 1942.

Sophie Frank, geborene Arnstein (4. 4. 1867, Stuttgart), gestorben in Theresienstadt am 5. 9. 1942.

Johanna Frey (12. 7. 1872, Göppingen), gestorben in Theresienstadt am 5. 9. 1942.

Edith Goldschmidt, geborene Weil (4. 9. 1873, Stuttgart), gestorben in Theresienstadt am 13. 9. 1942.

Flora Haarburger, geborene Kaufmann (21. 6. 1868, Stuttgart), gestorben in Theresienstadt am 13. 9. 1942.

Max Hänlein (19. 4. 1864), verschleppt nach Maly Trostinec am 26. 9. 1942.

Fanny Heimann (20. 6. 1870, Schwäbisch Gmünd), gestorben in Theresienstadt am 11. 9. 1942.

Rosalie Hellmann, geborene Stahlberg (15. 7. 1861, Stuttgart), verschleppt nach Maly Trostinec am 26. 9. 1942.

Gella Hess, geborene Reis (28. 3. 1866, Stuttgart), gestorben in Theresienstadt am 12. 4. 1943.

Hedwig Hirsch, geborene Hofheimer (6. 9. 1875, Stuttgart), verschleppt nach Maly Trostinec am 26. 9. 1942.

Max Hirsch (30. 8. 1859, Göppingen), gestorben in Theresienstadt am 29. 8. 1942.

Rosalie Hirsch (15. 1. 1875, Stuttgart), gestorben in Theresienstadt am 29. 8. 1943.

Julius Kahn (30. 7. 1870, Stuttgart), gestorben in Theresienstadt am 30. 5. 1943.

Jette Königsberger, geborene Gutmann (16. 6. 1869, Stuttgart), gestorben in Theresienstadt am 25. 12. 1942.

Josefine Kroner, geborene Loewendahl (17. 12. 1861, Stuttgart), gestorben in Theresienstadt am 23. 9. 1942.

Ruth Kusiel (13. 11. 1919, Künzelsau), gestorben in Auschwitz am 16. 5. 1944.

Mina Lämle, geborene Maier (5. 3. 1870, Stuttgart), gestorben in Theresienstadt am 16. 9. 1942.

Klara Landauer, geborene Fröhlich (19. 9. 1853, Rexingen), gestorben in Theresienstadt am 28. 6. 1943.

Sigmund Lasar (3. 6. 1876, Freudental), verschleppt nach Maly Trostinec am 26. 9. 1942.

Emil Löwe (21. 2. 1863, Stuttgart), gestorben in Theresienstadt am 16. 1. 1943.

Auguste Löwenthal, geborene Erlebacher (28. 1. 1870, Talheim), gestorben in Theresienstadt am 18. 2. 1943.

Rosa Löwenthal (25. 8. 1902, Talheim), gestorben in Auschwitz am 29. 1. 1943.

Emma Macholl, geborene Löwenthal (19. 8. 1877, Stuttgart), verschleppt ins Lager Izbica (60 Kilometer östlich von Lublin) am 26. 4. 1942.

Regine Marx, geborene Haugewitz (15. 2. 1866, Freudental), gestorben in Theresienstadt am 10. 12. 1942.

Julie Moos, geborene Hirsch (13. 7. 1871, Buchau), gestorben in Theresienstadt am 1. 6. 1943.

Helene Nördlinger, geborene Schluchterer (27. 1. 1862, Stuttgart), verschleppt nach Maly Trostinec am 29. 9. 1942.

Julchen Ottenheimer, geborene Kaufmann (12. 2. 1867, Bonfeld), gestorben in Theresienstadt am 4. 10. 1943.

Albert Pressburger (9. 4. 1866, Horb), gestorben in Theresienstadt am 2. 10. 1942.

Bertha Reif, geborene Neuhäuser (6. 2. 1866, Stuttgart), verschleppt nach Maly Trostinec am 26. 9. 1942.

Max Reiss (20. 11. 1874, Stuttgart), verschleppt nach Maly Trostinec am 29. 9. 1942.

Rosalie Reiss, geborene Fried (9. 3. 1878, Stuttgart), gestorben in Theresienstadt am 2. 9. 1942.

Heinrich Richheimer (15. 3. 1861, Stuttgart), gestorben in Theresienstadt am 25. 11. 1942.

Samuel Rosenberg (29. 12. 1869, Heilbronn), verschleppt nach Maly Trostinec am 26. 9. 1942.

Wilhelm Rothschild (31. 7. 1859, Stuttgart), gestorben in Theresienstadt am 24. 8. 1942.

Betty Schmal, geborene Oberdorfer (25. 6. 1874, Laupheim), gestorben in Theresienstadt am 30. 9. 1943.

Helene Simon, geborene Hirsch (3. 6. 1863, Göppingen), gestorben in Theresienstadt am 8. 9. 1942.

Benjamin Stern (7. 9. 1862, Michelbach), verschleppt nach Maly Trostinec am 23. 9. 1942.

David Stern (6. 6. 1869, Niederstetten), gestorben in Theresienstadt am 9. 9. 1942.

Friederike Stern, geborene Weiss (23. 10. 1869, Heilbronn), verschleppt nach Maly Trostinec am 26. 8. 1942.

Jenny Stern, geborene Hauser (6. 12. 1868, Niederstetten), verschleppt nach Maly Trostinec am 23. 9. 1942.

Jette Stern, geborene Schloss (9. 4. 1860, Braunsbach), gestorben in Theresienstadt am 23. 8. 1942.

Lena Stern, geborene Schloßberger (19. 12. 1863, Olnhausen), gestorben in Theresienstadt am 8. 9. 1942.

Richard Stern (14. 10. 1871, Heilbronn), gestorben in Theresienstadt am 5. 9. 1942.

Anna Strauss, geborene Steppacher (7. 4. 1860, Stuttgart), gestorben in Theresienstadt am 30. 8. 1942.

Ida Strauss, geborene Englau (18. 11. 1854, Stuttgart), gestorben in Theresienstadt am 3. 10. 1942.

Lina Strauss, geborene Henle (9. 1. 1868, Öhringen), gestorben in Theresienstadt am 8. 9. 1942.

Berta Sussmann, geborene Kahn (27. 3. 1859, Stuttgart), gestorben in Theresienstadt am 2. 9. 1942.

Helene Veit (27. 1. 1867, Stuttgart), gestorben in Theresienstadt am 4. 9. 1942.

Emma Vogel, geborene Sauer (29. 6. 1869, Heilbronn), gestorben in Theresienstadt am 4. 9. 1942.

David Vollweiler (25. 7. 1878, Heilbronn), gestorben in Auschwitz am 28. 10. 1944.

Gretel Vollweiler, geborene Tannhauser (26. 3. 1883, Heilbronn), gestorben in Auschwitz am 28. 10. 1944.

Jeanette Weissburger, geborene Weisburger (17. 10. 1876, Mergentheim), verschleppt nach Maly Trostinec am 26. 9. 1942.

Gala Wertheimer, geborene Lämle (8. 9. 1857, Stuttgart), gestorben in Theresienstadt am 8. 9. 1942.

Mathilde Wolf (19. 9. 1872, Schwäbisch Hall), verschleppt nach Maly Trostinec am 26. 9. 1942.

Hermann Würzburger (29. 3. 1857, Stuttgart), gestorben in Theresienstadt am 10. 10. 1942.

Fanny Zimmern, geborene Alexander (22. 3. 1855, Stuttgart), gestorben in Theresienstadt am 13. 9. 1942.

Meier Rosenstein (9. 3. 1867), gestorben in Theresienstadt am 24. 6. 1943.

Luise Wolf, geborene Mendel (23. 4. 1863), gestorben in Theresienstadt am 7. 9. 1942.

Isaak van der Wyk (11. 6. 1907), gestorben in Auschwitz am 16. 5. 1944.

Die Zusammenstellung, die nicht vollständig ist, und nur die erfaßt, die umgekommen sind, zeigt deutlich, daß die meisten Verschleppten bereits ein hohes Alter erreicht hatten. Sie zeigt auch, daß viele den Transport nach Theresienstadt nur um wenige Tage überlebten. Für Gala Wertheimer dürfte der Tod an ihrem 85. Geburtstag einer Erlösung gleichgekommen sein.

Neben diesen Juden aus dem Eschenauer Schloß wurden an jenem 22. August 1942 neun Bürger aus Olnhausen (die meisten waren zuvor in das Schloß von Oberstotzingen/Kreis Heidenheim eingesperrt), fünf aus Oedheim, vier aus Talheim, drei aus Bonfeld, jeweils zwei aus Massenbach, Bad Friedrichshall, Affaltrach und Weinsberg, je einer aus Bad Wimpfen, Neckarsulm, Stebbach, Zaberfeld und Heinsheim nach Theresienstadt gebracht.

Der Eschenauer Chronist Heinrich Noller erinnert sich:

„Nach Kriegsschluß tauchte im Sommer 1945 ein amerikanischer Oberst in Eschenau auf, der seine jüdischen Eltern, die ins hiesige Schloß umquartiert worden waren, ausfindig machen und womöglich noch retten wollte. Diese Eltern waren sehr vermögend (man redete von einem Vermögen von einer Million Mark) und hatten zuvor in ihrer Stuttgarter Wohnung eine christliche Haushaltshilfe aus der Gegend von Mühlacker beschäftigt gehabt. Nur dem Umstand, daß diese frühere Hausgehilfin dem Sohn ihrer früheren Dienstherrschaft über die Eschenauer im allgemeinen ein zufriedenstellendes Zeugnis ausstellen konnte, hatten es diese nun zu verdanken, daß der Ort wegen der Einquartierung der Juden keine größeren Repressalien zu erdulden hatte. Das Dienstmädchen hatte von den Nazis wegen ihrer

Arbeit in diesem Judenhaus selbst größere Schikanen erdulden müssen, ihrer Dienstherrschaft aber ein gutes Andenken bewahrt und sie einigemale im Eschenauer Schloß besucht.“

Ein Schlußstrich ist gezogen. Mit zwölf Möbelwagen Inventar waren die Juden gekommen, mit fünf Kilogramm Handgepäck wurden sie wieder hinausgetrieben.

„Wie ein Höllenhund“, weiß Heinrich Noller, *„bewachte der Landjäger Koch den armseligen Trupp und verfrachtete ihn in Güterwagen der Eisenbahn. Wieder einmal war Rechtlosigkeit, Vermögensplünderung und Mundtotmachung durchexerziert worden, nur daß diesmal das ‚Volk‘ diese Maßnahme nicht gutgeheißen hat.“*

Am Eschenauer Schloß erinnert keine Tafel an dieses Kapitel deutscher Geschichte. „Eine Tafel?“ Obersulms Bürgermeister Horst Finkbeiner (Jahrgang 1933) wundert, sich, „daran hat noch kein Mensch gedacht“.

Ein kleines Dorf in den Pyrenäen wird zum Wartesaal für Auschwitz

Die Deportation badischer Juden nach Südfrankreich

Jette und Hedwig Wertheimer, Mutter und Tochter, besitzen ein Kolonialwarengeschäft in Gemmingen. Ein Laden wie es viele vielerorts gibt, fast ein kleines Kaufhaus, vollgepackt mit allem, was die Hausfrau im Alltag benötigt. „Wenn man etwas gebraucht hat, ist man halt geschwind hinübergelaufen und hat's geholt.“ Frida Ebert (Jahrgang 1913) kann sich noch gut vorstellen, wie sie – ein kleines Mädchen – in das Lädchen gelaufen ist, um zu holen, was ihr die Mutter aufgetragen hatte.

Man schreibt den 22. Oktober 1940. Ein Dienstag. Hitlers Wehrmacht hat in der Westoffensive Frankreich überrollt. Die Volksempfänger schreien Siegesstimmung ins „Reich“.

Zwei Männer, Polizisten, stiefeln durch Gemmingen. Sie gucken nicht rechts, schauen nicht links. Geradewegs steuern sie mit wichtigen Schritten auf das Wertheimer'sche Kolonialwarengeschäft an

der Bahnhofstraße zu. Die Frauen, die sich vor dem Gasthaus „Deutscher Hof" die interessanten Neuigkeiten aus dem Dorf mitteilen, haben ihre Unterhaltung unterbrochen. Sie ahnen, was in dem Laden vor sich geht. Je länger die beiden Männer dort drin sind, desto unruhiger werden die Frauen draußen.

Was im Laden passiert, läßt sich rekonstruieren. Jette und Hedwig Wertheimer wird mitgeteilt, daß sie mitkommen müssen. Sie sollen sofort einen Koffer packen. „Ich hatte Mitleid mit den beiden alten Frauen", sagt Frida Ebert heute.

Die Ladentür geht auf. Mutter und Tochter kommen heraus, Arm in Arm, links und rechts ein Polizist. „Das ist aber nicht recht, wenn man die Leute so behandelt", sagt Frida Ebert zu den anderen Frauen. Eine aus der Gruppe zischt: „Sei still, wenn sie's hören, nehmen sie dich auch noch mit."

Die junge Frau rennt auf dem kürzesten Weg nach Hause. Sie erzählt der Mutter, was soeben passiert ist. „Das ist allerhand", sagt die Mutter.

„Aber was hat man denn schon machen wollen?" fragt Frida Ebert heute, 44 Jahre danach.

„Wir konnten doch gar nichts dagegen unternehmen." Die betagte Dame (Jahrgang 1909) kann die Tränen beim Gedanken an die Deportation im Jahr 1940 nicht zurückhalten. Am Fenster stehend, von einem Vorhang verborgen, beobachtete sie zusammen mit ihrem Mann, wie die Juden von Berwangen zusammengetrieben wurden.

Vor dem Rathaus stand ein Lastwagen. Juden wurden aus den Häusern an der Badersgasse geholt. Die Badersgasse – sie wurde in Berwangen oftmals (manchmal noch heute) „die Judengasse" genannt. „Die Gerda Frank hat noch zu meiner Mutter gesagt: ‚Wiedersehen, Luise!' Und wir haben geweint."

Es sollte aber kein Wiedersehen mehr geben.

Gerda Frank (geboren am 26. Mai 1910) wurde abtransportiert mit ihrer Mutter Sophie Frank, geborene Kahn (29. November 1864). Sie wußten damals nicht, was mit ihnen geschehen würde. Sie wußten nicht, daß sie am 10. August 1942 in die Gaskammern des Vernichtungslagers Auschwitz gejagt würden.

Die Frau hinter dem Fenster im Erdgeschoß des Eckhauses

mußte zusehen, wie ihre Freundin Elsa Gutmann gehen mußte. „Die Els hat so einen Seesack gehabt, den hat sie mitgeschleift." Sie hat auch Aron Weil (geboren 29. April 1864) gesehen – „der hat bloß einen Teppich über dem Arm gehabt und so ein kleines Köfferle".

Mit Freunden saß Arno Hagenbuch (Jahrgang 1931) auf der Steinmauer vor dem Haus seiner Großeltern in Stebbach: „Plötzlich fuhr ein Lastwagen vor. Die zwei älteren Judenfrauen aus dem vorderen Gebäude wurden verladen, so wie man Vieh verlädt. Vielleicht haben sie die Frauen auch auf den Wagen geworfen, weil sie ziemlich gebrechlich waren und es den Aufsehern nicht schnell genug gegangen ist. Ich habe meinen Großvater gefragt, was das bedeuten soll, mir war klar, daß etwas Schlimmes passiert ist. Ich saß da wie vom Donner gerührt."

Der Gauleiter von Baden, Robert Wagner, hat sich ein Ziel gesteckt. Innerhalb kürzester Zeit soll Baden „judenfrei" sei. Der am 13. Oktober 1895 in Lindach bei Eberbach geborene Reichsstatthalter ist ein ehrgeiziger Mensch, in dessen nationalsozialistischem Gedankengut die Menschlichkeit keinen Platz hat. Seit 8. August 1940 ist er Chef der Zivilverwaltung für das Elsaß, er wird in die Geschichte eingehen als der „Henker des Elsaß". Er läßt seine Greifertrupps ganze Arbeit leisten: In Baden, auch in der angrenzenden Pfalz, werden die Juden aus den Häusern geholt. 100 Reichsmark dürfen sie einstecken, dürfen 30 Kilogramm Gepäck mitnehmen. Neun Züge verlassen den Karlsruher Bahnhof abends um sieben Uhr. 15000 Juden insgesamt, 5617 aus Baden, werden weggeschafft. Wohin? Das wissen sie nicht. Sie stellen aber bald fast mit Erleichterung fest: Es geht nicht nach Osten, es geht zunächst nach Westen, dann nach Süden. Nach zwei Nächten und zwei Tagen halten die Züge. Es regnet in Strömen.

Viele glauben, nun werde alles gut. Der Transport war eine Qual. Eingepfercht, nichts zu essen, nichts zu trinken, verzweifelt angesichts der Ungewißheit.

Oloron heißt die Endstation. Lastwagen bringen die Juden in das Dörfchen Gurs. Dort werden sie in einer Barackenstadt einquartiert, getrennt nach Geschlecht. Zwei Kilometer abseits des Dorfes stehen diese Behausungen, ursprünglich errichtet zur Internierung

von republikanischen Spaniern und Kämpfern der Interbrigaden. Wo eigentlich 30 Menschen untergebracht werden könnten, werden nun 60 eingeschlossen. Darunter auch die Juden aus den badischen Ortschaften, die heute zum Landkreis Heilbronn gehören. Für 37 von ihnen wird dieses Lager in Gurs ein Wartesaal für das Konzentrationslager Auschwitz.

Mit systematischer Rücksichtslosigkeit wurden Juden aus 14 Unterländer Gemeinden auf die Lastwagen verladen. Aus Schluchtern: Auguste Bauernfreund, geborene Erlebacher (7. 6. 1866), Fanny Kirchhausen (8. 3. 1886), Josef Kirchhausen (20. 2. 1888), Karoline Kirchhausen, geborene Oppenheimer (24. 8. 1852), Sali Kirchhausen (16. 12. 1904), Sara Kirchhausen, geborene Hochherr (14. 9. 1868), Siegfried Kirchhausen (26. 5. 1881), Therese Kirchhausen, geborene Mutert (30. 7. 1866), Elise Vollweiler, geborene Maier (14. 6. 1889), Ludwig Vollweiler (9. 4. 1877).

Aus Eppingen: Hannelore Billigheimer (28. 10. 1929), Ingrid Billigheimer (5. 9. 1929), Irma Billigheimer, geborene Hochherr (27. 4. 1901), Kurt Billigheimer (20. 7. 1897), Elsa Dreifuss, geborene Wertheimer (7. 4. 1886), Adele Ettlinger (22. 3. 1882), Sally Kirchheimer (16. 5. 1884), Hilda Reiss (17. 11. 1898), Berta Siegel, geborene Fürth (9. 7. 1873), Simon Siegel (4. 6. 1866), Elka Bravmann, geborene Ettlinger (29. 3. 1892), Julius Bravmann (2. 8. 1894).

Aus Obergimpern: Johanna Dreyfuß (31. 12. 1888), David Grombacher (8. 9. 1876), Flora Grombacher, geborene Dreifuß (13. 9. 1886), Emma Weinberger, geborene Katzauer (24. 8. 1866).

Aus Richen: Betty Eppsteiner (9. 7. 1882).

Aus Grombach: Isak Federgrün (10. 7. 1876), Ida Strauss, geborene Zwang (21. 8. 1875), Julius Strauss (31. 10. 1887), Martha Strauss (13. 10. 1919).

Aus Berwangen: Gerda Frank (26. 5. 1910), Sophie Frank, geborene Kahn (29. 11. 1864), Aron Kirchheimer (31. 12. 1866), Flora Kirchheimer, geborene Herbst (13. 4. 1907), Sally Kirchheimer (3. 12. 1894), Zerline Kirchheimer, geborene Manasse, Aron Weil (24. 9. 1864).

Aus Wollenberg: Frieda Kahn, geborene Oppenheimer (21. 1. 1886) Salomon Kahn (9. 5. 1882), Sidonie Löbmann, geborene Marx

(25. 8. 1888), Erna Reis (8. 7. 1905), Theodor Reis (19. 3. 1928), Cilli Steineberg, geborene Thalheimer (7. 1. 1867), Julius Steineberg (1. 5. 1868).

Aus Gemmingen: Klara Kaufmann, geborene Oppenheimer (7. 6. 1886), Ida Oppenheimer (22. 1. 1893), Betty Oppenheimer (16. 8. 1896), Berta Oppenheimer, geborene Kahn (12. 10. 1864), Johanna Ottenheimer, geborene Mayer (24. 8. 1868), Sigmund Ottenheimer (10. 1. 1902), Sofie Ottenheimer (29. 5. 1874).

Aus Ittlingen: Frieda Ladenburger (5. 10. 1886), Josef Ladenburger (12. 3. 1883), Sofie Ladenburger, geborene Herz (18. 6. 1888), Emma Wimpfheimer, geborene Wimpfheimer (17. 8. 1896), Max Wimpfheimer (21. 11. 1879), Moritz Wimpfheimer (29. 11. 1879), Rudolfine Wimpfheimer, Therese Wimpfheimer, geborene Weil (21. 5. 1855), Johanna Weinschenk, geborene Wimpfheimer (11. 11. 1886).

Aus Heinsheim: Hedwig Freudenthaler, geborene Ottenheimer (19. 2. 1883), Moses Ottenheimer (3. 5. 1861), Natalie Ottenheimer, geborene Würzweiler (29. 11. 1861).

Aus Bonfeld: Ferdinand Ottenheimer (28. 8. 1883), Frieda Ottenheimer, geborene Wiesenbacher (31. 12. 1888).

Aus Rappenau: Mina Metzger, geborene Adler (11. 12. 1864), Josef Metzger (1. 5. 1860), Simon Traub (13. 2. 1867).

Aus Neudenau: Lina Weinberg (21. 1. 1911), Mina Weinberg, geborene Rosenberg (6. 10. 1876), Sigmund Weinberg (9. 5. 1879).

Aus Stein am Kocher: Flora Zwang, geb. Zwang (23. 9. 1879).

In dieser Zusammenstellung sind nur die Juden genannt, die auf dem Transport oder in Südfrankreich starben, oder in Auschwitz ermordet wurden.

In Gurs werden keine Menschen von KZ-Schlächtern gefoltert, werden nicht zu Objekten für abartige Experimente eines Dr. Josef Mengele, in Gurs sterben die Menschen an Hunger, an unerträglichen unhygienischen Verhältnissen. Aron Kirchheimer aus Berwangen, 74 Jahre alt, lebt dort noch einen Monat, Simon Siegel aus Eppingen (74) stirbt am 27. Dezember 1940, Simon Traub aus Bad Rappenau (73) wird am 19. November 1940 von dem Martyrium erlöst, Rudolfine Wimpfheimer muß nach der Verschleppung aus

Ittlingen noch 25 Tage des Leidens durchstehen, ehe sie zur letzten Ruhe gebettet wird.

Ein Stück Brot und Wassersuppe – von Ernährung kann da keine Rede mehr sein. Eingesperrt sind vor allem alte Menschen, die jüngeren Juden waren rechtzeitig ausgewandert, waren geflüchtet. Im Lager von Gurs sterben von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde mehr Juden aus Deutschland. Der Tod wird da zu Erlösung.

„So lebt man im Emigrantenlager von Gurs" überschreibt die „Badische Presse" einen Bericht für die Ausgabe vom 14. Februar 1941, in dem der Eindruck erweckt wird, die Juden seien aus ihrer Heimat geflüchtet, um „ein Leben wie Gott in Frankreich" zu führen. Von „himmelschreienden Mißständen" ist da die Rede. Die gleichgeschaltete NS-Presse schreckt nicht davor zurück, schadenfroh einen Brief aus Gurs zu zitieren: „In dem Sammellager Gurs sterben wöchentlich etwa 45 Menschen. Wir liegen bei 10 Grad Kälte auf bloßem Fußboden ohne Matratzen und ohne Stroh, nur mit zwei dünnen Decken bedeckt. Als Nahrung erhalten wir morgens ein Glas schwarzen Ersatzkaffee, mittags einen Teller Suppe, die tatsächlich nur aus reinem Wasser besteht, in dem 20 bis 25 Erbsen oder ein paar Schnitten gelbe Rüben herumschwimmen, gänzlich fett- und geschmacklos. Abends genau dieselbe Suppe und dazu noch etwa 350 Gramm Brot. Das ist Tag für Tag die gleiche Nahrung. Es gibt nicht den geringsten Zusatz. Wir leiden derart unter diesen Verhältnissen, daß täglich mehrere vor Erschöpfung zusammenbrechen, und von den älteren Leuten sterben täglich 20 bis 30 an Entkräftung."

Die Menschen von Gurs sind dazu ausersehen, eine noch weitere Reise anzutreten: Nach Madagaskar. Bevor auf der Wannsee-Konferenz die „Endlösung" beschlossen wird (20. Januar 1942), soll der lange diskutierte Plan der Deportation auf die Insel im Indischen Ozean verfolgt werden. Madagaskar ist französische Kolonie. Der militärische Sieg über Frankreich im Mai 1940 läßt die Überlegungen wieder aktuell werden. Das reichsdeutsche Außenministerium entwickelt im Juli 1940 einen Madagaskar-Plan: „Frankreich muß im Friedensvertrag die Insel Madagaskar als Siedlungsraum für die Juden Europas zur Verfügung stellen und seine rund 25000 dort ansässigen Franzosen aussiedeln und entschädigen. Die 3½ Millio-

nen Madagassen bleiben vorerst. Ihr Austausch gegen Juden Südafrikas bleibt vorbehalten. Die Insel wird Deutschland als Mandat übertragen. Die Lösung Madagaskar bedeutet, vom deutschen Standpunkt aus gesehen, Schaffung eines Großgettos."

Im Außenministerium glaubt man: „... bleiben die Juden als Faustpfand in deutscher Hand für ein zukünftiges Wohlverhalten ihrer Rassegenossen in Amerika."

Der Plan wird nicht verwirklicht. Der Vormarsch im Osten bringt drei Millionen Juden in deutsche Gewalt. Eine Auswanderung in solch großem Stil läßt sich nicht mehr durchführen. „Vernichtung" heißt nun die Losung der Barbaren. Legationsrat Rademacher schreibt am 10. Febr. 1942 unter dem Aktenzeichen D III 145/42 g an den „Herrn Gesandten Bielfeld": „Der Krieg gegen die Sowjetunion hat inzwischen die Möglichkeit gegeben, andere Territorien für die Endlösung zur Verfügung zu stellen. Demgemäß hat der Führer entschieden, daß die Juden nicht nach Madagaskar, sondern nach dem Osten abgeschoben werden sollen. Madagaskar braucht mithin nicht mehr für die Endlösung vorgesehen zu werden."

Die Juden von Gurs werden im August 1942 in die Eisenbahnwaggons getrieben. Am 10., 12., 14. und 16. August werden sie in das Vernichtungslager Auschwitz deportiert – dabei Juden aus Eppingen, Obergimpern, Berwangen, Heinsheim, Wollenberg, Gemmingen, Schluchtern, Ittlingen, Bonfeld, Grombach, Neudenau, Stein am Kocher. Es wird eine Fahrt ohne Wiederkehr.

Wenn sich die drei, vier Frauen von Gemmingen über die Behandlung der von ihnen stets geschätzten Krämerinnen auch empörten, so gab es doch gleichzeitig „Mitbürger", die auf diesen Tag der Deportation, der Verschleppung, geradezu gewartet zu haben schienen.

Am 22. Oktober 1940, also genau an dem Tag, an dem die badischen Juden innerhalb kürzester Zeit ihre Heimat verlassen, ihren Besitz aufgeben mußten, schrieb H. B. aus Stebbach „Mit deutschem Gruß" und „Heil Hitler" an den Landrat in Sinsheim:

„Unterzeichneter bittet um Auskunft über die käufliche Erwerbung des Gebäudes und Anwesen der Jüdin Josefine Ottenheimer Hauptstraße durch die Maßnahmen der Staatspolizei vom heutigen Tage bei welchem die Juden abtransportiert wurden und ihr Vermögen und Gebäude sichergestellt wurden. Wie ich heute erfuhr gehörte das

Anwesen der Jüdin Lisette Eisenmann welche seit einem Jahr nicht mehr in Stebbach wohnhaft ist. Und die Jüdin Josefine Ottenheimer nur den Sitz darin hatte.

Ich betreibe das Schmiedehandwerk des bei der Wehrmacht 1938 verunglückten Schmiedemeisters Eugen Friedrich in Stebbach. Ich habe den Betrieb im September 1938 übernommen den ich zur Zeit noch betreibe. Da aber die Werkstatt keiner mehr entspricht, eher einem Kellerloch als einer Werkstatt, und der Hof außerdem noch Gemeinschaftshof ist so daß man nicht einmal einen Reparatur bedürftigen Wagen aufstellen kann, will ich mich um das genannte Anwesen bewerben. Das Gebäude ist wie zu einem Schmiedebetrieb geschaffen hatt einen großen Hof und ein Hinterhaus welches feuerfest gebaut ist, aber das doch derart vernachlässigt ist, daß es Zeit ist daß einmal in andere Hände kommt, und liegt außerdem noch in der Ortsmitte.

Ich bitte Sie daher mir Auskunft zu geben, wohin ich mich zu wenden habe, um es käuflich zu erwerben."

Der Landrat – „Abt. für jüd. Vermögen" – antwortet am 19. November 1940 aus Sinsheim:

„Die Jüdin Josefine Ottenheimer besaß lediglich das Wohnungsrecht in dem Haus der in Stuttgart lebenden Jüdin Culb. Das Wohnungsrecht der Ottenheimer ist erloschen. Da nach Art. I der Anordnung des Herrn Reichsstatthalters vom 23. Oktober 1940 lediglich das Vermögen der aus Baden ausgewiesenen Juden erfaßt wird, verfallen die Vermögensgegenstände von Juden, die sich noch innerhalb Deutschlands befinden, nicht der Einziehung. H. B. muß hiernach mit der Jüdin Culb einen Mietvertrag abschließen bezw. das Haus von ihr abkaufen."

Wenn auch kaum jemand gewußt hatte, was genau mit den Juden passierte, so war doch den meisten bewußt, daß sie „nichts Gutes" zu erwarten hatten. Insbesondere die Brutalität gegenüber den betagten Juden empörte viele Augenzeugen. Das konnte aber wiederum nicht von finanziellen Forderungen ehemaliger Bediensteter abhalten.

Im Archiv des Rathauses von Stebbach ist als „Beglaubigte Abschrift" eine „Forderung an Frl. Jette und Rosa Eisemann von Stebbach" erhalten:

„Vom 1. Dezember 1939–1940 im Oktober bis am Tage ihrer Abholung habe ich den Haushalt getan. Vom 25. März ab war es nur noch 1 blinde 74jährige Person. Sie waren nicht in der Lage mir meine Leistungen zu bezahlen. Es war vereinbart, sie wollen mich mit den Sachen im Haushalt vergüten, was notarisch gemacht werden soll. Jedoch die Zeiten und Umständen und der schnelle Abzug von den Juden haben es nicht mehr erlaubt. Ich beanspruche vom 1. Dezember 1939 bis Oktober 1940 pro Tag 1.– RM."

Der Bürgermeister hat die Abschrift „als richtig beglaubigt" und ausgerechnet: „Die Forderung beträgt also 330.– RM." Als Beschluß wird vermerkt:

„Der Antrag wird befürwortet. Die Angaben entsprechen den Tatsachen. Die obengenannten Geschwister haben selbst vor einiger Zeit Ratschreiber Schnebele gegenüber erklärt, daß sie der Frau für ihre Bemühungen notariell etwas vermachen wollen. Durch besondere Umstände ist es jedoch nicht dazu gekommen. Die geforderte Vergütung ist angemessen."

Arno Hagenbuch (Jahrgang 1931), seit 1976 Bürgermeister der Gemeinde Rosenberg (2000 Einwohner) kannte die Geschwister Eisemann gut:

„Frau Eisemann rief mich immer zu sich ins Haus und beschenkte mich mit Bildern, nicht mit Geld oder Süßigkeiten. Eines Tages fiel mir auf, daß meine Großmutter nachts ihre Schürze mit Lebensmitteln füllte und die Juden besuchte. Sie hat dazu nicht den offiziellen Weg benützt, sondern ist auf Steinen durch den Bach gegangen. Eines Tages wurde ich von meinem Großvater Karl Friedrich mit den Worten begrüßt: ‚Gut, daß du da bist. Dir tun sie nichts.' In diesem Moment wußte ich nicht, was das bedeuten sollte. Als ich aber jeden Abend mit Lebensmitteln und vor allem Milch den Weg antreten mußte, den vorher meine Großmutter Marie gegangen war, wurde mir klar, was er mit seinen Worten gemeint hat: Die Juden durften mit meinen Großeltern offiziell keinen Kontakt mehr haben. Frau Eisemann war vermutlich auf meine Besuche vorbereitet. Sie wußte immer, daß ich es war, wenn ich an die Tür klopfte. Heute glaube ich, daß mein Großvater diese Gänge organisiert und auch ein Zeichen mit Licht oder Tüchern vereinbart hatte, vermutlich um die anderen Familienmitglieder nicht zu belasten."

Während christliche Nachbarn um materiellen Vorteil bemüht sind, rollen Züge nach Auschwitz, dem Ort des in der Geschichte beispiellosen Massenmords.

Aus Gurs fanden nur wenige das Hintertürchen in die Freiheit, das sich nur dank Beziehungen und/oder mit viel Glück öffnete. Zu den Überlebenden zählte Elsa Gutmann, geborene Vollweiler aus Berwangen. Die am 2. Dezember 1887 geborene Frau hatte am 10. August 1937 in Heilbronn den Witwer Abraham Gutmann (geboren 12. Oktober 1867) aus Ernsbach geheiratet. Sie lebten in Berwangen, Badergasse 43, unmittelbar neben der Synagoge, die in der Nacht vom 9. auf 10. November 1938 total zerstört wurde.

Elsa Gutmann – „Els" wurde sie in Berwangen genannt – sprach Französisch, war sie doch in Paris gewesen, wo sie das Schneiderhandwerk erlernt hatte. Diese Sprachkenntnisse kamen ihr bei der Deportation zugute, gelang es ihr doch, solche Kontakte zu knüpfen, die ihr und ihrem Mann schließlich den Weg in die Sicherheit ebneten. Sie kamen in einem Kloster unter. „Man sollte nicht zu Gott beten, sondern zu Nonnen und Schwestern", sagte sie noch oft nach ihrer Rückkehr in die Heimat.

Bei einem Bauern hat Elsa Gutmann gearbeitet, hat bei ihm geputzt, um dadurch für sich und ihren Mann Lebensmittel zu bekommen. Nachdem der Zweite Weltkrieg zu Ende war, wollte das Ehepaar Gutmann zurück in die Heimat. Im Berwanger Rathaus traf eine Anfrage ein, ob die Rückkehr gestattet sei. Postwendend ging die positive Antwort zurück nach Frankreich, so daß sich Elsa und Abraham Gutmann in den Zug setzten.

„Die Jude-Els isch wieder da", verbreitete sich die Nachricht wie das sprichwörtliche Lauffeuer durch den Ort. In ihr Haus konnte Elsa Gutmann jedoch nicht sofort einziehen. Es war kurz nach der Deportation verkauft worden. Bis für die neuen Besitzer eine andere Bleibe gefunden war, logierten Gutmanns im Gasthaus „Rößle". Die Einwohner-Kartei von Berwangen hält als Datum der Rückkehr den 9. August 1946, einen Freitag, fest. Unter dem Stichwort „Früherer Wohnort" wurde „Frankreich" vermerkt.

Abraham Gutmann konnte den Aufbau eines demokratischen Staates auf deutschem Boden nicht mehr lange verfolgen. Am 13. März 1948 ist er gestorben.

Elsa Gutmann hat sich wieder gut eingelebt in Berwangen, wo sie die einzige Bürgerin jüdischen Glaubens war. „Sie hat sich der christlichen Umgebung angepaßt", weiß eine Bekannte. „Ab und zu" sei sie nach Karlsruhe in die Synagoge gegangen, aber ansonsten „hat sie gelebt wie alle anderen in Berwangen auch".

Am 26. März 1974 wurde Elsa Gutmann zu Grabe getragen, sie war nach einem Schlaganfall im Krankenhaus von Sinsheim gestorben. Mit ihrem Tod wurde der Schlußstrich unter die Geschichte der jüdischen Gemeinde Berwangen gezogen. Geblieben ist die Judenschule (heute ein Wohnhaus) und der Friedhof mit einem Gedenkstein für die Opfer.

Die letzten sechs Juden von Grombach wurden ebenso nach Gurs verschleppt, drei von ihnen überlebten in französischen Altersheimen und Hospitälern. Eine Odyssee des Schreckens mußte die 1889 geborene Regina Federgrün erleben. Von Vernet in Frankreich war sie, nach mehreren Lagerwechseln, zunächst in das Konzentrationslager Ravensbrück (nördlich von Berlin) und danach ins KZ Ausch-



Von der Deportation ins südfranzösische Gurs kehrte Elsa Gutmann wieder in ihr Haus nach Berwangen zurück. Dieses Foto (das Datum der Aufnahme ist unbekannt) zeigt Frau Gutmann zusammen mit einem Nachbarn vor ihrem Haus in unmittelbarer Nähe der Synagoge.

witz geschleppt worden. Dort wurde sie am 27. Januar 1945 von den Truppen der sowjetischen „Roten Armee" befreit. „Nach beschwerlicher Fußwanderung kehrte die Entkräftete im August 1945 in ihr Heimatdorf Grombach zurück", steht in einem Bericht. Ein Jahr später wanderte Regina Federgrün nach Palästina aus, wo sie 1960 gestorben ist.

„Neue Heimat" wurde zum Massengrab

Die Verschleppung nach Riga

Das Beste und Wertvollste hatten sich die Herren der Partei längst selber beschert, als am 6. Dezember 1941 auf einer Bekanntmachung der Gemeinde Talheim „große Fahrnisversteigerungen" angekündigt wurden. Unter den Hammer kommen sollten „am Montag, den 8. Dezember 1941, vormittags 1/2 9 Uhr zuerst in der Adolf Hitler-Straße 39, anschließend in der Adolf-Hitler-Straße 20, zuletzt in der Gartenstraße 12; am Dienstag, dem 9. Dezember 1941, ab vormittags 1/2 9 Uhr zuerst in der Langen Gasse 1, anschließend in der Bergstraße 26", das Eigentum Talheimer Bürger jüdischen Glaubens, die wenige Tage zuvor in Viehwaggons nach Osteuropa deportiert worden waren. Das Ziel, das keiner von ihnen kannte, sollte Riga heißen, wo Zehntausende Juden ermordet wurden.

Während die Güterzüge in das Baltikum rollten, wurde in Talheim jüdischer Besitz versteigert, Eigentum von Ludwig Levi und Rosa Levi, geborene Hirschfeld, von Albert Manasse und Gitta Manasse, geborene Wollenberger, und Ilse Manasse, Eigentum von Julius und Rosa Manasse, geborene Manasse, und deren Töchtern Irma und Johanna Manasse; Eigentum von Lionel, Pauline, Frida und Max Hirschfeld, von Hilda, Lydia, Rosa und Theo Löwenthal.

Während diese Talheimer eingepfercht waren in Waggons, in denen „normalerweise" Vieh transportiert wird, eingepfercht bei Eiseskälte, ohne Nahrung, während sie das Eis, das sich an den vergitterten Öffnungsschlitzen bildete, herunterschlugen, um etwas

Flüssigkeit zu erhalten, während in den Waggons Menschen erfroren, elend krepierten, wurden in Talheim Gebote abgegeben für „folgende sehr gut erhaltene Gegenstände gegen Barzahlung: Komplette Wohn- und Schlafzimmer, Kücheneinrichtungen, Kleiderkästen, Sofas, Polsterstühle, Sessel, gewöhnliche Stühle, Tische, Kommoden, Büffets, Sekretäre, Waschtische, Nachttische, Uhren, Bügeleisen, Blumentischchen, Regale, komplette Betten, Nähmaschinen, Bodenläufer, Bettvorlagen, Vorhänge, Frauen- und Männerkleider, Leibwäsche, Schuhe, Spiegel, Bilder, vieles Geschirr, Bänke, Heizsonne, elektrische Beleuchtungskörper und noch vieles andere".

All dies vollzog sich – abgesehen von den vorhergehenden Bereicherungen – nach den Buchstaben der in den Bürostuben der Nationalsozialisten erdachten Gesetze und Verordnungen. Das Reichsministerium der Finanzen hatte am 4. November 1941 in einem Schnellbrief „Betr.: Abschiebung der Juden" unter dem Aktenzeichen 05205–740 VI g angeordnet: „Das Vermögen der abzuschiebenden Juden wird zugunsten des Deutschen Reiches eingezogen. Es verbleiben den Juden 100 RM und 50 kg Gepäck je Person."

Diese „Abschiebung" war derart bis in kleinste Details organisiert, daß das Hitler-Regime nicht allein den brutalsten Massenmord der Geschichte, sondern auch noch den perfektesten Holocaust inszenieren konnte. Der Heilbronner Journalist Hans Franke schrieb in dem von ihm 1963 verfaßten Buch „Geschichte und Schicksal der Juden in Heilbronn", einem vorbildlichen Standardwerk: „Die von dem NS-Staat durchgeführten Deportationen und Vernichtungen gehören zu dem Furchtbarsten und Grauenvollsten, was ausdenkbar ist, um sich von den einem System unliebsamen Menschen zu befreien. Das Unerhörte dieser Methoden aber liegt in den technisierten und raffiniert ausgesonnenen Methoden, bei denen Menschenleben nur noch Zahlen darstellen, mit denen auf Transportwagen, Eisenbahnzügen, bei Selektionen, in Arbeitslagern und Vernichtungsöfen gerechnet wird."

Den Juden, die sich – aus welchen Gründen auch immer – nicht zu einer rechtzeitigen Auswanderung entschließen konnten, wurde eine zweite Heimat in einem „jüdischen Staat im Osten" vorgegaukelt, als längst Einzelheiten des Massenmordes festgelegt waren.

Entsprechend waren die Anweisungen abgefaßt. Neben den 50 Kilogramm Gepäck durfte nur noch wenig mitgenommen werden. Am 18. November 1941 waren von der Geheimen Staatspolizei (Gestapo) die „Richtlinien über die Abschiebung von Juden in das Reichskommissariat Ostland" herausgegeben worden. Unter dem Abschnitt IV stand: „Es darf pro Person mitgenommen werden:

a) Zahlungsmittel bis 50 RM in Reichskreditkassenscheinen. Die Beschaffung dieser Zahlungsmittel erfolgt von hier aus, so daß die dortigen Juden praktisch keine Zahlungsmittel beim Transport mit sich führen dürfen.
b) 1 oder 2 Koffer mit Ausrüstungsstücken (kein sperriges Gut). Dieses Gepäck darf das Gewicht von 50 kg nicht überschreiten.
c) Bettzeug, bestehend aus 1–2 Wolldecken, 2 Leintüchern und für 2 Personen eine vollständige Matratze (jedoch ohne Kopfkeil).
d) Vollständige Bekleidung (besonders warmes Überzeug und ordentliches Schuhwerk).
e) Mundvorrat für 1–2 Tage. Für die übrige Verpflegung aller Transportteilnehmer ist bereits von hier aus ausreichend Vorsorge getroffen.
f) Eßgeschirr (Teller und Topf mit Löffel).

Nicht mitgenommen werden dürfen: Wertpapiere, Devisen, Sparkassenbücher usw., Wertsachen jeder Art (Gold, Silber, Platin, mit Ausnahme des Eheringes), lebendes Inventar. – Die ab 1. 12. 1941 gültigen Lebensmittelkarten sind vorher gegen Aushändigung einer Bescheinigung beim zuständigen Ernährungsamt abzugeben. Diese Bescheinigung ist im Sammellager hier vorzulegen. Die Arbeitsbücher sind einzuziehen und dem örtlichen Arbeitsamt zu übergeben."

Die Schreibtischtäter dachten an alles. Juden, seit Generationen geschätzte Nachbarn, waren seelenlose Waren geworden auf dem Verschiebebahnhof der Unmenschlichkeit. Zuvor noch ausgenutzt – Juden aus Talheim wurden zur Zwangsarbeit beim Bau der Straße von Flein auf den Haigern (deshalb damals „Judenstraße" getauft) verpflichtet – war nun die Vernichtung angeordnet. Allerdings noch getarnt. Beim Abtransport sahen die Nachbarn in den Dörfern zu – hinter geschlossenen Fenstern, geschützt durch den Vorhang. „Wir konnten nichts dagegen unternehmen, die hätten uns sonst auch mitgenommen", sagen die Augenzeugen heute. Mitgenommen –

wohin? Das wußte außer den Hakenkreuz-Bürokraten niemand.

Bevor die Juden aus dem Unterland in das Durchgangslager auf dem Killesberg gebracht wurden, konnten sich manche von ihnen noch der Illusion hingeben, die Endstation hieße „Neue Hoffnung". Sie sollten Eimer, Schaufel, Axt bereitstellen, wurde ihnen gesagt, so daß sie annehmen sollten, „im Osten" solle eine neue Siedlung aufgebaut werden. Ein Bonfelder Jude glaubte so fest daran, daß er allerlei Hausgerät, Nähmaschinen, Äxte und Öfen mitschleppte – die Beförderung sollte die Speditionsfirma Barr Moering & Co., Stuttgart, übernehmen.

Doch nicht eine „neue Heimat" sollte aufgebaut werden, sondern ein Ghetto, wie aus den Anordnungen der Gestapo hervorging: „Weil in dem Siedlungsgebiet zur Errichtung eines Ghettos nicht das geringste Material sowohl zum Aufbau als zur Lebenshaltung selbst vorhanden ist, ersuche ich ferner, etwa durch Einschaltung eines jüdischen Mittelsmannes, zu veranlassen, daß eine sich nach der jeweiligen Kopfzahl richtende Menge an Baugerät, Werkzeugkästen, ferner Küchengerät für Gemeinschaftsverpflegung, z. B. Kessel, sowie Öfen, Eimer und Sanitätskästen vorhanden sind. Diese Gegenstände werden zusammen mit dem größeren Gepäck befördert." Angekommen ist jedoch selten etwas.

Die Absicht dieser Aktion geht aus dem ersten Abschnitt der Gestapo-Anweisung hervor: „Im Rahmen der gesamteuropäischen Entjudung gehen zur Zeit laufend Eisenbahntransporte mit je 1000 Juden aus dem Altreich, der Ostmark und dem Protektorat Böhmen und Mähren nach dem Reichskommissariat Ostland. Württemberg und Hohenzollern ist daran zunächst mit einem Transport von 1000 Juden beteiligt, der am 1. 12. 1941 von Stuttgart aus abgeht."

Abschnitt III: „Der für die Beförderung der Juden vorgesehene Eisenbahnzug fährt fahrplanmäßig am 1. Dezember 1941 zwischen 8 und 9 Uhr von Stuttgart ab. Die zu evakuierenden Juden sowohl aus Stuttgart selbst als auch aus dem Lande werden in einem Durchgangslager auf dem Gelände der früheren Reichsgartenschau (Killesberg) in Stuttgart vom 27. 11. 1941 ab konzentriert."

„Es konnte beobachtet werden, daß die Juden sich zum Teil ein völlig falsches Bild über ihre Zukunft machten, z. B. daß sie sich als Pioniere fühlten, die zur Kolonisierung des Ostens eingesetzt wer-

den", meldeten die Einsatzgruppen an Adolf Eichmann, SS-Sturmbannführer und Organisator der „Endlösung". Das „völlig falsche Bild" wurde jedoch rasch zurechtgerückt.

Montag, 1. Dezember 1941: 1050 Juden aus Württemberg verlassen in Stuttgart ihre Heimat. Die meisten für immer. Dabei Juden aus dem Unterland. Vier Tage später rollt der Zug in Riga ein. Tausende von Juden waren dort bereits von Einsatzgruppen der deutschen Sicherheitspolizei ermordet worden, im besetzten Rußland wurden Juden in Lastwagen durch Auspuffgase getötet – die „Endlösung" hatte begonnen.

Über die Ankunft in Riga berichtete Alice Rosenrauch (Jahrgang 1913) der Journalistin Bettina Wencke: „Am 4. Dezember wurden wir in Riga ausgeladen. Nun mußten wir zu Fuß bis zum Jungfernhof laufen. Das Gepäck mußten wir tragen. Es gab Schnee und Eis, wir fielen hin. Eine Frau hat sich das Bein gebrochen, es war ein furchtbarer, schlimmer Marsch! Auf dem Jungfernhof hat man uns dann in Scheunen hineingetrieben."

Heinrich Rosenrauch (Jahrgang 1906): „Das war ein total heruntergekommenes Gut. Das waren alles Scheunen, in denen wir untergebracht wurden. Nun waren wir aber mehr als 1000 Menschen, und wir hatten nichts. Ein großer Teil des Gepäcks war zunächst einmal in den Waggons geblieben und kam erst später nach. Und nun sah ich plötzlich einen Haufen Gepäck auf dem Gelände liegen. Ich ging hin und sah die Schilder. Das alles gehörte einem Transport, der aus Berlin gekommen war. Von denen lebte aber schon niemand mehr."

Die Juden aus Berlin waren umgebracht worden. „Und ich habe mich noch gewundert, daß man mit uns nicht dasselbe macht", sagte Heinrich Rosenrauch in dem Interview. „Was wollte man von uns, daß man uns noch leben ließ? Aber die Umstände, unter denen wir leben mußten, waren natürlich schrecklich. Das kann man sich als ganz normaler Mensch gar nicht vorstellen. Menschen lebten wie Tiere. Wir konnten uns praktisch nicht waschen. Es war furchtbar."

SS-Männer erschossen einzelne Juden, feuerten auf Gruppen. Innerhalb weniger Tage starben Hunderte von Juden. Der Höhere SS- und Polizeiführer Ostland, Friedrich Jeckeln, erklärte in der Vernehmung am 14. und 15. Dezember 1945: „Alle Juden aus dem

Rigaer Ghetto wurden am Ende des Monats November oder zu Anfang Dezember im Laufe einer Woche erschossen. Erschossen wurde drei Kilometer außerhalb von Riga, nicht weit von der Straße Riga–Dünaburg, links abseits der Straße, zwischen Straße und Eisenbahnlinie, in einem kleinen Wäldchen. Geschossen haben 10 oder 12 deutsche SD-Soldaten. Aus dem Rigaer Ghetto gingen alle Juden zu Fuß zur Vernichtungsstelle. Nicht weit von den Gruben sollten sie ihre Überkleider ablegen, welche nach Reinigung und Sortierung nach Deutschland geschickt wurden. Die Juden – Männer und Frauen und Kinder – gingen durch ein deutsches Polizeispalier bis zu den Gruben, wo sie durch deutsche Soldaten erschossen wurden."

SS-Führer Heinrich Himmler sei zufrieden gewesen, „und sagte, daß im Ostland noch weitere Judentransporte ankommen würden, die ich auch vernichten müsse". Mit der Ermordung der Juden von Riga war „Platz geschaffen" für die Juden aus dem „Altreich". In Riga wurde ein Großteil der deportierten Juden erschossen oder vergast. Vor der Selektion wurde erklärt, sie müßten in einer Konservenfabrik im nahen Dünamünde arbeiten. Auf dem Jungfernhof blieben noch etwa 300 Juden zurück. Zu ihnen gehörte eine junge Frau aus Heilbronn.

Richard Bauer (Jahrgang 1920) aus Heilbronn, damals Obergefreiter, erinnert sich an die Begegnung im Februar oder März 1942 in Riga. Bauer gab den Namen der Frau mit Lotte Henle an, was nicht absolut sicher ist. Bauer berichtet:

„Der harte Winter 1941/42 hatte uns im Nordabschnitt der Rußlandfront schwere Verluste vor allem an Material gebracht. Wir – eine leichte Flak-Einheit – waren vorwiegend im Erdeinsatz gewesen und mußten nun dringend unser Gerät auffrischen. In einem Vorort der damals noch völlig unzerstörten Stadt Riga bezogen wir in Privathäusern Quartier. Es war ein ruhiger, von Gärten durchzogener Ort, in dem eine Instandsetzungseinheit mit einer großen, gut eingerichteten Werkstätte dafür sorgen sollte, daß wir möglichst bald wieder aktiv in die Kämpfe eingreifen könnten.

Unsere Geschütze – Zwei-Zentimeter-Kanonen – waren sehr mitgenommen, so daß wir alle Hände voll zu tun hatten, denn vor allem der weiße Winter-Tarnanstrich wollte sich kaum entfernen lassen. Damit

die Sache rascher vorangehen sollte, hieß es schon am nächsten Tag, wir würden eine Kolonne Arbeiter bekommen, die die groben Arbeiten übernehmen sollte.

Es verwunderte uns nicht wenig, als am nächsten Morgen etwa 15 vorwiegend junge Frauen bei uns vor„marschierten" und uns als Hilfe zugeteilt wurden. Man erklärte uns, daß das jüdische Frauen seien, die aus dem Reich ausgesiedelt worden und nun in Riga untergebracht seien. Wir sollten nicht mit ihnen reden und ihnen vor allem nichts zu essen geben.

Schon nach kurzer Zeit merkten wir, daß die Mädchen recht hungrig waren, eine kleine, resolute schwarzhaarige Frau fragte leise, ob es denn nicht möglich wäre, daß wir ihnen etwas Brot schenkten, „denn wir haben solchen Hunger".

Wir von unserer Einheit waren uns schnell einig, daß wir hier etwas tun müßten. Mit den Kameraden von der Instandsetzungseinheit wurde darüber nicht gesprochen, wir hatten auch keinen rechten Kontakt mit ihnen bekommen. Schnell fanden wir heraus, daß das Klo die einzige „Umschlagstelle" für Lebensmittel sein könnte. Es gab nur eine Möglichkeit „auszutreten" für Männer, da ja in einer solchen Werkstätte normalerweise keine Frauen tätig waren.

So geschah es dann auch. Wir stellten unsere nur halb geleerten Kochgeschirre dort ab, legten Brot auf die Fenstersimse oder auch mal ein bißchen was zum „Draufschmieren". Die Frauen hatten das gleich bestens organisiert, und jede bekam ihren Anteil.

Am zweiten oder dritten Morgen mußten wir antreten, und es wurde uns gesagt, daß es nach wie vor verboten sei, den Jüdinnen Essen zu geben oder sich mit ihnen zu unterhalten. Doch wir hatten den Eindruck, daß dies für den Leiter der Werkstätte mehr eine Pflichtübung war, denn wir setzten die „Aktion Essen" fort, etwas vorsichtiger, aber nicht weniger engagiert. Und niemand sagte mehr etwas dazu.

Am zweiten oder dritten Morgen hörte ich, als ich mich an meinem Geschütz zu schaffen machte, einen leisen Ton, wie ein „Hallo" oder so. Ich schaute auf und sah auf der anderen Geschützseite eines der jüdischen Mädchen hocken. Ich schaute mich um, sah nur Kameraden meiner Einheit in der Nähe und ging ums Geschütz herum zu ihr hinüber. Ganz leise sagte sie zu mir: „Sind Sie nicht aus dem

Schwäbischen, aus der Stuttgarter Gegend?" – Verblüfft bejahte ich. Ich hatte bisher angenommen, daß man mir nichts Schwäbisches mehr anmerke beim Sprechen, weil ich schon lange in einer Einheit diente, in der Bayern, Berliner und Hamburger in der Mehrzahl waren. Wir waren in der Batterie nur zwei Schwaben und mehr oder weniger zum Hochdeutschen „verdammt". Ich sagte dem Mädchen also, daß ich aus Heilbronn sei.

„Ich bin auch aus Heilbronn", entgegnete mir in liebem Schwäbisch die junge Frau. „Ich habe in der Klarastraße gewohnt. Ich heiße Lotte Henle und bin eine Tochter vom Schneidermeister Henle." Ich fragte sie, wie sie hierher komme, und sie sagte mir nur, daß sie umgesiedelt wurden. Von Riga aus solle es wahrscheinlich weitergehen, wohin wüßten sie nicht. Ich fragte darauf, ob sie denn nicht allein sei. Sie antwortete, daß ihre Eltern auch in Riga seien, sie jedoch ihren Vater nicht sprechen könne, da der im Männerteil des Lagers sei, sie mit der Mutter im Frauenteil. Nur sehen würden sie ihn manchmal.

Ich ging wieder vom Geschütz weg, um nicht aufzufallen. Nach einiger Zeit jedoch zog es mich wieder hinüber, und ich erzählte ihr von Heilbronn, was ich aus Briefen meiner Mutter wußte.

Zu jener Zeit machte ich mir keine großen Gedanken darüber, was wohl mit diesen Menschen passieren würde. Ein Teil der etwa 25 bis 30 Frauen, die abgeordnet waren, wurde bei anderen Arbeiten eingesetzt. Man erzählte sich unter uns Soldaten, daß sie als eine Art „Dienstmädchen" bei den Offizieren von im Ort liegenden Einheiten eingesetzt würden. Den Wahrheitsgehalt dieser Gerüchte konnten wir aber nicht feststellen.

Ich konnte noch mehrmals einige Worte mit der jungen Lotte Henle wechseln. Alles blieb aber belanglos, denn auf Fragen, wie es denn so im Lager wäre, unter welchen Umständen sie hierher gekommen waren, gaben die Frauen keine oder nur ausweichende Antworten. Sie hatten Angst.

Aber in uns blieb haften, daß die Menschen in dem Lager nicht allzuviel zu essen hatten, denn die Frauen waren immer recht hungrig. Ich hatte Gelegenheit, an einem Abend die Frauengruppe als Eskorte auf dem Weg ins Lager zu begleiten. Sie gingen ruhig, fast nur flüsternd den vielleicht zwanzigminütigen Weg zwischen uns. Als

wir in die Nähe einer großen aus Backsteinen erbauten Fabrik kamen, gingen sie rascher, und 150 Meter vor dem breiten Gittertor fingen sie an zu laufen. Wir kamen fast nicht mit. Die SS-Wachen am Tor öffneten, die Frauen liefen hindurch, angefeuert von den Rufen der Wachen: „Schneller, schneller!" Das kam uns seltsam vor. Die SS-Leute schienen sich einen Spaß zu machen.

Ich sah mir die Szene an. Die Frauen gingen auf die linke Seite, offenbar ins Frauenlager. Ein langer Drahtzaun trennte diese Baracken von anderen, an denen ich ein paar Männer sah. Ich konnte aber nicht feststellen, ob das nun Juden waren oder „arische" Deutsche, die in der Fabrik vielleicht als Vorarbeiter für die jüdischen Männer fungierten. Die Baracken standen in einem sehr großen Hof, der von den Fabrikgebäuden flankiert wurde.

Die Frauen kamen ein paar Tage, dann blieben sie aus. Sie wurden auch nicht mehr gebraucht, weil die groben Arbeiten abgeschlossen waren. Mit Lotte Henle konnte ich mich nach meiner Erinnerung nur noch einmal ganz kurz unterhalten, belanglos. Sie muß – zusammen mit ihren Eltern – am 26. März 1942 in Riga den Tod gefunden haben. Doch registriert ist er, im Gegensatz zum Sterben ihrer Eltern, nirgendwo.

Ich wohnte in Heilbronn in der Nähe der Kilianstraße, nämlich in der Fleiner Straße, habe das Mädchen Lotte Henle also sicher vom Sehen gekannt. Daß ich sie auf solche Art und Weise wiedersehen sollte, war für mich zuerst eine kleine Freude – später, viel später, als auch ich erst das ganze Ausmaß jüdischen Leidens erkennen konnte, empfand ich die Tragik dieses Zusammentreffens. Vielleicht war das kurze Intermezzo mit den jungen Jüdinnen und den Soldaten für die Frauen und Mädchen noch eine letzte winzige Freude. Wer weiß?"

„Ich möchte kein Jude in Deutschland sein"

Wie die Juden mit Verordnungen und Gesetzen zunächst zur Auswanderung gezwungen und schließlich in die Gaskammern der Konzentrationslager getrieben wurden

Erst angepöbelt, verhöhnt, beleidigt.

Dann durch Verordnungen und Gesetze geknebelt, aus dem „öffentlichen Leben entfernt", durch Rechtsprechung rechtlos, einer Willkür der Paragraphen ausgeliefert.

Schließlich: Systematisch vernichtet.

Nie zuvor in der jahrhundertelangen Geschichte des Judentums auf deutschem Boden wurde die Unterdrückung derart gnadenlos, menschenverachtender betrieben als in der Zeit des Nationalsozialismus. „Letztes Ziel", hatte Adolf Hitler schon am 16. September 1919 in einem Brief angedroht, „letztes Ziel aber muß unverrückbar die Entfernung der Juden überhaupt sein."

Entfernung = Vernichtung.

Hitler zögerte nach der Machtergreifung am 30. Januar 1933 nicht im mindesten, sein Glaubensbekenntnis vom Gefängnis in Landsberg als politisches Programm auszugeben. „Unsere Sorge muß es sein", erklärte Hitler in einer grundlegenden Rede über den Antisemitismus am 13. August 1920, „das Instinktmäßige gegen das Judentum in unserem Volke zu wecken und aufzupeitschen und aufzuwiegeln."

Nichts wurde geheimgehalten. Alles spielte sich in aller Öffentlichkeit ab. Alles wurde angekündigt und berichtet in den gleichgeschalteten Zeitungen – mit Ausnahme der Details über die „Endlösung". Die Diskriminierung der Juden, der Nachbarn, der Menschen von nebenan, sollte fortan auf der Tagesordnung stehen. Vogelfrei. Wehrlos und zur Gegenwehr nicht willens. Der Glaube nährte die Hoffnung: Es wird alles wieder gut.

Es wurde alles schlimmer.

Schritt für Schritt.

Seite 5 | Freitag, 11. November 1938

Volkszorn gegen die Juden

Auch in Heilbronn antijüdische Demonstrationen / Deutliche Antwort an die Juden

Keine Juden mehr in Heilbronner Kinos

Die Leiter und Besitzer der Heilbronner Kinos haben beschlossen, vom heutigen Tag an keinem Juden mehr den Zutritt zu ihren Kinos zu gestatten. Dieser Entschluß ist sehr zu begrüßen und wird von der Bevölkerung mit Freuden aufgenommen werden. Es kann heute keinem deutschen Volksgenossen mehr zugemutet werden, neben einem Juden sitzen zu müssen.

Ilsfeld.

Am 3. November 1937

Schweinemarkt

von 8 Uhr an

Viehmarkt

von 9 Uhr an

in der Badbrunnengasse.

Personen und Tiere aus Sperr- und Beobachtungsgebieten und 15-Kilometer-Umkreisen, sowie Personen und Tiere aus nicht-württembergischen Regierungsbezirken (Ländern), in denen die Maul- und Klauenseuche herrscht, sind vom Besuch des Marktes ausgeschlossen. Für sämtliches zum Auftrieb kommende Vieh sind Ursprungszeugnisse und außerdem für das von Händlern zugetriebene Vieh Gesundheitszeugnisse beizubringen.

Juden haben keinen Zutritt zum Viehmarkt.

Der Bürgermeister.

Man kauft nicht beim Juden!

Was jedem deutschen Volksgenossen allmählich klar sein sollte

Judenfreunde unter der Lupe

Von Leuten, bei denen es immer noch nicht dämmert

Vor einigen Wochen haben wir in unſerer Zeitung zu dem volksſchädlichen Verhältnis gewiſſer Böckinger Einwohnerkreiſe zu den Juden Stellung genommen, und ſchon wieder müſſen wir uns mit einem Sproß aus dem Stamme Juda beſchäftigen, dem noch in den jüngeren Jahren ſtehenden Juden Jakob Reis, der nach wie vor unſere große Vorſtadt zu ſeinem Wirkungskreis auserſehen hat und ſich hier eines ausgedehnten Kundenkreiſes erfreuen darf.

Tag für Tag wandert dieſer Jude durch die Straßen und die engen Gäßchen, beſonders in der Altſtadt, geht bald rechts bald links in die Häuſer und bringt ſeine Juden-Ware: Wäſche und Ausſteuerwaren, Kleider und Schürzen und ſonſtige Textilien den Frauen in empfehlende Erinnerung. Nach frecher Judenmanier an die Tiſche ſitzend, läßt es dieſer geſchäftsbefliſſene Jakobsſohn ſelbſtverſtändlich an warmem Händedruck und ſonſtiger Freundlichkeit nicht fehlen, die ſich hin und wieder auch in der Straßenbahn vor aller Oeffentlichkeit kundtut. Und daß dieſe Judenfreundſchaft auch von Erfolg gekrönt iſt, davon zeugen die vielen Pakete, die an gewiſſen Tagen und da und dort auch zur nächtlichen Stunde in die Häuſer und Höfe wandern. Als ein ſogenannter Hans Dampf in allen Gaſſen verſteht dieſer Jude es vorzüglich, ſich den örtlichen Verhältniſſen anzupaſſen, und ſo finden wir ihn ſowohl über die Mittagsſtunden, wenn die Hausfrauen daheim ſind, oder ſelbſt nach Feierabend bald in der Hohl-, bald in der Kapell- und Hofſtatt- oder in der von Bauern bewohnten Seeſtraße luſtwandeln. Ob der lange Aufenthalt dieſes Juden in gewiſſen Häuſern wohl allein dem Kleiderhandel dient . . .? Kürzlich iſt es vorgekommen, daß eine Dorfſchöne den Juden ſogar auf der Straße begleitete! Nun Geſchäft iſt Geſchäft, denkt dieſer Jude, ſetzt ſich abends in eine Ecke des Straßenbahnwagens, raucht ſeine ſchwere Zigarre und freut ſich ſichtbar darüber, wieder ſo und ſoviele Gojims mit ſeiner Judenware hereingelegt zu haben.

Mag wohl ſein, daß die bei den Juden von altersher geprieſene Zahlungserleichterung und der Zahlungsaufſchub einzelnen Hausfrauen beſonders einleuchten, ohne daß ſie dabei bedenken, daß durch dieſe Geſchäftskniffe die Ware indirekt verteuert wird. Haben ſie noch nichts davon gehört: „Der Jude ſiegt mit der Lüge und ſtirbt mit der Wahrheit!“

Haben dieſe Böckinger Frauen, die heute noch nicht ſo weit ſind, den Juden zu meiden, noch nichts gehört von dem Kampfe des Weltjudentums gegen das deutſche Land und Volk, haben ſie noch nicht die Warnungen vor dem Judentum vernommen, die der „Stürmer“ auf den auch in Böckingen mehrfach vorhandenen Anſchlagtafeln immer wieder aufs neue verkündet?

Daß es auch in unſerer Bauernſchaft immer noch Judenfreunde gibt, die glauben, beim Viehhandel den Juden nicht entbehren zu können, beweiſt die leidige Tatſache, daß wie in früheren Jahren der bekannte Sontheimer Jude Maier, der allüberall unter dem Beinamen „Wickel“ bekannt iſt, faſt täglich in dieſem oder jenem Bauernhof auftaucht und ein Geſchäftche zu machen ſucht und immer auch wieder machen wird, ungehindert der Aufſchriften an den verſchiedenen Plätzen: „Juden ſind hier nicht erwünſcht!“ Wann endlich wird es auch bei dieſen Bauern dämmern?

In den nationalsozialistischen Amtsstuben nisteten sich Bürokraten ein, die mit gewissenloser Akribie die Ausrottung dieser „verhaßten, fremden Rasse" inszenierten.

Mit logischer Konsequenz spannt sich der Bogen des Untergangs von der nur „Ariern" vorbehaltenen Parkbank zu den Gaskammern von Auschwitz.

Wo es Paragraphen gab, fehlten auch jene willfährigen Helfer nicht, die sie ausführten. Und die Bürokraten steigerten sich, wo eine Steigerung der Grausamkeit kaum mehr vorstellbar schien. In geradezu euphorischer Kleinarbeit wurden Anordnungen ersonnen, die sich oftmals selber übertrafen. Zu einer Zeit – 1943 – da kein Jude einen Radioapparat besitzen durfte, da kaum mehr Juden im Deutschen Reich lebten, wurde verfügt, daß von Juden keine Anträge auf Ermäßigung der Rundfunkgebühren gestellt werden durften.

Zielten zunächst die Einschränkungen der Bewegungsfreiheit darauf ab, die Juden zur Auswanderung zu bewegen, so gaben die nationalsozialistischen Machthaber bald die Parole der Vernichtung aus. Christian Zentner in seinem Buch „Anmerkungen zu ‚Holocaust'" (Delphin Verlag, München und Zürich): „Es ist Tatsache, daß deutsche Beamte in der Ministerialhierarchie jedes von den Nazis ausgebrütete Unrecht zwar ‚mit großen Bedenken', aber stillschweigend duldeten, solange dieses Unrecht in die Paragraphen einer ‚Gesetzesverordnung' gekleidet war. Daraus ist auch das pathologisch gute Gewissen vieler ehemaliger Beamter des Dritten Reiches zu begreifen."

Was in den oberen Etagen der Macht ausgedacht wurde, erfüllten die unteren Chargen getreulich. Um ihren Herren zu gefallen, gefielen sie sich oftmals darin, noch eine Spur „nationalsozialistischer" aufzutreten. Später beriefen sie sich darauf, Befehle ausgeführt zu haben: „Wenn ich das nicht getan hätte, hätte es jemand anderes gemacht."

Die „Juden-Politik" läßt sich in vier Etappen unterteilen:

1933–1935: Allmähliche Ausschaltung aus allen Gebieten des öffentlichen Lebens mit Verordnungen und Gesetzen.

1935–1938: Nürnberger Gesetze, Ariernachweis für fast alle Berufsgruppen, Entlassung der Juden aus dem öffentlichen Dienst, Zwangsarisierung von Wirtschaftsbetrieben.

1938–1941: Systematische Einschränkung aller Lebensbereiche, Auswanderungsdruck, Novemberpogrom („Reichskristallnacht"), Zwangsarbeit, Auswanderungsverbot, „Judenstern".

1941–1945: Beginn der Verschleppung aus Deutschland in die „Ostgebiete", Massenvernichtung in den Konzentrationslagern.

Die Chronik der Entrechtung:

30. Januar 1933: Hitler wird Reichskanzler.

4. Februar 1933: „Verordnungen zum Schutz des deutschen Volkes" schränken Meinungs-, Presse- und Versammlungsfreiheit ein.

28. Februar 1933: „Verordnung des Reichspräsidenten zum Schutz von Volk und Staat" schränkt die persönliche Freiheit sowie sämtliche Grundrechte ein.

23. März 1933: „Ermächtigungsgesetz" schaltet das Parlament aus.

1. April 1933: Organisierter Boykott gegen jüdische Geschäfte und Warenhäuser: „Kauft nicht bei Juden". Der Erfolg dieser Aktion: Insgesamt enttäuschend für die Nazis.

7. April 1933: „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums": „Nichtarier" dürfen keine Beamte mehr sein, dazu zählen auch 2000 jüdische Wissenschaftler und Hochschullehrer.

12. April 1933: „Zwölf Sätze der Deutschen Studentenschaft": „Unser gefährlichster Widersacher ist der Jude und der, der ihm hörig ist."

22. April 1933: Juden verlieren die Zulassung als Kassenarzt.

25. April 1933: Numerus clausus für jüdische Studenten.

28. April 1933: Juden dürfen nicht mehr Gerichtsassessoren werden.

4. Mai 1933: Berufsverbot für jüdische Honorarprofessoren, Privatdozenten und Notare. Kündigung für jüdische Angestellte und Arbeiter im öffentlichen Dienst.

6. Mai 1933: Berufsverbot für jüdische Steuerberater.

10. Mai 1933: Verbrennung „undeutscher Literatur".

4. Oktober 1933: „Schriftleitergesetz" wird zum Berufsverbot für jüdische Redakteure und Mitarbeiter von Zeitungen und Zeitschriften, verlangt wird auch die „arische Abstammung" des Ehepartners.

24. Januar 1934: „Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit": „Nichtarische" Arbeitnehmer dürfen keine Vertrauensleute oder Betriebsführer mehr sein.

5. Februar 1934: „Nichtarier" durch die Prüfungsordnung für Ärzte und Zahnärzte ausgeschlossen.

24. März 1934: Propagandaminister Goebbels schließt Juden aus den Fachkammern der Reichskulturkammer aus.

22. Juli 1934: Bei juristischen Prüfungen ist der „Ariernachweis" zu erbringen.

8. Dezember 1934: „Ariernachweis" für die Zulassung zur Apothekerprüfung.

13. Dezember 1934: Für die Lehrberechtigung an Hochschulen (Habilitation) ist der „Ariernachweis" erforderlich.

31. Mai 1935: Goebbels ordnet an, jüdischen Unternehmern die Aufnahme in die Reichskulturkammer zu verweigern, um sie unter Druck zu setzen, ihre Firmen zu verkaufen, „das Unternehmen in andere Hände zu überführen".

Sommer 1935: Immer mehr Schilder „Juden unerwünscht" an Orts-, Restaurant- und Geschäftseingängen. Juden werden von Märkten ausgeschlossen, ebenso aus den Clubs und Vereinen.

15. September 1935: „Nürnberger Gesetze" – „Reichsbürgergesetz" und „Gesetz zum Schutz des deutschen Blutes und der deutschen Ehre": „Reichsbürger ist nur der Staatsangehörige deutschen oder artverwandten Blutes, der durch sein Verhalten beweist, daß er gewillt und geeignet ist, in Treue dem Deutschen Volk und Reich zu dienen." – „Eheschließungen zwischen Juden und Staatsangehörigen deutschen oder artverwandten Blutes sind verboten." „Außerehelicher Verkehr zwischen Juden und Staatsangehörigen deutschen oder artverwandten Blutes ist verboten." „Juden dürfen weibliche Staatsangehörige deutschen oder artverwandten Blutes unter 45 Jahren in ihrem Haushalt nicht beschäftigen." „Juden ist das Hissen der Reichs- und Nationalflagge und das Zeigen der Reichsfarben verboten." Adolf Hitler forderte auf dem Nürnberger Reichsparteitagsgelände: „Diese Gesetze sollen geadelt werden durch die unerhörteste Disziplin des ganzen deutschen Volkes."

30. September 1935: Geheimerlaß des Reichsministers des Innern Wilhelm Frick: Jüdische Beamte sind sofort zu entlassen.

14. November 1935: Erste Verordnung zum Reichsbürgergesetz:

„Ein Jude kann nicht Reichsbürger sein." Kein Stimmrecht, kein öffentliches Amt.

26. November 1935: Der Reichsminister des Innern ordnet an: „Der Begriff ‚Nichtarier' ist durch ‚Jude' zu ersetzen.

1. August 1936: Hitler eröffnet in Berlin die elften olympischen Sommerspiele der Neuzeit (bis 16. August). Das Deutsche Reich wurde zuvor gesäubert von antijüdischen Plakaten, um den Eindruck von einer zivilisierten Nation zu erwecken. Jüdische Sportler kämpfen um Medaillen – Möglichkeiten zum Training hatten sie kaum, waren sie doch längst aus den Sportvereinen verbannt worden. Selbst Juden glauben an eine Besserung auf Dauer, etliche lassen sich dadurch von der geplanten Auswanderung abhalten. Doch der Schein trog: Kaum hatte die sportliche Jugend der Welt die Reichshauptstadt wieder verlassen, ergoß sich eine wahre Flut neuer Verbote von der Etsch bis an den Belt.
Juden durften nicht mehr sein: Wirtschaftsprüfer, Bücherrevisoren, Gastwirte, Lehrer für „arische" Kinder an Privatschulen, Sachverständige an Handelskammern, Apotheker, Vermessungsingenieure, Versteigerer, Viehhändler, Trauzeugen bei „arischen" Eheschließungen, Gasthörer in Universitäten, Patentanwälte, Bademeister, Krankenpfleger, Hebammen, Fahrlehrer.
Juden war verboten: Erwerb eines Jagdscheins, Erlangung der Doktorwürde, Adoption von Kindern, Übernahme von Vormundschaften, Antrag auf Steuerermäßigung, Bezug von Mietbeihilfe und Kindergeld, jegliche Aktivität an der Börse, Benutzung von Archiven zu Forschungszwecken.
Diese Aufzählung – nach Christian Zentner – erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

30. Juli 1937: Vorzensur für die Publikationen aller jüdischen Verlage, Veröffentlichungen ausschließlich in Antiqua oder in hebräischen Lettern. Jüdische Buchhandlungen dürfen nur noch an Juden verkaufen, die einen Ausweis vorzeigen müssen.

1. August 1937: Jüdische Buchhändler dürfen nur Juden beschäftigen.

28. März 1938: Mit dem „Gesetz über die Rechtsverhältnisse der jüdischen Kultusvereinigungen" verlieren diese ihre Stellung als Körperschaften des öffentlichen Rechts, sie werden in Vereine bürgerlichen Rechts umgewandelt.

22. April 1938: „Verordnung gegen die Unterstützung der Tarnung jüdischer Gewerbebetriebe" beendet die Versuche von Juden, die ihre Existenz sichern wollen, ihre Geschäfte zum Schein an „arische" Verwandte zu übertragen. „Ein deutscher Staatsangehöriger, der dabei mitwirkt, den jüdischen Charakter eines Gewerbebetriebes zur Irreführung der Bevölkerung oder der Behörden bewußt zu verschleiern, wird mit Zuchthaus bestraft."
26. April 1938: „Verordnung über die Anmeldung des Vermögens von Juden": „Jeder Jude hat sein gesamtes in- und ausländisches Vermögen nach dem Stande vom Tage des Inkrafttretens dieser Verordnung gemäß den folgenden Bestimmungen anzumelden und zu bewerten. Juden fremder Staatsangehörigkeit haben nur ihr inländisches Vermögen anzumelden und zu bewerten. Die Anmeldungs- und Bewertungspflicht trifft auch den nichtjüdischen Ehegatten eines Juden."
14. Juni 1938: Verordnung zur Kennzeichnung „jüdischer Gewerbebetriebe"
15. Juni 1938: Alle vorbestraften Juden werden verhaftet: „Asozialen-Aktion".
6. Juli 1938: Das „Verbot der Ausübung gewerblicher Vermittlungstätigkeit" beraubt die Juden der letzten Möglichkeiten der Berufsausübung. Sie dürfen nicht mehr auftreten als Hausierer, Schausteller, Vertreter, Aufkäufer, Privatdetektive, Straßenhändler, Heiratsvermittler, Fremdenführer, Grundstücks-, Immobilien- und Darlehensmakler, Haus- und Grundstücksverwalter.
27. Juli 1938: „Jüdische" Straßennamen sind zu entfernen.
17. August 1938: Nach der „Zweiten Verordnung zur Durchführung des Gesetzes über die Änderung von Familiennamen und Vornamen" müssen Juden nun zusätzlich die Vornamen „Sara" bzw. „Israel" führen.
27. September 1938: Jüdischen Rechtsanwälten wird die Zulassung entzogen.
30. September 1938: Jüdischen Ärzten wird die Zulassung entzogen. Sie dürfen, als „Krankenbehandler", ausschließlich jüdische Patienten behandeln.
5. Oktober 1938: Kennzeichnung der „Auslandspässe" von Juden mit einem „J". Dieser Vorläufer des „Judensterns" ist auf das

Verlangen des Chefs der Schweizerischen Fremdenpolizei, Dr. Heinrich Rothmund, zurückzuführen.

9./10./(11.) November 1938: „Reichskristallnacht": Das Attentat des jungen Polen Herschel Grynspan auf den Gesandtschaftsrat Ernst von Rath in Paris ist für die Nationalsozialisten ein willkommener Anlaß, ein großangelegtes Pogrom im gesamten deutschen Reich zu organisieren. „Es ist klar, daß das deutsche Volk aus dieser Tat seine Folgerungen ziehen wird" hatte der „Völkische Beobachter" schon am 8. November prophezeit. Beim Treffen der „Alten Kameraden" aus Anlaß des 15. Jahrestages des Münchner Putsches vom November 1923 im „Münchner Bürgerbräu" wurden die Vorbereitungen getroffen und die Anordnungen ins gesamte „Reich" telefoniert und telegrafiert. In einigen Orten, zum Beispiel in Talheim, schlagen SA-Männer erst eine Nacht später zu. Bilanz: 7500 zerstörte Geschäfte, 29 zerstörte Warenhäuser, 171 zerstörte Wohnungen, 191 ausgebrannte Synagogen, 91 ermordete Juden, mindestens 20000 Juden in Konzentrationslagern, verwüstete jüdische Einrichtungen, Gemeindehäuser, Friedhöfe.

12. November 1938: „Verordnung über die Sühneleistung der Juden deutscher Staatsangehörigkeit": „Den Juden deutscher Staatsangehörigkeit in ihrer Gesamtheit wird die Zahlung einer Kontribution von 1000000000 Reichsmark an das Deutsche Reich auferlegt.

„Verordnung zur Wiederherstellung des Straßenbildes bei jüdischen Gewerbebetrieben": „Alle Schäden, welche durch die Empörung des Volkes über die Hetze des internationalen Judentums (...) entstanden sind, sind von den jüdischen Inhabern oder jüdischen Gewerbetreibenden sofort zu beseitigen. Die Kosten der Wiederherstellung trägt der Inhaber der betroffenen Gewerbebetriebe und Wohnungen. Versicherungsansprüche von Juden (...) werden zugunsten des Reiches beschlagnahmt."

Um die zertrümmerten Schaufenster zu ersetzen (Schaden rund zehn Millionen Reichsmark), wurde die halbe Jahresproduktion der belgischen Glasindustrie benötigt. Der Chef des Sicherheitsdienstes der SS, Reinhard Heydrich, schätzte den gesamten materiellen Schaden auf „mehrere hundert Millionen Reichs-

mark". Kommentar von Hermann Göring, Reichsmarschall: „Mir wäre es lieber, ihr hättet die doppelte Anzahl von Juden umgebracht, anstatt so viele kostbare Werte zu vernichten." Und: „Ich möchte kein Jude in Deutschland sein." Die Empörung beim angeblich „empörten Volk" über diesen Pogrom ist groß. Der britische Geschäftsträger in Berlin notierte am 16. November 1938: „Ich habe nicht einen einzigen Deutschen getroffen, der nicht in unterschiedlichem Maß zumindest mißbilligt, was geschehen ist." Er sprach von einer „Horde von Wahnsinnigen", „die gegenwärtig Nazi-Deutschland beherrscht".

12. November 1938: „Anordnung des Präsidenten der Reichskulturkammer über die Teilnahme von Juden an öffentlichen Veranstaltungen": Juden ist der Besuch von Theatern, Kinos, Konzerten, Ausstellungen und ähnlichem verboten.

12. November 1938: „Verordnung zur Ausschaltung der Juden aus dem deutschen Wirtschaftsleben": „Juden ist vom 1. Januar 1939 ab der Betrieb von Einzelhandelsverkaufsstellen, Versandgeschäften oder Bestellkontoren sowie der selbständige Betrieb eines Handwerks untersagt."

15. November 1938: Jüdischen Kindern wird der Zutritt zu öffentlichen Schulen untersagt.

28. November 1938: „Polizeiverordnung über das Auftreten von Juden in der Öffentlichkeit": Bestimmte Bezirke dürfen nicht betreten werden, zu genau festgesetzten Zeiten dürfen sich Juden nicht in der Öffentlichkeit zeigen. „Wer den Vorschriften vorsätzlich oder fahrlässig zuwiderhandelt, wird mit Geldstrafe bis zu 150 RM oder mit Haft bis zu sechs Wochen bestraft."

3. Dezember 1938: Verordnung über die zwangsweise erfolgte Liquidation von Betrieben: „Dem Inhaber eines jüdischen Gewerbebetriebes kann aufgegeben werden, den Betrieb binnen einer bestimmten Frist zu veräußern oder abzuwickeln."

6. Dezember 1938: Verbot des Besuchs von Theatern, Kinos, Kabaretts, öffentlichen Konzerten, Lesehallen, Museen, Sportplätzen, Eislaufplätzen, öffentlichen und privaten Badeanstalten, Innenbädern und Freibädern. Auch das Regierungsviertel in Berlin darf von Juden nicht mehr betreten werden.

8. Dezember 1938: Juden wird der Besuch deutscher Universitäten verboten.

17. Januar 1939: Mit Wirkung vom 31. Januar 1939 erlischt die Zulassung von jüdischen Zahnärzten, Tierärzten und Apothekern.

21. Februar 1939: Mit Ausnahme von Eheringen sind innerhalb von zwei Wochen bei öffentlichen Ankaufsstellen sämtliche Gegenstände aus Gold, Silber, Platin sowie sämtliche Edelsteine und Perlen abzuliefern.

31. März 1939: Zum „Schutz der verantwortlichen Persönlichkeit im Buchhandel" ist die „arische Abstammung bis zum Jahre 1800 zurück" Voraussetzung für eine Tätigkeit im Buchhandel.

30. April 1939: „Gesetz über Mietverhältnisse mit Juden": Der gesetzliche Mieterschutz wird Juden entzogen. An vielen Orten wurden Juden aus ihren Wohnungen vertrieben und mit anderen in „Judenhäusern" zusammengelegt.

1. September 1939: Beginn des Zweiten Weltkriegs – Die Ausgangszeit von Juden wird örtlich beschränkt.

23. September 1939: In einer Anordnung der örtlichen Polizeistellen wird am höchsten jüdischen Feiertag Jom Kippur (Versöhnungsfest) befohlen: Juden haben ihre Rundfunkgeräte sofort abzuliefern.

Februar 1940: Sondersteuer an das Deutsche Reich in Höhe von 15 Prozent des Nettoeinkommens.

Mai 1940: Juden dürfen nur zwischen 15.30 und 17 Uhr einkaufen. Der Erwerb von Schokolade ist auch mit Lebensmittelkarten, die mit einem „J" abgestempelt sind, verboten, Kleiderkarten oder Bezugsscheine für Schuhe werden an Juden nicht ausgegeben.

August 1940: Die Telefone von Juden werden eingezogen.

Oktober 1940: Kein arbeitsrechtlicher Schutz für Juden: „Juden, die arbeiten, stehen in einem Beschäftigungsverhältnis eigener Art." Keine Lohnfortzahlung bei Krankheit, kein Urlaub, Kündigung am Ende des jeweiligen Arbeitstages möglich, Juden dürfen nicht als Lehrlinge beschäftigt werden, Wechsel der Stelle nur mit Erlaubnis des Arbeitsamtes.

1. September 1941: „Polizeiverordnung über die Kennzeichnung von Juden": „Juden, die das sechste Lebensjahr vollendet haben, ist es verboten, sich in der Öffentlichkeit ohne einen Judenstern zu

zeigen. Der Judenstern besteht aus einem handtellergroßen, schwarz ausgezogenen Sechsstern aus gelbem Stoff mit der schwarzen Aufschrift ‚Jude'. Er ist sichtbar auf der linken Brustseite des Kleidungsstücks fest aufgenäht zu tragen."
Außerdem: „Juden ist verboten,
a) den Bereich ihrer Wohngemeinde zu verlassen, ohne eine schriftliche Erlaubnis der Ortspolizeibehörde bei sich zu führen,
b) Orden, Ehrenzeichen und sonstige Abzeichen zu tragen."
Die „schriftliche Erlaubnis der Ortspolizeibehörde" beschränkte sich auf eine Entfernung von sieben Kilometern. Öffentliche Verkehrsmittel durften nicht benutzt werden, in Ausnahmen durften keine Sitzplätze eingenommen werden. Gaststätten, Bahnhofsrestaurants, Warteräume, Grünanlagen und Wälder durften von Juden nicht betreten werden. Der Kauf von Büchern, Zeitungen und Zeitschriften war verboten. Juden durften nicht von „arischen" Friseuren bedient werden. Haustiere, auch Wellensittiche und Zierfische, durften nicht gehalten werden.

4. November 1941: Erlaß des Reichsministers der Finanzen über die Einziehung jüdischen Vermögens und die Abschiebung der Juden: „Juden, die nicht in volkswirtschaftlich wichtigen Betrieben beschäftigt sind, werden in den nächsten Monaten in eine Stadt in den Ostgebieten abgeschoben. Das Vermögen der abzuschiebenden Juden wird zugunsten des Deutschen Reichs eingezogen. Es verbleiben den Juden 100 RM und 50 kg Gepäck je Person."

Januar 1942: Juden müssen alle Kleidungsstücke aus Pelz entschädigungslos abliefern. Bald haben sie sämtliche elektrischen und optischen Geräte, Fahrräder, Schreibmaschinen und Schallplatten abzugeben.

20. Januar 1942: Wannsee-Konferenz in Berlin: Die obersten Reichs- und Parteibehörden beschließen die „Endlösung der Judenfrage".

12. Mai 1942: Erste Massenvergasung in Auschwitz.

24. Juli 1942: Alle jüdischen Schulen werden geschlossen, „jegliche Beschulung jüdischer Kinder" ist untersagt.

4. Oktober 1942: Die deutschen Konzentrationslager werden „judenfrei": Alle jüdischen Häftlinge werden nach Auschwitz deportiert.

7. Mai 1945: Bedingungslose Kapitulation Deutschlands: Ende des Zweiten Weltkrieges. Nach vorsichtigen Schätzungen sind von den Nationalsozialisten 5,1 Millionen Juden auf die grausamste Weise ermordet worden.

Quellen- und Literaturhinweise

1. Geschichte der jüdischen Gemeinden

Für die Darstellung der Geschichte der einzelnen jüdischen Gemeinden wurden insbesondere folgende Werke herangezogen:

Paul *Sauer:* Die jüdischen Gemeinden in Württemberg und Hohenzollern, 1966 (Veröffentlichungen der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg 18).

Franz *Hundsnurscher* und Gerhard *Taddey:* Die jüdischen Gemeinden in Baden, 1968 (Veröffentlichungen der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg 19).

Utz *Jeggle:* Judendörfer in Württemberg, 1969 (Volksleben 23).

Helmut *Veitshans*: Die Judensiedlungen der schwäbischen Reichsstädte und der württembergischen Landstädte im Mittelalter, 1970 (Arbeiten zum historischen Atlas von Südwestdeutschland 5 und 6).

Germania Judaica, Band II/1 und II/2, 1968.

Darüber hinaus werden für die einzelnen jüdischen Gemeinden folgende Literatur- und Quellenhinweise gegeben, wobei auf die in den genannten Werken zitierte ältere Literatur nur ausnahmsweise erneut verwiesen wird:

(Abkürzungen: GLA Generallandesarchiv Karlsruhe, HStASt Hauptstaatsarchiv Stuttgart, HZA Hohenlohe-Zentralarchiv Neuenstein, StAD Staatsarchiv Darmstadt, StAL Staatsarchiv Ludwigsburg)

Affaltrach

Wolfram *Angerbauer:* Zum Bau der Affaltracher Synagoge, in: Schwaben und Franken, Jg. 31, Nr. 5 (1985).

Heimatbuch Eschenau. Bearbeitet von Friedrich *Abendschein* und Heinrich *Noller,* 1984, S. 338–342.

Ulrich *Maier:* Jüdische Gemeinden im Kreis Heilbronn. Projektarbeit des Leistungskurses Geschichte am Justinus-Kerner-Gymnasium Weinsberg 1984, 1985 (Materialien Geschichte/Gemeinschaftskunde 10), S. 15–27.

Zur Geschichte der israelitischen Schule zu Affaltrach und Eschenau. Auszug aus einem Konferenzaufsatz von Schullehrer *Spatz* in Affaltrach, in: Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte X, S. 270–285.

Gemeindearchiv Affaltrach AA 443.

Gemeindearchiv Eschenau EsA 503.

HStASt B 360 Bü 13–20, 94–119; C 3 W 2122.

StAL B 287 Bü 23, 191; B 578 Bü 603; E 173 I Bü 1308, 1310; E 173 III Bü 737, 6261 a, 6276; E 212 Bü 3–4, 9, 113, 121, 150–152, 156, 173, 175, 189, 214, 324, 363; F 213 Bü 80—81, 87.

Babstadt

Gustav *Neuwirth:* Heimatbuch des Dorfes Babstadt, 1976, S. 26 und 79.

Archiv der Freiherren von Gemmingen Burg Guttenberg, Bestand Akten (noch unverzeichnet).

Archiv der Freiherren von Gemmingen Burg Hornberg X/1/1 Lagerbuch Babstadt 1713; XII/3/17 Amtsprotokolle Treschklingen.

GLA 69/Gemmingen-Hornberg-Treschklingen A 1822; 125/980, 982; 364/1072.

Bachenau

StAL B 287 Bü 187, 191.

Bad Rappenau

Gustav *Neuwirth:* Geschichte der Stadt Bad Rappenau, 1978, S. 291–293.
Archiv der Freiherren von Berlichingen Jagsthausen XV/15.
Archiv der Freih. v. Gemmingen Burg Hornberg XI/1/4; XI/3/17; XI/5/30; XI/6/31.
GLA 69/Gemmingen–Hornberg–Treschklingen A 1822, 2782, 2800, 2936, 3113; 125/980; 229/84295–84296; 233/27729; 364/1072; 377/2853, 7981–7982.
HStASt J 355 Bü 186.
Stadtarchiv Bad Wimpfen, Rats- und Gerichtsprotokolle 1559–1599 sowie Akten Abt. XII.

Bad Wimpfen

Otto *Böcher:* Eine hebräische Bauinschrift in Wimpfen, in: Regia Wimpina (Beiträge zur Wimpfener Geschichte 2, zugleich Sonderdruck aus Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Bad.-Württ. 8), 1983, S. 473–476.
Sabine *Frey:* Rechtsschutz der Juden gegen Ausweisungen im 16. Jahrhundert (Rechtshistorische Reihe 30), 1983, S. 68–69.
Joachim *Hahn:* Geschichte der Juden im Kraichgau, in: KRAICHGAU, Folge 9, 1985, S. 157–169.
Urkundenbuch der Stadt Heilbronn, Band I–IV, 1904–1922.
GLA 69/Gemmingen–Gemmingen 1452; 69/Gemmingen–Hornberg–Treschklingen A 564, 3248; 69/Racknitz 1687; 77/2908; 229/97290; 364/1072–1073.
HStASt A 56 Bü 8.
HZA E 55/2.
Archiv der Grafen Neipperg Schwaigern, Verwaltungsrechnungen Massenbachhausen.
StAD C 1 Nr. 25 a Bl. 339–340; C 1 Nr. 70 Bd. III Bl. 295–296; G 15 Heppenheim Abl. 1 Nr. 267, 280 und Abl. 2 Nr. 408, 432, 435–436.
StAL B 268 Bü 45; B 287 Bü 3, 23, 26, 187, 191, 211, 254, 258.
Stadtarchiv Wimpfen, Rats- u. Gerichtsprotokolle 1559–1599 sowie Akten Abt. XII.

Berwangen

Gustav Neuwirth: Geschichte der Gemeinde Kirchardt und der Ortsteile Berwangen und Bockschaft, 1978, S. 308.
GLA 69/Gemmingen–Gemmingen 923, 1392, 1462; 69/Gemmingen–Hornberg–Treschklingen A 3113; 69/Racknitz Amtsrechnungen Heinsheim; 125/980; 313/1262; 352/35, 37, 179, 187, 311; 377/2774–2776, 4466–4467, 4521.
Archiv der Grafen Neipperg Schwaigern, Amtsprotokolle Massenbachhausen 1737–1745 sowie Akten A 531.
HStASt J 355 Bü 186; StAL B 287 Bü 207.

Biberach

Archiv der Grafen Neipperg Schwaigern, Verwaltungsrechnung Massenbachhausen 1673/74.

StAL B 268 Bü 45; B 287 Bü 7, 10, 39, 191, 193, 254–255, 257.
Stadtarchiv Wimpfen, Ratsprotokoll 1599.

Binswangen

Lothar *Hantsch:* Von den Juden in Neckarsulm, in: Historische Blätter des Heimatvereins Neckarsulm September/Oktober 1985, S. 3.
StAL B 287 Bü 23, 37, 187, 191, 219, 236, 254.

Bonfeld

Archiv der Freiherren von Gemmingen Burg Guttenberg, Amtsrechnungen Bonfeld sowie unverzeichnete Akten.
Archiv der Grafen Neipperg Schwaigern, Verwaltungsrechnungen Massenbachhausen.
GLA 69/Gemmingen–Gemmingen 890, 1002, 1502 sowie Amtsrechnungen; 125/980, 982; 69/Racknitz 1111 sowie Amtsrechnungen Heinsheim.
HStASt J 355 Bü 186.
StAL B 578 Bü 216 b; E 173 I Bü 1308, 1310; E 173 III Bü 6268, 6276; E 212 Bü 3, 4, 11, 39, 113, 161, 232; F 158 Bü 138.
Stadtarchiv Wimpfen Abt. XII.

Brackenheim

Heimatbuch Brackenheim, 1980, S. 59.

Bürg

Archiv der Grafen Neipperg Schwaigern, Manual der Verwaltungsrechnung Massenbachhausen 1707/08.
StAL B 287 Bü 9, 23.

Degmarn

StAL B 265 Bü 198.

Eppingen

Hans *Franke:* Geschichte und Schicksal der Juden in Heilbronn, 1963, S. 31.
Joachim *Hahn:* Geschichte der Juden im Kraichgau, in: KRAICHGAU Folge 9, 1985, S. 157–169.
Reinhard *Hauke* (Hrg.): Jüdische Kindheit in Eppingen in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Die Erinnerungen der Clara Geissmar geb. Regensburger, in: Rund um den Ottilienberg, Band 3, 1985, S. 242–267.
Reinhard *Hauke:* Zur „neuen Synagoge" von 1872/73, in: Heilbronner Stimme vom 15. 8. 1985.
Urkundenbuch der Stadt Heilbronn, Band IV, 1922, S. 397, 830.
Edmund *Kiehnle:* Die Judenschaft in Eppingen und ihre Kultbauten, in: Rund um den Ottilienberg, Band 3, 1985, S. 146–170.
Archiv der Grafen Neipperg Schwaigern A 583.

GLA 69/Gemmingen–Gemmingen 121, 1001, 1371; 69/Racknitz Amtsrechnungen Heinsheim; 77/2881, 2888, 3012–3013, 3019, 3022, 3024, 3026, 3029, 3034, 6145, 7251, 7254, 7257, 7265, 7269; 229/25806, 25890, 26041; 233/31325, 31327; 236/2834, 4475; 352/35, 37, 72, 275, 311–312; 377/2788–2790, 7447; 431/4859.
HStASt A 56 Bü 8; A 439 L Bü 25.
StAL B 287 Bü 23.

Erlenbach

StAL B 287 Bü 191.

Eschenau

Heimatbuch Eschenau. Bearbeitet von Friedrich *Abendschein* und Heinrich *Noller,* 1984, S. 330–347.
Ulrich *Maier:* Jüdische Gemeinden im Kreis Heilbronn. Projektarbeit des Leistungskurses Geschichte am Justinus-Kerner-Gymnasium Weinsberg 1984, 1985 (Materialien Geschichte/Gemeinschaftskunde 10), S. 28–29.
Zur Geschichte der israelitischen Schule zu Affaltrach und Eschenau. Auszug aus einem Konferenzaufsatz von Schullehrer *Spatz* in Affaltrach, in: Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte X, S. 270–285.
Gemeindearchiv Eschenau EsA 503–504.
GLA 69/Gemmingen–Hornberg–Treschklingen 1919; 125/980.
StAL B 109a Bü 4; B 287 Bü 191, 254; E 173 I Bü 1308, 1310; E 173 III Bü 6261a, 6276; E 212 Bü 108, 133; F 213 Bü 80–81, 87.

Fürfeld

Urkundenbuch der Stadt Heilbronn, Band II, 1913, S. 545.
GLA 69/Racknitz Amtsrechnungen Heinsheim; 69/Gemmingen–Gemmingen 1275.
StAL B 109a Bü 4.

Gemmingen

Tony *Fleck:* Gemmingen 769–1969, 1969.
Archiv der Grafen Neipperg Schwaigern, Württembergische Amtsrechnungen für Gemmingen; Akten A 288a; Ruggerichtsprotokoll Gemmingen 1746.
GLA 69/Gemmingen–Gemmingen 28, 61, 68, 111, 137, 291, 300–302, 315, 323, 327, 431, 584, 689, 801, 848, 891, 895–897, 907, 923, 981, 984, 992, 1001–1002, 1198, 1274–1275, 1282, 1338, 1349, 1371, 1392, 1452, 1459, 1536, 1742 sowie Ruggerichtsprotokolle Gemmingen 1684 ff.; 69/Racknitz Amtsrechnungen Heinsheim; 125/980, 982; 313/1262; 352/35, 37, 337; 377/3159, 3560, 4090–4091, 4551, 5439–5440, 7525, 7527.
HStASt A 202 Bü 944; J 355 Bü 186.

Gochsen

StAL B 287 Bü 258–259; HStASt A 206 Bü 543.

Grombach

Freundliche Hinweise von Dr. Arnold Scheuerbrandt, Bad Rappenau-Grombach.
Archiv der Freiherren von Gemmingen Burg Hornberg XII/3/17.
GLA 125/982; 233/27729; 236/953; 313/1262; 377/2866, 4149, 4474, 4548, 7577–7578.
HStASt J 355 Bü 186.

Gundelsheim

Erwin *Wörner:* Chronik von Gundelsheim und Horneck nebst Umgebung, 1925, S. 160–161.
GLA 229/41230; 364/1072.
StAL B 266 Bü 73, 149; B 267 Bü 10; B 287 Bü 2, 6–7, 10, 16, 36–37, 39, 44, 46, 49, 60, 186–194, 198, 200, 202, 204–205, 208, 219, 254, 256, 258; B 325 Bü 399; E 173 I Bü 1308, 1310; E 173 III Bü 6270; E 212 Bü 280; F 187 Bü 75.
Stadtarchiv Wimpfen, Rats- und Gerichtsprotokolle 1559–1599.

Heilbronn

Hans *Franke:* Geschichte und Schicksal der Juden in Heilbronn, 1963 (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Heilbronn 11).
Urkundenbuch der Stadt Heilbronn, Band I–IV.
HZA E 55/1; E 55/2; E 56; E 57.
STAD C 1 Nr. 70 Bd. III Bl. 295–296.
StAL B 287 Bü 191; E 212 Bü 39.

Heinsheim

Gustav *Neuwirth:* Geschichte des Dorfes Heinsheim am Neckar, 2. Auflage 1965, S. 190–195.
Archiv der Freih. v. Gemmingen Burg Guttenberg, Akte Judenschaft Wollenberg.
Archiv der Freiherren von Gemmingen Burg Hornberg XI/1/4.
GLA 69/Gemmingen–Hornberg–Treschklingen A 2936, 3113; 125/980, 983; 229/41230–41233, 84295; 233/27729; 236/2827; 313/1262; 364/339, 1071–1072, 1079, 2283, 3008, 3555, 3742, 3749; 69/Racknitz 988, 1111, 1208, 1415, 1687, 1772, 1813, sowie Amtsrechnungen Heinsheim;
HStASt J 355 Bü 186.
StAL B 266 Bü 73; B 287 Bü 7, 10, 13, 26, 38, 44, 46, 48–49, 59–60, 64, 186–191, 207–208, 256, 258.
Stadtarchiv Wimpfen, Gerichts- u. Ratsprotokolle 1559–1599 sowie Akten Abt. XII.

Hipfelhof

Stadtarchiv Wimpfen, Ratsprotokoll 1599 und Akten Abt. XII; HStASt A 57 Bü 13.

Horkheim

Pfarrer *Duncker:* Zur Geschichte der Juden in Horkheim und Talheim a. Sch., in: Vierteljahrshefte des Zabergäuvereins, 1905, S. 4–16.

Hans *Franke:* Geschichte und Schicksal der Juden in Heilbronn, 1963, S. 204ff.
Archiv der Grafen Neipperg Schwaigern A 299 a, 512b.
StAL B 109 a Bü 2, 4–6, 8–12, 15–18, 22, 26; B 287 Bü 8, 188, 225, 258, 269; B 325 Bü 399; E 173 I Bü 1308, 1310; E 173 III Bü 6268; E 212 Bü 39, 363; F 213 Bü 80.

Ittlingen

Gustav *Neuwirth:* Geschichte der Gemeinde Ittlingen, 1981, S. 365–367.
Archiv der Freiherren von Gemmingen Burg Hornberg XI/8/15, XXI/9/4.
GLA 69/Gemmingen-Gemmingen 255, 301, 431–432, 463, 543–544, 547–548, 651–652, 655, 657, 691, 692 a, 698, 756, 778, 891–892, 895, 992, 1001–1002, 1033, 1198, 1224, 1274–1275, 1282, 1305, 1317, 1329, 1338, 1349, 1371, 1392, 1423, 1458, 1462, 1466, 1502, 1654; 69/Gemmingen–Hornberg–Treschklingen 2433–2434, 2436, 2484; 69/Racknitz Amtsrechnungen Heinsheim; 125/980; 313/1262; 352/35, 37, 311; 377/2824–2825, 4561, 7730–7731.
StAL B 287 Bü 258.

Kirchardt

Gustav *Neuwirth:* Geschichte der Gemeinde Kirchardt und der Ortsteile Berwangen und Bockschaft, 1978, S. 170ff.
GLA 69/Gemmingen–Gemmingen 291, 532, 545; 69/Gemmingen–Hornberg–Treschklingen A 3113; 69/Racknitz Amtsrechnungen Heinsheim; 77/3012, 3022, 3024, 3029, 6145, 7251, 7257; 313/1262.
StAL B 109 a Bü 26.

Kirchhausen

Archiv der Grafen Neipperg Schwaigern, Verwaltungsrechnungen Massenbachhausen.
GLA 69/Gemmingen–Gemmingen 1001.
StAL B 287 Bü 46, 186, 191, 194, 236, 253–254, 257–258.
Stadtarchiv Wimpfen Abt. XII.

Kleingartach

Urkundenbuch der Stadt Heilbronn, Band I, 1904, S. 280.
Ernst *Voltmer:* Zur Geschichte der Juden im spätmittelalterlichen Speyer, in: Zur Geschichte der Juden im Deutschland des späten Mittelalters und frühen Neuzeit, hg. von Alfred *Haverkamp,* 1981, S. 94–121.

Kochendorf

Egon *Fieß:* Beiträge zur Geschichte der jüdischen Gemeinde in Kochendorf, in: Bad Friedrichshall 1933–1983, 1983, S. 405–429.
Lothar *Hantsch:* Juden in Kochendorf, ebd. S. 430–436.
GLA 77/2883.
StAL B 265 Bü 198; B 266 Bü 73; B 287 Bü 3, 7, 23, 186–187, 191–192, 195, 199, 209, 211, 213; B 583 Bü 1152; B 584 Bü 5; E 173 I Bü 1309–1310; E 173 III Bü 6261 a, 6268; E 212 Bü 113; F 158 Bü 138; F 187 Bü 75; F 213 Bü 80.
Stadtarchiv Wimpfen, Rats- und Gerichtsprotokolle 1559–1599.

Kochertürn

Lothar *Hantsch:* Von den Juden in Neckarsulm, in: Historische Blätter des Heimatvereins Neckarsulm September/Oktober 1985.
StAL B 287 Bü 10, 23, 37, 187, 191, 219, 236.

Korb

Freundliche Hinweise von Herrn Wilhelm *Wetterauer,* Adelsheim.
Archiv der Freiherren von Berlichingen Jagsthausen XV/16/5.
GLA 233/31326; 338/2317–2318.
StAL E 173 I Bü 1308, 1310; E 173 III Bü 6261 a; E 212 Bü 397; F 187 Bü 75.

Lehrensteinsfeld

Ulrich *Maier:* Jüdische Gemeinden im Kreis Heilbronn. Projektarbeit des Leistungskurses Geschichte am Justinus-Kerner-Gymnasium Weinsberg 1984, 1985, S. 30–37.
Karl *Schumm:* Die Dorfordnung von Lehrensteinsfeld, in: 24. Veröffentlichung des Historischen Vereins Heilbronn, 1963, S. 187–207.
Gemeindearchiv Eschenau EsA 503.
GLA 69/Racknitz Amtsrechnungen Heinsheim; 125/980.
HStASt B 360 Bü 118; J 355 Bü 186.
StAL B 109 a Bü 18; B 287 Bü 23, 191, 219, 221, 259; B 578 Bü 220, 603; E 173 I Bü 1308, 1310; E 173 III Bü 6261 a, 6276; E 212 Bü 3, 108, 156–157, 200–201, 211, 220, 232, 236, 302, 319; F 213 Bü 80–81.
Stadtarchiv Wimpfen, Gerichtsprotokolle 1592–1594.

Löwenstein

Urkundenbuch der Stadt Heilbronn, Band IV, 1922, S. 393, 395 und 398.
HStASt A 56 Bü 8.
Stadtarchiv Wimpfen, Ratsprotokolle 1562 und 1563.

Massenbach

Archiv der Freiherren von Massenbach A 803–808, 812.
Archiv der Grafen Neipperg Schwaigern, Verwaltungsrechnungen Massenbachhausen sowie Akten A 350, 534.
GLA 69/Gemmingen–Gemmingen 147, 365, 367; 69/Racknitz Amtsrechnungen Heinsheim; 125/980, 982.
StAL B 109 a Bü 29; B 578 Bü 147–148, 221; E 173 I Bü 1309–1310; E 173 III Bü 1803, 6261, 6264; E 212 Bü 39, 232, 398; F 158 Bü 138.

Massenbachhausen

Archiv der Grafen Neipperg Schwaigern, Verwaltungsrechnungen Massenbachhausen, Amtsrechnungen Schwaigern sowie Akten A 288a, 531, 534 und 539.
GLA 69/Gemmingen–Gemmingen 11, 148, 895; 69/Racknitz Amtsrechnungen Heinsheim; 77/3024; 125/980.
StAL E 173 I Bü 1308, 1310; E 173 III Bü 6261, 6264; E 212 Bü 232, 281, 398; F 158 Bü 138.

Mühlbach

Karl *Dettling:* Die Revolution 1848–1849 im Amtsbezirk Eppingen, in: Mühlbacher Jahrbuch 1980, S. 15–16.
GLA 77/3029, 6145; 233/31326; 236/953; 352/35, 37, 72; 377/7846.

Neckarsulm

Hans *Franke:* Geschichte und Schicksal der Juden in Heilbronn, 1963, S.35–39.
Lothar *Hantsch:* Von den Juden in Neckarsulm, in: Historische Blätter des Heimatvereins Neckarsulm September/Oktober 1985.
Urkundenbuch der Stadt Heilbronn, Bd. I–IV, 1904–1922.
GLA 77/3024.
HStASt A 56 Bü 8.
StAL B 287 Bü 3, 7, 10, 14, 17, 21, 23, 33, 37, 39, 48–49, 59–60, 64, 73, 186–187, 191, 199, 206, 219–226, 228–236, 238–239, 241–244, 246, 248–250, 252, 256–258; E 173 I Bü 172, 1310; E 173 III Bü 6261a, 6271; F 187 Bü 75.
Stadtarchiv Wimpfen, Rats- und Gerichtsprotokolle 1559–1599.

Neckarwestheim

Urkundenbuch der Stadt Heilbronn, Band II und III, 1913 und 1916.
HStASt A 56 Bü 8; A 44 U 267.

Neudenau

Freundliche Hinweise von Herrn Pfarrer Dr. Joachim *Hahn.*
Fridolin *Mayer,* Geschichte der Stadt Neudenau an der Jagst und ihrer beiden Wallfahrtskapellen St. Gangolf und St. Wolfgang, 1937.
Archiv der Freiherren von Berlichingen Jagsthausen XV/17.
GLA 229/72439–72441, 100471; 233/27729; 236/9531; 313/1262; 364/339, 1785–1786, 3587–3588, 7223.
HStASt A 56 Bü 6 und 8.
StAD C 1 Nr. 70 Bd. III, Bl. 295–296.
StAL B 287 Bü 23, 192.

Neuenstadt am Kocher

Urkundenbuch der Stadt Heilbronn, Band IV, 1922, S. 830.

Obergimpern

Archiv der Freiherren von Gemmingen Burg Guttenberg, Amtsrechnung Wollenberg 1778/79.
Archiv der Freiherren von Gemmingen Burg Hornberg XII/3/17.
Archiv der Grafen Neipperg Schwaigern, Verwaltungsrechnung Massenbachhausen 1685/86.
GLA 69/Gemmingen–Hornberg–Treschklingen A 3113; 72/Yrsch 3; 77/2908, 3034, 6145, 7269; 229/77408; 236/2834; 313/1262; 364/1072; 377/3358–3359, 3608, 3610, 3780, 4495, 4586, 7944; 69/Racknitz Amtsrechnungen Heinsheim.
Stadtarchiv Wimpfen, Rats- und Gerichtsprotokolle 1575–1596.

Oedheim

HStASt J 355 Bü 187.
StAL B 266 Bü 73; B 287 Bü 23, 39, 44, 46, 48–49, 59–60, 211–218, 222, 256; B 308 Bü 83; B 342 c Bü 15–16; E 173 I Bü 1308, 1310; E 173 III Bü 6271; E 212 Bü 4, 39, 94, 350; F 187 Bü 75.

Olnhausen

Hans *Hain:* Aus der Vergangenheit des Dorfes Olnhausen (1200 Jahre Olnhausen), 1981, S. 38–40.
Archiv der Freiherren von Berlichingen Jagsthausen XV/15–17 sowie Amtsrechnungen.
GLA 364/1079.
HStASt J 355 Bü 187.
StAL E 173 I Bü 1308, 1310; E 173 III Bü 6261 a, 6271; E 212 Bü 3–4, 95, 115, 142, 223–224, 397; F 187, Bü 75.

Richen

Archiv der Grafen Neipperg Schwaigern, Amtsrechnungen Massenbachhausen.
GLA 69/Gemmingen–Gemmingen 431, 546–548, 552, 639, 800, 992, 1001, 1049 sowie Ruggerichtsprotokolle 1684ff. 77/2881, 3022, 3024, 3029, 3034, 6145, 7251, 7257; 236/953; 313/1262; 352/35, 37, 311, 469.
HStASt J 355 Bü 187.

Schluchtern

Heimatbuch Leingarten, 1982, S. 93–96.
Archiv der Grafen Neipperg Schwaigern, Amtsrechnungen Massenbachhausen sowie Akten A 299 a.
GLA 69/Gemmingen–Gemmingen 432; 77/2881, 3012, 3022, 3024, 3029, 3034, 6145, 7251, 7257, 7269; 229/93402, 97284; 313/1262; 352/35, 311, 499; 364/339.
HStASt J 355 Bü 187.
StAL B 287 Bü 10, 242, 254; F 158 Bü 138.
Stadtarchiv Brackenheim, Gerichtsprotokoll 1681.
Stadtarchiv Wimpfen Abt. XII.

Siegelsbach

Freundliche Hinweise von Herrn Rudolf *Petzold,* Siegelsbach.
Archiv der Freiherren von Gemmingen Burg Guttenberg, Bestand Akten (noch unverzeichnet).
Archiv der Freiherren von Gemmingen Burg Hornberg XI/1/4 und XII/3/17.
GLA 69/Gemmingen–Hornberg–Treschklingen 2936; 77/3034, 6145; 233/27729; 313/1262; 377/3182, 3418, 8116–8117; 69/Racknitz 1111 sowie Amtsrechnungen Heinsheim.
StAL B 287 Bü 198.

Sontheim

Hans *Franke:* Geschichte und Schicksal der Juden in Heilbronn, 1963.
Archiv der Freiherren von Gemmingen Burg Hornberg VII/6/46 und X/1/4.

GLA 69/Gemmingen–Gemmingen 1020–1021; 77/3024; 69/Gemmingen–Hornberg–Treschklingen A 3113.
HStASt A 56 Bü 8.
StAL B 109a Bü 4–5; B 287 Bü 8, 64, 140, 191, 266–267, 269; B 324 Bü 252; B 325 Bü 181, 399; B 583 Bü 300; E 173 I Bü 1308–1310; E 173 III Bü 6268; E 212 Bü 3–4, 9, 39; E 226/190 Bü 111; F 213 Bü 80.

Stebbach

GLA 69/Gemmingen–Gemmingen 147, 327, 639; 233/31326; 313/1262; 352/35, 37, 311, 529, 555; 364/1072; 377/4615, 4617, 8211; 69/Racknitz Amtsrechnungen Heinsheim.

Stein am Kocher

Hans *Franke:* Geschichte und Schicksal der Juden in Heilbronn, 1963, S. 200–204.
Norbert *Jung:* Spurensuche S – die Juden von Stein am Kocher, 1985.
Norbert *Jung:* 75 Jahre Volksbank Heilbronn: Der Einstieg der Familie Gumbel aus Neuenstadt-Stein in das Heilbronner Bankwesen, in: Geschichtliche und heimatkundliche Beilage zum Amtsblatt der Stadt Neuenstadt und ihrer Teilorte, 1985.
Archiv der Freiherren von Berlichingen Jagsthausen XV/15.
GLA 77/3024; 229/72487, 100471; 233/27729; 236/953; 313/1262; 364/339, 443, 4932, 7227.
StAL B 287 Bü 9, 14, 23, 186–187, 219; B 583 Bü 300.
Stadtarchiv Wimpfen Abt. XII.

Stockheim

Gemeindearchiv Zaberfeld ZA 470.
StAL B 287 Bü 47, 186, 258–259; B 342 g Bü 18.

Talheim

Theobald *Nebel:* Die Geschichte der jüdischen Gemeinde in Talheim, 1963.
Urkundenbuch der Stadt Heilbronn, Bd. II und III, 1913 und 1916.
GLA 69/Racknitz Amtsrechnungen Heinsheim.
HStASt A 56 Bü 8.
StAL B 109 a Bü 22, 26; B 325 Bü 399; E 173 I Bü 1308, 1310; E 212 Bü 388; F 213 Bü 80.

Untereisesheim

Urkundenbuch der Stadt Heilbronn, Band II, 1913, S. 113.
GLA 77/2908.
HStASt A 56 Bü 8.
StAL B 287 Bü 3, 6, 191, 219.
Stadtarchiv Wimpfen, Rats- und Gerichtsprotokolle 1559–1599 sowie Akten Abt. XII.

Weinsberg

Franz *Andritsch:* Die israelitische Seelsorge in der königlichen Heil- und Pflegeanstalt Weinsberg (1905–1918), in: Schwaben und Franken Jg. 30, Nr. 2, 1984.
HStASt A 56 Bü 8.

Willsbach

StAL B 287 Bü 3.

Wollenberg

Archiv der Freiherren von Gemmingen Burg Guttenberg, Amtsrechnungen und Akten (noch unverzeichnet).
GLA 69/Racknitz 1111 und Amtsrechnungen Heinsheim; 125/980; 229/115803, 115819; 236/953; 313/1262; 377/1384–1385.
HStASt J 355 Bü 187.
StAL B 287 Bü 189.

Zaberfeld

Gemeindearchiv Zaberfeld ZA 350.
GLA 69/Gemmingen–Gemmingen 300–301; 125/982.
HStASt A 439 L Bü 20–23, 25–26.
Pfarrarchiv Zaberfeld, Kirchenkataloge 1756 und 1770.
StAL E 173 I Bü 1308, 1310; E 173 III Bü 6261, 6265; F 158 Bü 137.

2. Geschichten aus den jüdischen Gemeinden

Leo *Baeck:* Das Wesen des Judentums, Wiesbaden 1923.
Franz J. *Bautz* (Hg.): Geschichte der Juden. Von der biblischen Zeit bis zur Gegenwart, München 1983.
Comité des Délégations Juives: Die Lage der Juden in Deutschland 1933, wiederaufgelegt Frankfurt 1983.
Deutsche Jüdische Soldaten, 1914–1945, hg. vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt, Herford.
Die Opfer der nationalsozialistischen Judenverfolgung 1933–1945, hg. von der Archivdirektion Stuttgart (Veröffentlichungen der Staatlichen Archivverwaltung Baden-Württemberg Beiband zu Band 20), Stuttgart 1969.
Bernt *Engelmann:* Deutschland ohne Juden. Eine Bilanz, München 1979.
Lea *Fleischmann:* Dies ist nicht mein Land. Eine Jüdin verläßt die Bundesrepublik, Hamburg 1980.
Hans *Franke:* Geschichte und Schicksal der Juden in Heilbronn (Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Heilbronn 11), Heilbronn 1963.
Rabbi Schelno *Ganzfried:* Kizzur Schulohan Aruch, Basel.
Martin *Gilbert:* Endlösung. Die Vertreibung und Vernichtung der Juden. Ein Atlas, Hamburg 1982.
Micha Josef *Gorion:* Sagen der Juden, Frankfurt 1980.
Gerhard *Grimm:* Der Nationalsozialismus. Programm und Verwirklichung, München 1981.

Gideon *Hausner:* Die Vernichtung der Juden. Das größte Verbrechen in der Geschichte, München 1979.
Walther *Hofer:* Der Nationalsozialismus. Dokumente 1933–1945, Frankfurt 1957.
Jüdische Gotteshäuser und Friedhöfe in Württemberg. Hg. vom Oberrat der israelitischen Religionsgemeinschaft Württemberg, Stuttgart 1932.
Jüdisches Erbe in Deutschland. Botschaft und Herausforderung, hg. vom Deutschen Koordinierungsrat der Gesellschaften für christlich-jüdische Zusammenarbeit, Frankfurt 1984.
Hilde *Kammer,* Elisabeth *Bartsch:* Jugendlexikon Nationalsozialismus. Begriffe aus der Zeit der Gewaltherrschaft 1933–1945, Hamburg 1982.
Eugen *Kogon:* Der SS-Staat. Das System der deutschen Konzentrationslager, München 1974.
Eugen *Kogon,* Hermann *Langbein,* Adalbert *Rückerl* u. a.: Nationalsozialistische Massentötungen durch Giftgas, Frankfurt 1983.
Heinz *Lauber:* Judenpogrom. „Reichskristallnacht" November 1938 in Großdeutschland, Gerlingen 1981.
Lebenszeichen: Juden aus Württemberg nach 1933, Gerlingen 1982.
Heiner *Lichtenstein:* Majdanek. Reportage eines Prozesses, Frankfurt 1979.
Marbacher Magazin: In den Katakomben. Jüdische Verlage in Deutschland 1933 bis 1938, Marbach 1983.
Bernd *Martin,* Ernst *Schulin* (Hg.): Die Juden als Minderheit in der Geschichte, München 1981.
Theobald *Nebel:* Die Geschichte der jüdischen Gemeinde in Talheim. Ein Beispiel für das Schicksal des Judentums in Württemberg, hg. von der Gemeinde Talheim 1963.
Dagobert D. *Runes:* Die Wurzel der Judenverfolgungen, Darmstadt 1981.
Hans-Dieter *Schmid,* Gerhard *Schneider,* Wilhelm *Sommer:* Juden unterm Hakenkreuz, Band 1 und 2, Düsseldorf 1983.
Thomas *Schnabel* (Hg.): Die Machtergreifung in Südwestdeutschland. Das Ende der Weimarer Republik in Baden und Württemberg 1928–1933, Stuttgart 1982.
„. . . sie hatten noch die Frechheit zu weinen . . .", Materialien zum Thema Judenverfolgung im 3. Reich, hg. von der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft Bezirk Nordbaden 1979.
Leo *Sievers:* Juden in Deutschland. Die Geschichte einer 2000jährigen Tragödie, München 1979.
Rolf *Vogel:* Ein Stempel hat gefehlt. Dokumente zur Emigration deutscher Juden, München 1977.
Bettina *Wenke:* Interviews mit Überlebenden. Verfolgung und Widerstand in Südwestdeutschland, Stuttgart 1980.
Joseph *Wulf:* Das Dritte Reich und seine Vollstrecker, Frankfurt 1984.
Max *Wurmbrand,* Cecil *Roth:* Das Volk der Juden. 4000 Jahre Kampf ums Überleben, Dreieich 1980.
Christian *Zentner:* Anmerkungen zu „Holocaust". Die Geschichte der Juden im Dritten Reich, München 1979.

Herzlichen Dank für freundliche Unterstützung an Karl Albrecht, Weinsberg-Grantschen; Hanna Bachrach, Petach Tikwa (Israel); Gotthilf Bauer, Obersulm-Affaltrach; Richard Bauer, Heilbronn; Albert Behr, New York (USA); Landesrabbiner Joel Berger, Stuttgart; Professor Theodor Bergmann, Stuttgart; Willi Brian, Gemmingen-Stebbach; Hans-Heinrich Christ, Gemmingen-Stebbach; Emma Eberle, Ilsfeld; Frida und Adam Ebert, Gemmingen; Esther Engländer, Flein; Arno Hagenbuch, Rosenberg; Allan T. Hirsh, Baltimore (USA); Uwe Jacobi, Heilbronn; Norbert Jung, Heilbronn; Edmund Kiehnle, Eppingen; Rolf Krepp, Gemmingen-Stebbach; Hermann und Emil Luithle, Talheim; James May, Lake Worth (USA); Karl Mayer, Gemmingen-Stebbach; Willi Moser, Heidelberg; Curt Müller, Karls-

ruhe; Heinrich Noller, Obersulm-Eschenau; Ekkehard Nupnau, Schwaigern; Richard Ott, Bad Friedrichshall; Professor Hellmut Riegraf, Heilbronn; Ernst Roller, Obersulm-Willsbach; Birgit und Thomas Satinsky, Untergruppenbach; Will Schaber, New York (USA); Erich Schloss, Petach Tikwa (Israel); Werner Schneider, Bad Rappenau-Bonfeld; Dr. Gustav Schöck, Stuttgart; Varda Selberg, Haifa (Israel); Stadtarchiv Heilbronn; Roy Thalheimer, Melbourne (Australien).

Bildnachweis

Christ, Hans-Heinrich, Gemmingen-Stebbach Seite 294
Frank, Hans Georg S. 30, 44, 49, 50, 57, 105, 297, 300, 310, 317, 372–373
Generallandesarchiv Karlsruhe S. 75, 77, 204
Hantsch, Lothar, Bad Friedrichshall S. 132
Hauptstaatsarchiv Stuttgart S. 24 (Bestand J 355 Bü 307), S. 66 (Bestand J 355 Bü 305), S. 87 (Bestand Staatsarchiv Ludwigsburg B 287 Bü 37), S. 107 (Bestand J 355 Bü 305), S. 173 (Bestand Staatsarchiv Ludwigsburg B 287 Bü 222), S. 184 (Bestand J 355 Bü 306), S. 193 (Bestand Staatsarchiv Ludwigsburg E 212 Bü 94), S. 196 und 233 (Bestand J 355 Bü 307).
Hoch, Foto, Adelsheim S. 137
Hübl, Foto, Siegelsbach S. 212
Kreisbildstelle Heilbronn S. 22, 37, 121, 178, 208
Maier, Ulrich, Löwenstein S. 144
Noller, Heinrich, Obersulm-Eschenau S. 69, 70
Nupnau, Ekkehard, Schwaigern S. 63
Privatbesitz S. 289, 312, 361
Riexinger, Hans, Bad Friedrichshall S. 129, 130
Stadtarchiv Heilbronn S. 92, 99, 218, 220
Wagner, Karl, Nordheim, sowie Privatbesitz S. 153, 154, 159
Bildband „Alte Photographien aus Neuenstadt am Kocher“ S. 228

Ortsregister

Im Landkreis Heilbronn gelegene Orte sind nach Gemeindezugehörigkeit, Orte außerhalb des Landkreises auch nach Kreis- bzw. Landeszugehörigkeit identifiziert. Ortsnamen als Bestandteil des Namens einer Adelsfamilie sind nicht aufgeführt. Auf die Bearbeitung eines Personenregisters wurde im Hinblick auf die Vielzahl der genannten Personennamen, deren Schreibweise in der ursprünglichen Form belassen wurde, verzichtet.

Adelsheim, Neckar-Odenwald-Kreis 110, 136
Adelshofen, Stadt Eppingen 117
Adersbach, Stadt Sinsheim, Rhein-Neckar-Kreis 42
Affaltrach, Gemeinde Obersulm 14, 17–24, 68–72, 115, 140–141, 143, 171, 219, 234, 260–261, 263–264, 273, 311–314, 316–317, 320, 343, 345, 350
Allfeld, Gemeinde Billigheim, Neckar-Odenwald-Kreis 179
Amorbach, Lkr. Miltenberg 171, 174, 177
Amsterdam (Niederlande) 75, 324, 333
Ansbach 26
Antwerpen (Belgien) 324
Aub, Lkr. Würzburg 229
Augsburg 95, 97, 104
Aurich 334
Auschwitz (Polen) 45, 50, 80, 82, 109, 121, 181, 186, 200, 209, 228, 244, 248, 347–352, 354–355, 357, 360–361, 374, 382
„Aw“ 35
Babstadt, Stadt Bad Rappenau 25–26, 28, 215
Bachenau, Stadt Gundelsheim 27, 86
Bad Buchau, Lkr. Biberach 220, 348
Bad Cannstatt, Stadt Stuttgart 314
Bad Friedrichshall 126, 350
Bad Mergentheim, Main-Tauber-Kreis 85–86, 102, 128, 170, 172, 174, 180 186–190, 198, 216, 229, 349
Bad Rappenau 25, 27–31, 36, 43–44, 48, 54, 72, 80, 101–102, 182, 205, 210, 238, 304–305, 355
Bad Wimpfen 12–13, 15, 27, 31–45, 51, 54, 84–86, 93, 95–96, 102, 104, 109, 122–124, 126–127, 138, 145–146, 158, 161, 167, 169, 171, 177–178, 182, 187, 205, 207, 224–225, 236–238, 305, 350
Bamberg 139
Basel (Schweiz) 328
Beilstein 296
Bergen-Belsen, Konzentrationslager 109
Berlichingen, Gemeinde Schöntal, Hohenlohekreis 134, 136, 195, 198–199, 206
Berlin 100, 181, 312, 314–315, 320–321, 339, 361, 366, 369, 377, 380, 382
Berwangen, Gemeinde Kirchardt 46–50, 98, 150, 163, 185, 245, 306, 352, 354–355, 357, 360–361
Besigheim, Lkr. Ludwigsburg 93
Biberach, Stadt Heilbronn 40, 49, 51–52, 109, 123–124, 205
Bieringen, Gemeinde Schöntal, Hohenlohekreis 58, 127
Billigheim, Neckar-Odenwald-Kreis 179–181, 207
Binau, Neckar-Odenwald-Kreis 43
Binswangen, Gemeinde Erlenbach 53, 139, 170
„Bises“ 58, 127
Bönnigheim, Lkr. Ludwigsburg 176, 230
Bonfeld, Stadt Bad Rappenau 36, 54–58, 150, 151, 163, 231, 242, 273, 277–282, 348, 350, 355, 357, 365
Braach, Stadt Rotenburg a. d. Fulda 61
Brackenheim, Stadt 58, 60, 73, 163, 177, 205, 229, 247, 307
Braunsbach, Lkr. Schwäbisch Hall 349
Braunschweig 315
Bretten, Lkr. Karlsruhe 48, 60–61, 64–65, 78, 120, 164
Bruchsal, Lkr. Karlsruhe 66, 117
Brügge (Belgien) 324
Brüssel (Belgien) 274, 324
Buchenwald, Konzentrationslager 45, 228, 272, 342
Bürg, Stadt Neuenstadt am Kocher 58, 160, 171, 228

Buttenhausen, Stadt Münsingen, Lkr. Reutlingen 343
Dachau, Konzentrationslager 24, 45, 57, 101, 176, 228, 272
Dahenfeld, Stadt Neckarsulm 127
Darmstadt 45, 104, 209, 245
Degmarn, Gemeinde Oedheim 58
Dellmensingen, Gemeinde Erbach, Alb-Donau-Kreis 248
Deutz, Stadt Köln 146
Diedelsheim, Stadt Bretten, Lkr. Karlsruhe 195, 245–246
Dinkelsbühl, Lkr. Ansbach 246
Dünaburg 367
Dünamünde 367
Durlach, Stadt Karlsruhe 271
Eberbach, Rhein-Neckar-Kreis 301, 353
Ehrstädt, Stadt Sinsheim, Rhein-Neckar-Kreis 117
Eichtersheim, Gemeinde Angelbachtal, Rhein-Neckar-Kreis 61
Ellhofen 337
Eppingen 11, 14–15, 48, 59–67, 78–79, 93, 104, 120, 125, 164, 171, 200, 203, 207, 222–223, 240, 245, 284–285, 291–292, 354–355, 357
Erfurt (DDR) 29
Erlenbach 53, 67, 169
Erligheim, Lkr. Ludwigsburg 176, 230
Ernsbach, Stadt Forchtenberg, Hohenlohekreis 195, 360
Eschenau, Gemeinde Obersulm 15, 18–19, 22–23, 67–72, 98, 101, 123, 141, 143, 205, 266, 268–269, 343–351
Esslingen am Neckar 58
Feudenheim, Stadt Mannheim 150–151
Flehingen, Gemeinde Oberderdingen, Lkr. Karlsruhe 63, 76, 79, 88, 117, 207, 248
Flein 231, 323, 364
Forchtenberg, Hohenlohekreis 152
Frankenbach, Stadt Heilbronn 109
Frankfurt am Main 26, 29, 31–32, 35, 57, 76, 79–80, 88, 97, 132, 138, 180, 182, 196, 217, 220, 259, 329
Freistadt in Böhmen 247
Freudental, Lkr. Ludwigsburg 107, 136, 148, 150, 175, 192, 233, 245, 248, 289, 348
Fürfeld, Stadt Bad Rappenau 72–73, 304
Fürth 19
„Furth" 25
Gartach siehe Kleingartach
Gaukönigshofen, Lkr. Würzburg 190
Geislingen 123
Gelnhausen, Main-Kinzig-Kreis 124, 253
Gellmersbach, Stadt Weinsberg 127, 139
Gemmingen 47, 61, 73–80, 117–118, 125, 150–151, 201–202, 221, 223–224, 246, 293, 303–305, 351, 355, 357
Germersheim, Lkr. Landau (Pfalz) 146
Gissigheim, Gemeinde Königheim, Main-Tauber-Kreis 211
Gochsen, Gemeinde Hardthausen am Kocher 80, 229
Göppingen 165, 315, 347–348
Grafeneck, Gemeinde Gomadingen Ortsteil Dapfen, Lkr. Reutlingen 24, 133
Grantschen, Stadt Weinsberg 269–270
Grötzingen, Stadt Karlsruhe 229
Grombach, Stadt Bad Rappenau 26, 80–83, 98, 117, 151, 354, 357, 361–362
Großbottwar, Lkr. Ludwigsburg 231
Großgartach, Gemeinde Leingarten 151
Güglingen 11, 60, 83
Gundelsheim 13, 27, 36, 40, 83–91, 102–103, 110, 128, 132, 151, 161, 167, 182–183, 209, 216, 229, 236
Gurs (Frankreich) 16, 31, 50, 67, 80, 82, 109, 121, 181, 186, 205, 209, 224, 228, 244, 248, 341, 351–362
Guttenberg, Burg in der Gemeinde Haßmersheim Ortsteil Neckarmühlbach, Neckar-Odenwald-Kreis 34
Haifa (Israel) 336, 342
Haigerloch, Zollernalbkreis 101, 122, 343
Hamburg 284, 369
Hardthausen am Kocher 80
Havanna (Kuba) 318–319
Hechingen, Zollernalbkreis 35, 70
Heggbach, Gemeinde Maselheim, Lkr. Biberach 160
Heidelberg 26, 29, 79–81, 150, 172, 202, 239, 277, 291–292, 303–304
Heidenheim an der Brenz 343, 350

Heidelsheim, Stadt Bruchsal, Lkr. Karlsruhe 225
Heilbronn 9–15, 29, 32, 49, 51, 53, 56, 59–60, 68, 72–73, 78, 82, 85, 91–101, 109, 114–115, 117, 122–123, 132, 143, 145, 153, 155, 157–158, 163, 165–166, 170, 176–178, 182, 192, 198, 205, 213, 215–217, 219–220, 223, 227, 230–231, 235, 238, 249–250, 253, 255, 261, 266, 272, 274, 278–279, 281–282, 289, 305–306, 323–324, 327–329, 331, 334–335, 337, 339, 341–342, 345–346, 348–349, 354, 360, 363, 367, 369–370, 372–373
Heinsheim, Stadt Bad Rappenau 25–26, 28–30, 34, 36, 38, 43–44, 46, 48, 54–55, 63, 73, 79, 85–86, 88, 90–91, 101–109, 117, 120, 141, 146, 148, 161, 183, 185, 197, 200, 207, 209, 221, 239–240, 305, 350, 355, 357
Heppenheim, Lkr. Bergstraße 61
Herbolzheim, Stadt Neudenau 179
Herrlingen, Gemeinde Blaustein, Alb-Donau-Kreis 45
Heuchlingen, Stadt Bad Friedrichshall, Stadtteil Duttenberg 40, 134, 186–187, 189, 224
Hilsbach, Stadt Sinsheim, Rhein-Neckar-Kreis 111, 117, 205–206
Hipfelhof, Stadt Heilbronn, Stadtteil Frankenbach 36, 51, 109
Hirschhorn, Lkr. Bergstraße 186
Höpfigheim, Stadt Steinheim an der Murr, Lkr. Ludwigsburg 231
Hohebach, Gemeinde Dörzbach, Hohenlohekreis 136
Hohenstadt, Stadt Bad Wimpfen 35
Horb, Lkr. Freudenstadt 348
Horkheim, Stadt Heilbronn 18, 68, 72, 98, 110–115, 122–123, 214–220, 232, 234
Horneck, Stadt Gundelsheim 83, 85, 102, 106, 127–128, 172, 174, 179, 187, 191, 218, 224, 229, 237
Hüffenhardt, Neckar-Odenwald-Kreis 151, 211
„Hüttenheim", Hüttenheim in Bayern Lkr. Kitzingen oder Huttenheim Stadt Philippsburg Lkr. Karlsruhe 170
Ilsfeld 274–276, 372
Ittlingen 73, 76, 115–122, 151, 200–202, 206–207, 229, 355, 357
Izbica (Polen) 45, 244, 348
Jagsthausen 194, 196
Jebenhausen, Stadt Göppingen 343
Jerusalem (Israel) 11
Kaltenwesten siehe Neckarwestheim
Karlsruhe 48, 67, 80, 181, 186, 205, 248, 271, 284, 353, 361
Kienthal (Schweiz) 320
Kirchardt 46, 117, 122, 200–201
Kirchhausen, Stadt Heilbronn 36, 40, 51–53, 68, 84, 122–125, 163, 170, 205
Kleingartach, Stadt Eppingen 11, 125–126, 177
Kochendorf, Stadt Bad Friedrichshall 15, 36, 91, 104, 126–133, 143, 167, 169, 171, 175, 187, 190, 193, 224, 245–246, 256–259
Kochertürn, Stadt Neuenstadt am Kocher 133–134, 167, 170, 225
Köln 277–278
Königsbach, Gemeinde Königsbach-Stein, Enzkreis 234
Kohlhof, Stadt Bad Rappenau 103
Korb, Stadt Möckmühl 134–138, 198
Krautheim, Hohenlohekreis 216
Kreßbach, Stadt Neudenau, Stadtteil Siglingen 227
Künzelsau, Hohenlohekreis 347
Ladenburg, Rhein-Neckar-Kreis 61
Landsberg am Lech 371
Langenargen, Bodenseekreis 284
Laudenbach, Rhein-Neckar-Kreis 26
Lauffen am Neckar 110, 138, 166, 176, 215, 230–231, 235
Lauffen ob Rottweil 138
Laupheim, Lkr. Biberach 160, 348
Lehrensteinsfeld 17–18, 23, 53, 68, 70, 80, 98, 132, 138–145, 169, 171, 175, 193, 201, 219, 229, 233, 269, 336–338, 342
Leingarten 205
Leipzig (DDR) 49, 315, 339
Lindach, Stadt Eberbach, Rhein-Neckar-Kreis 301, 353
Löwenstein 23, 32, 96, 145–146, 167
Löwenstein, Stammburg der Grafen von

Löwenstein-Randeck 146
London (Großbritannien) 284, 314, 321
Long Island (USA) 290
Lublin 348
Ludwigsburg 244, 346
Mainz 12, 32, 45, 96, 165, 177–178, 224
Maly Trostinec (Polen) 133, 346–349
Mannheim 25–26, 45, 67, 104, 108, 111–112, 190, 217, 223, 228, 272, 283–284, 287, 304
Marbach am Neckar, Lkr. Ludwigsburg 231
Marseille (Frankreich) 293
Massenbach, Stadt Schwaigern 15, 56, 146–160, 163, 206–207, 221, 288–290, 307, 309, 350
Massenbachhausen 47, 51, 56, 58, 124–125, 143, 146–147, 150, 160–163, 183, 205, 229, 307–310
Meckesheim, Rhein-Neckar-Kreis 56, 240
Merchingen, Stadt Ravenstein, Neckar-Odenwald-Kreis 136, 194
„Merzbach im Bambergischen" 245
Michelbach an der Lücke, Gemeinde Wallhausen, Lkr. Schwäbisch Hall 136, 349
Michelfeld, Gemeinde Angelbachtal, Rhein-Neckar-Kreis 76
Michelstadt, Odenwaldkreis 45
Minsk (Polen) 346
Möckmühl 11, 33, 134, 146, 164, 179, 197, 235
Mosbach, Neckar-Odenwald-Kreis 104, 108, 112–113, 151, 158, 181, 184–185, 207, 227, 237, 239
Moskau (UdSSR) 316, 322
Mühlacker, Enzkreis 350
Mühlbach, Stadt Eppingen 62, 66, 164–165
Mühringen, Stadt Horb, Lkr. Freudenstadt 122, 245
München 154, 181, 314, 374, 379
Nagelsberg, Stadt Künzelsau, Hohenlohekreis 42
Naharija (Israel) 341
Neckarbischofsheim, Rhein-Neckar-Kreis 48, 54, 151, 184–185, 206, 211, 240
Neckarsulm 11, 13, 15, 17, 36, 40, 51, 53, 58, 60, 67–68, 83, 86, 88, 92, 96, 104, 114, 123, 127–128, 132–133, 139, 146, 165–176, 179, 224–225, 235–237, 350
Neckarwestheim 80, 95–96, 176–177, 230
Neckarzimmern, Neckar-Odenwald-Kreis 134, 207, 224
Neipperg, Stadt Brackenheim 11, 177, 208
Neudenau 11–12, 32, 96, 128, 169, 171, 177–181, 207, 225–227, 271, 355, 357
Neuenstadt am Kocher 33, 58, 93, 133–134, 146, 179, 182, 224, 235
Neuhaus, Schloß, Stadt Sinsheim, Stadtteil Ehrstädt, Rhein-Neckar-Kreis 83, 117
New York (USA) 148, 157–158, 281, 290
Niederstetten, Main-Tauber-Kreis 349
Nördlingen, Lkr. Donau-Ries 58
Nordhausen, Gemeinde Nordheim 150
Nordheim, 15, 151, 157
Nordstetten, Stadt Horb, Lkr. Freudenstadt 114, 136
Nürnberg 14, 32, 92–95, 97, 180, 238, 298, 374, 376
Oberdorf, Stadt Bopfingen, Ostalbkreis 234
Obereisesheim, Stadt Neckarsulm 36
Obergimpern, Stadt Bad Rappenau 14, 35, 84, 182–186, 354, 357
Obermoschel, Donnersbergkreis 146
Oberöwisheim, Stadt Kraichtal, Lkr. Karlsruhe 63, 221
Oberstotzingen, Stadt Niederstotzingen, Lkr. Heidenheim 45, 343, 350
Obersulm 17, 67, 238, 311–313, 319, 351
Oberursel, Hochtaunuskreis 61
Ochsenburg, Gemeinde Zaberfeld 244–246
Oedheim 13, 21, 58, 91, 127–128, 132, 186–194, 255, 350
Öhringen, Hohenlohekreis 72, 220, 266–269, 313, 349
Offenau 206
Ohrnberg, Stadt Öhringen, Hohenlohekreis 197
Olnhausen, Gemeinde Jagsthausen 29,

106, 135–136, 194–200, 225, 273, 349–350
Oloron 353
Owingen, Stadt Haigerloch, Zollernalbkreis 34, 102, 146
Oxford (Großbritannien) 314
Paris (Frankreich) 321, 340, 360, 379
Pfedelbach, Hohenlohekreis 152
Pforzheim 164–165, 181, 244
Philippsburg, Lkr. Karlsruhe 91
Poppenlauer, Lkr. Kissingen 25
Prag (Tschechoslowakei) 25, 345
Presteneck, Schloß in Stein am Kocher, Stadt Neuenstadt am Kocher 134, 224
Prittlbach, Lkr. Dachau 45
Randegg, Gemeinde Gottmadingen, Lkr. Konstanz 223
Ravensbrück, Konzentrationslager 361
Récébédou (Frankreich), Konzentrationslager 67, 109
Regensburg 95
Reichertshausen, Stadt Neudenau, Stadtteil Siglingen 239
Reihen, Stadt Sinsheim, Rhein-Neckar-Kreis 117
Reutlingen 56, 315
Rexingen, Stadt Horb, Lkr. Freudenstadt 347
Richen, Stadt Eppingen 61, 76, 116–117, 119, 122, 200–205, 354
Riga (UdSSR) 16, 72, 115, 200, 248, 362–370
Rohrbach, Stadt Sinsheim Rhein-Nekkar-Kreis oder Stadt Heidelberg 223
Rosenberg, Neckar-Odenwald-Kreis 359
Rothenburg ob der Tauber, Lkr. Ansbach 31, 93, 238, 254
Rottweil 126, 166–167, 231, 235, 346
Schluchtern, Gemeinde Leingarten 15, 45, 51, 68, 111, 123, 148, 150–151, 157, 160–161, 205–209, 354, 357
Schopfloch, Lkr. Ansbach 26, 246
Schrozberg, Lkr. Schwäbisch Hall 220
Schwäbisch Gmünd, Ostalbkreis 347
Schwäbisch Hall 17, 93, 266, 349
Schwaigern 146, 151, 153, 206, 304, 309
Schwenningen, Stadt Villingen-Schwenningen, Schwarzwald-Baar-Kreis 318
Sennfeld, Stadt Adelsheim, Neckar-Odenwald-Kreis 61, 136, 145
Shavei Zion (Israel) 341
Siegelsbach 29–31, 42, 209–212, 240, 303–304
Sindringen, Stadt Forchtenberg, Hohenlohekreis 160
Sinsheim, Rhein-Neckar-Kreis 48, 64, 78, 82, 90, 94, 120, 164, 282, 287, 302–303, 357–358, 361
Sontheim an der Brenz, Lkr. Heidenheim 213
Sontheim, Stadt Heilbronn 11, 18, 61, 92, 97–98, 110–111, 114–115, 133, 143, 160, 213–221, 231, 233–235, 293, 296
Speyer 32, 35, 60, 126, 146
Stebbach, Gemeinde Gemmingen 61, 150, 221–224, 282–285, 291–295, 299–302, 305–306, 350, 353, 357–358
Stein am Kocher, Stadt Neuenstadt am Kocher 15, 42, 100, 134, 171, 179, 207, 224–228, 271, 355, 357
Steinsfeld siehe Lehrensteinsfeld
Steinsfurt, Stadt Sinsheim, Rhein-Nekkar-Kreis 188
St. Louis (USA) 292, 294
Stockheim, Stadt Brackenheim 80, 88, 116–117, 139, 161, 229–230
Stocksberg siehe Stockheim
Straßburg (Frankreich) 93, 186, 314, 318
Stuttgart 15, 28, 49, 56, 72, 132–133, 143, 153–154, 176, 192, 220, 224, 227, 229, 247–248, 260, 291–292, 312, 314–315, 318, 320–321, 327, 329–331, 339, 343–344, 346–350, 358, 365–366, 369
Talheim 9, 18, 95–96, 114, 151, 176, 219, 230–235, 259–260, 295–298, 348, 350, 362–364, 379
Theresienstadt (Tschechoslowakei), Konzentrationslager 16, 45, 72, 109, 115, 133, 156–157, 163, 200, 209, 224, 244, 248, 318, 321, 343–351
Treschklingen, Bad Rappenau 26, 39, 47, 117, 122, 183, 209
Unterdeufstetten, Gemeinde Fichtenau, Lkr. Schwäbisch Hall 136
Untereisesheim 36, 167, 169, 235–237

Untergimpern, Stadt Neckarbischofsheim, Rhein-Neckar-Kreis 183–184
Untergriesheim, Stadt Bad Friedrichshall 84
Vernet (Frankreich) 361
Villingen, Stadt Villingen-Schwenningen, Schwarzwald-Baar-Kreis 60
Wachbach, Stadt Bad Mergentheim, Main-Tauber-Kreis 188
Wäschenbeuren, Lkr. Göppingen 117
Wagenbach, Stadt Bad Rappenau, Stadtteil Obergimpern 27, 36, 85, 182
Waibstadt, Rhein-Neckar-Kreis 48, 63, 79, 82, 185, 221–222, 240
Walldorf, Rhein-Neckar-Kreis 41, 150
„Wayingen" in Franken 206
Weinheim, Rhein-Neckar-Kreis 61, 181
Weinsberg 11, 22–23, 110–111, 177, 235, 237–238, 313, 343, 350
Weißenhof, Stadt Weinsberg 238
Widdern 11, 194, 197, 238
Wieblingen, Stadt Heidelberg 79, 304
Wilhelmstaler Hof, Stadt Schwaigern. Stadtteil Massenbach (abgegangen) 148
Willsbach, Gemeinde Obersulm 238
Winnenden, Rems-Murr-Kreis 314
Wollenberg, Stadt Bad Rappenau 25, 105, 125, 209, 238–244, 354, 357
Worms 31, 33, 35, 42, 57, 88, 105–106, 236
Würzburg 255
Zaberfeld 150, 244–248, 350
Zermatt (Schweiz) 333
Zimmerhof, Stadt Bad Rappenau 103
Zimmerwald 320
Zürich (Schweiz) 324, 374